

Zeitschrift für die Fächer Latein und
Griechisch an Schulen und Universitäten

FORUM CLASSICUM



INHALT

ISSN 1432-7511

4/2009

	In eigener Sache	259
Holger Koch	2009! – 2000 Jahre Varusschlacht: Anmerkungen zu einem Jubiläum	260
Rupert Farbowski	Historia magistra scholae: Das Konstruieren – Verteidigung einer unverwüstlichen Methode	280
Reinhard Lamp	Florilegium: Eine Sammlung lateinischer Inschriften auf spätmittelalterlichen Grabsteinen aus englischen Kirchen	291
Manfred Glock	Schwierige Zeiten – schwieriges Lernen: Zu Plinius, epist. 8,14	298
Herbert Zimmermann	Das Problem der neuen Lebensgestaltung in der frühhellenistischen Geisteswelt und die Antwort der Philosophie	310
	Besprechungen	318
	Leserforum	339
	Varia	342
	Adressen der Landesvorsitzenden	346

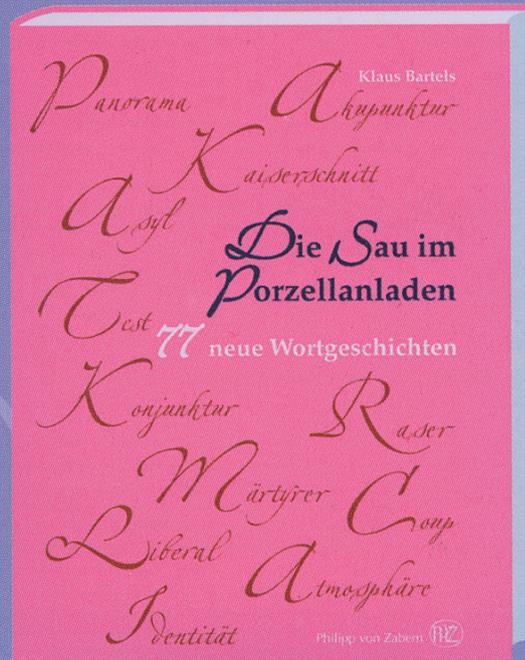
Deutscher Altphilologenverband

Wortgeschichten – Von A wie »Amtsschimmel« bis Z wie »Zentralabitur«

»Das liest sich leicht, kribbelt wie Schaum im Champagnerglas und lässt die buchstäbliche Philologenmühe vergessen, welche die unerlässliche Grundlage dieser Wortbiographien bildet.«

Neue Luzerner Zeitung

Klaus Bartels
Die Sau im Porzellanladen
77 neue Wortgeschichten
196 Seiten
ISBN 978-3-8053-3914-8
€ 24,90 (D) / sFr 44,00 uvp



Wie Berenike auf die Vernissage kam
ISBN 978-3-8053-3330-6



Veni, vidi, vici
ISBN 978-3-8053-3553-9



Trüffelschweine im Kartoffelacker
ISBN 978-3-8053-3262-0



Wie die Murmeltiere murmeln lernten
ISBN 978-3-8053-2794-7

**Bestellen Sie in Ihrer
Buchhandlung**

per Post:
Verlag Philipp von Zabern
Göttelmannstr. 13A
55130 Mainz

per Telefon:
06131 / 28747-12

per Fax:
06131 / 223710

per E-Mail:
vertrieb@zabern.de

im Internet:
www.zabern.de



PHILIPP
VON ZABERN
MAINZ

In eigener Sache

Nicht bestellt, aber wie gerufen kam uns – kurz vor Erscheinen dieses Heftes – die E-Mail eines „langjährigen DAV-Mitgliedes mit gutem Gedächtnis“ ins Haus: Dr. GOTTFRIED KIEFNER gibt aus gebührender Distanz einen persönlich gehaltenen, aber in gewisser Weise durchaus repräsentativen Rückblick auf die Geschichte unseres Verbandes, auf die Metamorphose unserer Tagungen und Kongresse und nicht zuletzt auch auf den Wandel unseres Mitteilungsblattes (siehe Leserforum). Ältere Leser/innen werden seinen Brief mit nostalgischen Erinnerungen verknüpfen, jüngere werden vielleicht erstmals auf die bescheidenen Ursprünge des DAV und seiner Aktivitäten aufmerksam gemacht. Wie auch immer, die Arbeit unseres 1925 gegründe-

ten und 1950 wiederbegründeten Verbandes und nun insbesondere auch wieder der bevorstehende Kongress in Freiburg verdanken sich ausschließlich der freiwilligen, ehrenamtlichen Aktivität unserer Kollegen und Kolleginnen an Schulen und Universitäten, die die Fächer Latein und/oder Griechisch mit Engagement nicht nur „vor Ort“, sondern auch in der Öffentlichkeit vertreten. Ihnen sei an dieser Stelle wieder einmal herzlich gedankt. Der schönste Dank aber kommt durch die Tat zum Ausdruck, d. h. konkret durch die Teilnahme am Kongress in Freiburg (6.-10. April 2010). Bitte beachten Sie das diesem Heft beigelegte Programm mit den entsprechenden organisatorischen Hinweisen.

ANDREAS FRITSCH

Impressum

ISSN 1432-7511

52. Jahrgang

Die Zeitschrift **FORUM CLASSICUM** setzt das von 1958 bis 1996 in 39 Jahrgängen erschienene „Mitteilungsblatt des Deutschen Altphilologenverbandes“ fort. – Erscheinungsweise vierteljährlich. Die im FORUM CLASSICUM veröffentlichten Beiträge sind im Internet unter folgender Adresse abrufbar: <http://www.altphilologenverband.de>

Herausgeber: Der Vorsitzende des Deutschen Altphilologenverbandes: <http://www.altphilologenverband.de>
Univ.-Prof. Dr. Stefan Kipf, Murtener Str. 5 E, 12205 Berlin; stefan.kipf@staff.hu-berlin.de

Schriftleitung: Prof. Andreas Fritsch, Univ.-Prof. a. D., Freie Universität Berlin, Institut für Griechische und Lateinische Philologie, Habelschwerdter Allee 45, 14195 Berlin (Privatanschrift: Wundtstr. 46, 14057 Berlin);
E-Mail: classics@zedat.fu-berlin.de

Die **Redaktion** gliedert sich in folgende Arbeitsbereiche:

1. Schriftleitung, Berichte und Mitteilungen, Allgemeines (s. o.);
2. Didaktik, Schulpolitik:
StD Michael Hotz, Riederer Str. 36, 85614 Kirchseeon
3. Fachliteratur, Schulbücher, Medien:
OStR Dr. Dietmar Schmitz, Am Veenteich 26, 46147 Oberhausen
4. Zeitschriftenschau:
Prof. Dr. Felix Mundt, Humboldt-Universität zu Berlin, Institut für Klassische Philologie,
felix.mundt@staff.hu-berlin.de
StD Dr. Josef Rabl, Kühler Weg 6a, 14055 Berlin;
StR Martin Schmalisch, Seehofstr. 56a, 14167 Berlin

Die mit Namen gekennzeichneten Artikel geben die Meinung des Verfassers, nicht unbedingt die des DAV-Vorstandes wieder. – Bei unverlangt zugesandten Rezensionsexemplaren ist der Herausgeber nicht verpflichtet, Besprechungen zu veröffentlichen, Rücksendungen finden nicht statt. – **Bezugsgebühr:** Von den Mitgliedern des Deutschen Altphilologenverbandes wird eine Bezugsgebühr nicht erhoben, da diese durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten ist (**Wichtiger Hinweis** zur Mitgliedschaft, Adressenänderung usw. am Schluss des Heftes). Für sonstige Bezieher beträgt das Jahresabonnement EUR 15,-; Einzelhefte werden zum Preis von EUR 4,50 geliefert. Die angegebenen Preise verstehen sich zuzüglich Porto. Abonnements verlängern sich jeweils um ein Jahr, wenn sie nicht spätestens zum 31.12. gekündigt werden.

C. C. Buchners Verlag, Postfach 1269, 96003 Bamberg.

Layout und Satz: OStR Rüdiger Hobohm, Mühlweg 9, 91807 Solnhofen, E-Mail: mail@ruediger-hobohm.de

Anzeigenverwaltung: OStR'in Christina Martinet, Wiesbadener Straße 37, 76185 Karlsruhe, Tel. (0721) 783 65 53,
E-Mail: CMartinet@t-online.de

Herstellung: BÖGL DRUCK GmbH, Am Schulfang 8, 84172 Buch a. Erlbach.

2009! – 2000 Jahre Varusschlacht

Anmerkungen zu einem Jubiläum*

VAE! ANTE QVATER QVINGENTOS ANNOS
PVBLIVS QVINTCILIVS VARVS LEGIONESQVE TRES
TEVTOBVRGIENSI SALTV PALVDIBVSQVE
AB ARMINIO PROELIO TVRPI VICTAE SVNT.

Wehe! Vor 2000 Jahren sind Publius Quinctilius Varus und drei Legionen
im Teutoburger Wald und in den Sümpfen
von Arminius in einer schmachvollen Schlacht besiegt worden.¹

2000 Jahre Varusschlacht – einem Mysterium auf der Spur:

In diesem Jahr 2009 jährt sich die Varusschlacht zum 2000sten Mal. Es handelt sich um die schwere Niederlage, die die Römer im Herbst 9 n. Chr. unter ihrem Feldherrn PUBLIUS QUINCTILIUS VARUS gegen germanische Truppen unter der Führung des Cheruskerfürsten ARMINIUS hinnehmen mussten – den Verlust von drei Legionen und ihren Begleitern. Besonders geeignet sind derartige Gedenktage, um historische Ereignisse in das Bewusstsein der Öffentlichkeit zu rücken. Doch ohnehin erfreut sich die „Schlacht im Teutoburger Wald“ seit geraumer Zeit großen Interesses.² Das nachhaltige Interesse an dieser Schlacht beruht auf ihrer besonderen historischen Bedeutung. So bezeichnete kein geringerer als THEODOR MOMMSEN, einer der herausragenden Historiker des 19. Jh. und Literaturnobelpreisträger, sie als „Wendepunkt der Weltgeschichte“.³ Sein Diktum beruht auf der Sicht, dass die Jahrhunderte anhaltende kontinuierliche Expansion des *Imperium Romanum* durch die Varuskatastrophe einen Dämpfer erhalten habe.⁴ Der epochale Charakter dieser „Schlacht im Teutoburger Wald“ hat schon immer fasziniert.⁵ Viele Rätsel ranken sich um die *clades Variana*, wie sie auch genannt wird. Eine Vielzahl von Vorstellungen um dieses Mysterium in den Wäldern Germaniens haben das Geschichtsbewusstsein der Deutschen geprägt. So schreibt beispielsweise der Historiker

ERNST KORNE MANN:⁶ „Die deutsche Geschichte beginnt mit der Schlacht im Teutoburger Wald. Der Cherusker Arminius ist der erste Nationalheld unseres Volkes.“ In der populärwissenschaftlichen Literatur wird diese Schlacht nach wie vor als sog. ‚Wende‘ in der Geschichte der Deutschen verklärt.⁷ Dagegen hebt sich die allgemeine Forschung ab, die davon ausgeht, dass die Varusschlacht keinen tieferen Einschnitt in der Germanienpolitik des AUGUSTUS bedeutet habe.⁸ Selbst Augustus formuliert in seinem Tatenbericht im Jahre 13/14 n. Chr., dass er Germanien bis zur Mündung der Elbe befriedet habe (*Res Gestae* 26). Erst FLORUS und TACITUS sehen die *clades Variana* als Zäsur der römischen Germanienpolitik an. Von nun an galt der Rhein als Grenze des *Imperium Romanum*.⁹

Insgesamt ist festzuhalten: Der Schlachtverlauf und dessen Ergebnis hatten und haben nachhaltige Auswirkungen auf die Deutung der augusteischen Germanienpolitik wie auch auf die Struktur und Kultur des heutigen Deutschlands bzw. Europas. Das Wissen um die Geschehnisse ist gerade in den letzten Jahren erheblich gewachsen. Die Varusschlacht hat auch heute ihre Anziehungskraft nicht verloren. Kennzeichen dieser Aktualität sind die zahlreichen Veröffentlichungen in der Forschung, in den einschlägigen Medien sowie insbesondere die großen Ausstellungsprojekte in Haltern am See,¹⁰ Detmold,¹¹ Bramsche-Kalkriese¹² in diesem Jahr.¹³

Vertiefende Bemerkungen zur Varusschlacht: Der historische Hintergrund – was sagen die schriftlichen Quellen über die Varusschlacht?:¹⁴

Die Schlacht im „Teutoburger Wald“ hat sich wohl im September des Jahres 9 n. Chr. ereignet.¹⁵ Der Ablauf der Schlacht ist durch die sich widersprechenden schriftlichen Quellen nicht eindeutig zu rekonstruieren. Dasselbe gilt für den Ort und die Dauer der *clades Variana*. Ohne die umfangreiche literarische Überlieferung der griechischen und römischen Autoren wüssten wir nicht einmal Genaueres von der Varusschlacht.¹⁶ Als gesichert gelten darf jedoch die Jahreszeit, in der sich diese Schlacht ereignet hat. Die antiken Autoren berichten davon, dass sich Varus auf dem Rückmarsch in die Winterquartiere in Richtung Rhein befunden habe.

Die Quellen zu dieser Auseinandersetzung sprudeln reich. Die *clades Variana* war Gegenstand zahlreicher mehr oder minder ausführlicher Beschreibungen von Zeitgenossen wie KRINAGORAS(?), OVID,¹⁷ MANILIUS, STRABO, FLORUS und VELLEIUS PATERCULUS.¹⁸ Notizen und Bezüge zur Varusschlacht finden sich bei Autoren des 1. und 2. Jahrhunderts. Zu nennen sind die beiden SENECAE, PLINIUS D. Ä. oder FRONTIN. Bedeutenswert ist, dass die Niederlage in den wichtigsten Geschichtswerken der frühen Kaiserzeit Erwähnung findet, nämlich bei TACITUS,¹⁹ SÜETON²⁰ und CASSIUS DIO (3. Jh. n. Chr.). OROSIUS nimmt sich ihrer zu Beginn des 5. Jh. n. Chr. in seinem Werk *Historiae adversum paganos* – der ersten Universalgeschichte aus christlicher Sicht – an.

Was wird nun in den wichtigsten Quellen zur Varusschlacht erwähnt? – FLORUS spricht in seinem Geschichtswerk davon, dass Varus bei der Abhaltung eines Gerichtstages von den Germanen höchst überraschend überfallen worden sei. Dabei seien seine drei Legionen niedergemacht worden.²¹ Bei VELLEIUS PATERCULUS ist davon die Rede, dass die Schlacht in unwegsamem Gelände stattgefunden habe.²² Ähnliches weiß der Historiker CASSIUS DIO in seinem ausführlichsten uns heute vorliegendem Bericht zur Varusschlacht zu berichten: Varus sei auf dem Marsch durch angeblich befreundetes Gebiet ohne größere Mühe überwältigt worden. Inmitten undurch-

dringlicher Wälder seien der Feldherr und seine Truppen niedergemacht worden.²³ Gemäß der Schilderung dieser drei Autoren hat die Schlacht zwischen einem (Florus) und drei bis vier Tagen gedauert (Cassius Dio).

FLORUS, VELLEIUS PATERCULUS und CASSIUS DIO und für die Jahre nach der Schlacht TACITUS in seinen *Annales* haben eine eigene Schwerpunktsetzung bei der Schilderung dieses Ereignisses vorgenommen.²⁴ Durch VELLEIUS erfährt man von den Verlusten: drei Legionen, drei Reitergeschwader, sechs Hilfstruppen sowie vom Zeitpunkt der Schlacht (fünf Tage nach dem Ende der Kämpfe in Pannonien und Dalmatien). Außerdem charakterisiert er Varus und Arminius ausführlich. FLORUS dagegen lenkt die Aufmerksamkeit seines Lesers auf die Grausamkeit der Germanen. Allen Quellen gemeinsam ist die Erwähnung der Leichtgläubigkeit des Varus. CASSIUS DIO überbringt uns die meisten Details: Er erwähnt die geradezu sprichwörtlich gewordenen „undurchdringlichen Wälder“ Germaniens, die „Baumriesen“, den immerwährenden Sturm und Regengüsse u. v. m.²⁵ Selbst die Länge des römischen Trosses, die Gründe für den germanischen Aufstand sowie die Reaktion des Augustus auf die Niederlage des Varus werden von jenem erwähnt. TACITUS setzt, wie nach Anlage seiner Schrift „*ab excessu divi Augusti*“ folgerichtig, mit seinem Bericht etwas später ein. Er beginnt die Ereignisse der Jahre 14-17 n. Chr. ausführlich zu berichten, d. h. vom Rache- und Eroberungsfeldzug des Germanicus nach dem Ableben des Augustus (s. u.).

Andere Autoren wie z. B. STRABO, die beiden SENECAE, FRONTIN steuern wichtige Details über die Schlacht bei. Dies sind Zeugnisse dafür, dass die Varusschlacht im (Geschichts-)Bewusstsein der Zeitgenossen verhaftet war.²⁶ Bedauerlicherweise verloren sind die zwanzig Bände umfassende Darstellung der Germanenkriege des älteren PLINIUS,²⁷ ein geschichtliches Werk des AUFIDIUS BASSUS, ein Werk des VELLEIUS PATERCULUS zu den Germanen²⁸ sowie die Augustus betreffenden Passagen von LIVIUS' *Ab urbe condita*.

Dennoch war mit der verlorenen Schlacht des Varus das Ende der augusteischen offensiven Germanienpolitik noch nicht erreicht. Nachdem die vernichteten Truppen des Varus ersetzt und das

Einsatzheer am Rhein verstärkt worden waren, machte sich zunächst TIBERIUS im Auftrag des *Princeps* auf den Zug gegen die Germanen, ab 11 n. Chr. GERMANICUS. Die Feldzüge waren zunächst erfolgreich. In Waldgirmes wurde mit dem Wiederaufbau der Siedlung begonnen. Dieser durch die Archäologie erschlossene Komplex wird als erste römische Stadtgründung im Innern Germaniens gedeutet. Da es sich zudem um einen rechts-rheinischen Verkehrs-, Kommunikations- und Knotenpunkt eines umfassenden Versorgungsnetzes handelt, lässt sich vermuten, dass das Ziel der augusteischen Germanienpolitik war, auch das rechtsrheinische Gebiet in diesen Jahren weiter zu erschließen und möglicherweise zur Provinz auszubauen.²⁹ Diese neue archäologischen Befunde passen vorzüglich zu den literarischen Quellen, die zu der von Rom nach den DRUSUSfeldzügen beanspruchten Herrschaft in Germanien gehören.³⁰ Germanicus führt diese Außenpolitik im Sinne des Augustus weiter.

Als Augustus 14 n. Chr. verstarb, riefen die Truppen am Rhein Germanicus und Tiberius als zukünftige Herrscher Roms aus. Germanicus wies dies zurück. Tiberius, der die gemeinsame Proklamation als Affront gegen seine Person auffasste, rief Germanicus aus dem Norden ab. Damit hatte die Germanien-Offensive ihr endgültiges Ende erreicht. Da sie nicht weitergeführt wurde, hat die Varusschlacht im Nachhinein ihre Aufwertung zu einem „Wendepunkt der Geschichte“ erfahren.³¹

Der archäologische Befund zur Varusschlacht:³² Hundertschaften von Hobbyforschern, aber auch von Wissenschaftlern haben über 500 Jahre hinweg die antiken Autoren ausgeschlachtet, um den wahren Ort der Varusschlacht ausfindig zu machen. Man versuchte die Angaben der schriftlichen antiken Quellentexte auf die norddeutsche Landschaft zu übertragen. Doch bis 1987 war es nicht gelungen, überhaupt ein größeres Schlachtfeld ausfindig zu machen. In jenem Jahr aber fand der britische Offizier T. CLUNN in der Nähe von Alt-Barenau bei Kalkriese (Kreis Bramsche, nahe Osnabrück) zahlreiche römische Münzen und drei Schleuderbleie.³³ Bereits TH. MOMMSEN betrachtete bekanntlich Alt-Barenau bzw. Kalkriese als wahrscheinlichen Ort der Varus-

schlacht.³⁴ Die Auffindung der Schleuderbleie lässt die Anwesenheit von römischen Militär in diesem Raum vermuten. Dies gab den Anstoß für ein umfangreiches bis heute nicht vollendetes Forschungsprojekt: Das heute größte archäologisch bearbeitete Schlachtfeld der Antike mit weit mehr als 5.000 Exponaten spricht für sich. Bereits die ersten Ausgrabungen bei Kalkriese zeigten, dass hier Gefechtshandlungen zwischen Römern und Germanen stattgefunden haben müssen. Die Archäologie versuchte und versucht herauszufinden, ob es sich bei Kalkriese um den Ort der *clades Variana* (9 n. Chr.) oder um den Ort der Schlacht an den *pontes longi* (15 n. Chr.) handelt. Denn Tac. Ann. 1,63,3-68,5 teilt uns mit, dass der römische Legat AULUS CAELIUS CAECINA nach der Beisetzung der menschlichen und tierischen Überreste der Varusschlacht im Spätsommer oder Herbst des Jahres 15 n. Chr. auf dem Weg ins Landesinnere zur Ems in einer Gegend in einen Hinterhalt geraten sei. Dort seien sog. *pontes longi*, d. h. Bauten langer Knüppeldämme, über die unwegsamen, wasserreichen Flächen, zu finden gewesen. Diese Beschreibung weist Ähnlichkeiten zur Beschreibung der Varusschlacht auf.³⁵ Aus dieser Schilderung wollte man schließen, dass Caecina, der entkommen konnte, sich mit hoher Wahrscheinlichkeit in einer Landschaft zwischen Ems und Weser bewegt haben müsse. Die Topographie der Gegebenheiten weise große Ähnlichkeiten mit der Kalkrieser-Niewedder Senke auf.³⁶ Tac. Ann. 1,63,4f. erwähnt des Weiteren, dass Caecina unschlüssig gewesen sei, ob er die langen Bohlenwege wiederherstellen solle. Auch habe er beschlossen, an Ort und Stelle ein Lager zu errichten und die germanischen Feinde abzuwehren.

Die Kalkrieser-Niewedder Senke findet sich am Nordrand des Wiehengebirges und ist ein zwischen dem knapp 160 m hohen Kalkrieser Berg und dem Großen Moor 6 km langer und an seiner schmalsten Stelle 1 km langer breiter Engpass. Auf einem Areal, das 30 km² misst, wurden entlang des Berges auf 17 km Länge und 2 km Breite fast 2000 Münzen, aber auch zahlreiche römische Militaria und Alltagsgegenstände gefunden.³⁷ Ferner wurden Menschen- und Tierknochen zu Tage gefördert. Bei den Men-

schenfunden handelt es sich bei allen um Männer mittleren Alters, bei den Tieren um Pferde bzw. Maultiere, was auf einen umfangreichen Tross schließen lässt. Anhand der Verbissspuren kleiner Nagetiere ist zurecht gefolgert worden, dass diese Knochen mehrere Jahre hindurch unbeerdigt an der Erdoberfläche gelegen haben müssen. Dazu passt die Schilderung des Tac. Ann. 1,62,1, dass Germanicus sechs Jahre nach der Varuskatastrophe das Schlachtfeld besucht und den Gebeinen die letzte Ehre erwiesen habe.

Ein sehr bemerkenswerter Fund findet sich am Fuß des Kalkrieser Bergs, der über ca. 2 km von Ost nach West führt. Dort findet sich nämlich ein Wall in der Flur „Oberesch“, der den Germanen als Hinterhalt gegen die vorbeimarschierenden römischen Truppen diente.³⁸

Für die zeitliche Einordnung des Schlachtfeldes von Kalkriese sind zwei Faktoren Grundvoraussetzung: die Münzen sowie die oben erwähnten Knochen(-gruben). Die zuletzt geprägten Münztypen sind *aurei* und *denarii*, der von 2 v. Chr. - 1 n. Chr. geprägte Gaius-/Lucius-Typ. Es handelt sich hierbei um in Kalkriese gefundene Schlussmünzen. Von der folgenden Serie aus den Jahren 13/14 n. Chr. wurde bisher kein Exemplar aufgefunden.³⁹ Bezeichnend ist in diesem Zusammenhang, dass die für den Soldatensold typischen Kupfermünzen (*asses*) in dem zwischen 8 v. Chr. und 3 v. Chr. geprägten *Lugdunum-I-As* in Kalkriese auffindbar sind, nicht aber die zweite Serie des *Lugdunum-As*, der bis 14 n. Chr. geprägt wurde. Extrem hoch ist der Anteil kontermarkierter *Lugdunum-I-Asse*, wobei 96% der Münzen den Gegenstempel mit folgender Aufschrift tragen: *AVC IMP C. VAL* oder *VAR*.⁴⁰ Derartige Münzen wurden aus der Privatkasse des *Princeps* oder des jeweiligen Imperators bezahlt.

Die Häufigkeit derartiger Münzen aus der Kalkrieser-Niewedder Senke, das Fehlen der nach 13 n. Chr. wieder einsetzenden Prägung der zweiten Serie der *Lugdunum-Asse* und das Ausbleiben der Gegenstempel von Tiberius und Germanicus lässt allein die Schlussfolgerung zu, dass in Kalkriese nach der Varusschlacht 9 n. Chr. keine Münze mehr an dieser Stelle auffindbar war.⁴¹ Da aus dieser Zeit im Raum von Kalkriese keine andere Auseinandersetzung zwischen Römern

und Germanen überliefert ist, liegt es nahe, dass dieser Münzfund im Zusammenhang mit der Varuskatastrophe zu sehen ist. Entscheidend ist hierbei die Frage, wie sich der Münzverlauf ausgehend von der Prägestätte verteilt und wie die Münzen von Lugdunum zu den Soldaten rechts des Rheins in das Innere Germaniens gelangten. Als gesichert gelten darf, dass die ab 10 n. Chr. geprägten (Kupfer-)Münzen in Kalkriese in Gänze fehlen.⁴² Dasselbe gilt für die späteren Gold- und Silberprägungen. WALTHER kommt angesichts dieser Befunde zu folgendem Fazit:⁴³ „An ihnen ist es darzulegen, warum in Kalkriese bisher keine nach 9 n. Chr. geprägten Münzen gefunden worden sind. ... Welchen Ausgang die Debatte um Kalkriese auch nehmen wird: Im Grunde genommen scheint es in Bezug auf den Verlauf der Geschichte in Germanien zweitrangig zu beweisen, ob Kalkriese Ort der Varusniederlage oder der Caecinaschlacht gewesen ist. Mit Sicherheit war es nicht allein die Vernichtung der drei Legionen des Varus, durch die Germanien einer römischen Provinzialisierung entging. Die Abberufung des Germanicus im Jahr 16 n. Chr. trug das Ihre dazu bei.“

An dieser Stelle lässt sich allerdings unter einer Einschränkung zusammenfassen: Sicherlich handelt es sich aus archäologischer Sicht bei der Kalkrieser-Niewedder Senke um ein riesiges Fundareal hinsichtlich der Auseinandersetzungen zwischen Römern und Germanen. Die Art der Plünderung der römischen Gefallenen durch die Germanen ohne Bestattung lässt zweifelsohne auf die Art des Sieges derselben schließen. Auch die Wallanlage „Oberesch“ ist Dokument für den germanischen Hinterhalt, aus dem heraus der Angriff auf die Römer erfolgt ist. Eine derartige Niederlage passt in erster Linie auf die *clades Variana*, nicht aber auf die des Caecina, obwohl er ein ähnliches Schicksal erlitten hat. Warum?⁴⁴ – Die ausgegrabenen Knochengruben geben einen Hinweis. Denn anthropologische und zoologische Untersuchungen des Knochenmaterials erbrachten das Ergebnis, dass es mehrere Jahre hindurch an der Oberfläche gelegen haben muss. Es mache nach MOOSBAUER nur Sinn, wenn im Sommerfeldzug des Germanicus im Jahr 15 n. Chr. die Orte der Varusniederlage aufgesucht

worden seien.⁴⁵ Wenig sinnvoll dagegen sei es, wenn für ein Schlachtfeld aus der Zeit des Kaisers Tiberius eine derartige Bestattungsaktion zwei bis zehn Jahre später erfolgt sei. Außerdem wiesen die Münzen und Militaria aus Kalkriese eher auf einen Varus- als Germanicuszeitlichen Hintergrund hin.⁴⁶ Das Fundareal aus Kalkriese passt vortrefflich zur Varusschlacht. Allerdings muss die Frage gestellt werden, zu welchem Zeitpunkt im Verlauf der kriegerischen Aktionen diese Begegnung zwischen den Römern und den Germanen stattgefunden haben könnte. Etwa auf dem Fluchtversuch des Varus und seiner Truppen aus dem Teutoburger Wald? – Erst weitere archäologische Funde sowie interdisziplinäre Zusammenarbeit kann diese und weitere offene Fragen, die sich um das Mysterium der Varusschlacht ranken, klären. Es muss diskutiert werden, welche Funde sich den Ereignissen vor, während und nach der Schlacht zuordnen lassen.⁴⁷ Auch die philologische Frage kann an dieser Stelle nur im Zusammenhang mit (neuen) Funden der Archäologie beantwortet werden. Bisherige Versuche, den Ort Kalkriese mit dem Ort der *clades Variana* in Verbindung zu bringen, bilden (noch) keine Grundlage für eine endgültige Entscheidung.⁴⁸

Anmerkungen zur Rezeption der Varusschlacht:⁴⁹

In der Antike wurde die Varusniederlage nicht nur in den zeitgenössischen Quellen zahlreich rezipiert (s. o.), sondern auch in der Folgezeit. Vor allem der Verlust der drei symbolträchtigen Legionsadler in der Schlacht hat das römische Selbstbewusstsein auf das Empfindlichste getroffen.⁵⁰ Nach der Varus-Niederlage versuchte Rom zwar unter der Führung des Germanicus die verlorenen Gebiete vom Rhein bis zur Elbe wiederzuerlangen, was aber entgegen der prinzipalen Propaganda misslang. TACITUS kommentiert in seinen *Annales* die Abberufung des Germanicus aus Germanien sarkastisch und ironisch als neidmotivierte Maßnahme des Kaisers Tiberius. Gleichzeitig stilisiert er nach der aufgegebenen Provinzialisierung Germaniens ARMINIUS zum *liberator haud dubie Germaniae* (ann. 2,88,2). WIEGELS bezeichnet diese Aussage zurecht als „eine bemerkenswerte und ungewöhnlich posi-

tive Würdigung eines erfolgreichen Gegners aus der Feder eines Römers“⁵¹ wenn man etwa bedenkt, dass der Germane Arminius von ca. 4 - 6 n. Chr. als Kommandeur der germanischen Hilfstruppen in römischen Diensten stand.⁵²

Im Mittelalter wurde der Varusschlacht und Arminius zunächst keine größere Bedeutung beigemessen. Erst im 12. Jh. finden sich in der viel rezipierten *Chronica sive Historia* des OTTO VON FREISING, in der er eine unbekannt Quelle verarbeitete, das sog. *Excerptum ex Gallica historia*, Hinweise auf die Varusschlacht. In zahlreichen verklausulierten Glossen wird die Varusschlacht dargelegt. Otto von Freising lokalisiert sie bei Augsburg. Er datiert die Schlacht in die Zeit vor Christi Geburt, da er von einer Unvereinbarkeit der Menschwerdung Christi und einer derartigen Niederlage Roms ausgeht.⁵³

Die Varusschlacht hatte in der Neuzeit eine größere Nachwirkung als in der Antike – gerade für die deutsche Geschichte. „Ausgangspunkt waren zweifelsohne die Auffindung der Germania des Tacitus im Jahr 1445, die Entdeckung seiner *Annales* mit der Passage über Arminius, den Befreier Germaniens (2,88,2), und die Neubeschäftigung mit dem Geschichtswerk des Velleius Paterculus“⁵⁴ aber auch des FLORUS. Durch die Auffindung dieser Texte wurde zur Überhöhung der eigenen historischen Vergangenheit die Varusschlacht zur epochalen germanischen Befreiungstat stilisiert. Im 16. Jh. wurde durch die Umbenennung MARTIN LUTHERS aus ‚Arminius der Cherusker‘ ‚Hermann der Deutsche‘.⁵⁵ Er erklärte den Namen „Hermann“ bei seiner Eindeutschung mit „Heermann“, was der Übersetzung des lateinischen „*dux belli*“ entspreche, folgendermaßen:⁵⁶ Der „zum heer und streit tüchtig ist, die seinen zu retten und forn an zu gehen, sein leib und leben drüber wogen.“ Im Rahmen der Reformation kamen Vergleiche zwischen Luther und Arminius auf. Er galt fortan als Befreier von der römisch-katholischen Kirche und Gegenspieler des Papstes. Die Reformatoren trugen nicht unwesentlich zur Verbreitung und Popularisierung des Arminius/Hermann bei.

In demselben Jahrhundert schrieb ULRICH VON HUTTEN seinen „Arminius-Dialog“, der 1529 gedruckt wurde. Dies war der Beginn einer

Erfolgsgeschichte: Arminius als Befreier Germaniens wurde zur nationalen Lichtgestalt erhoben gegen jede Bedrohung von außen.⁵⁷ Besonders in protestantischen Kreisen war Arminius fortan bis ins 20. Jahrhundert ein „protestantischer Held“.⁵⁸

Die Humanisten hatten an dem historischen Ereignis Varusschlacht wenig Interesse. Vielmehr konzentrierten sie sich auf den Germanen Arminius/Hermann und betonten seine Bedeutung für die Deutschen der Gegenwart. Obschon die Gleichsetzung von „Germanen“ und „Deutschen“ im höchsten Maße unhistorisch ist, hat sie hier ihren Ausgangspunkt. „Germanien“ und „der Germane“ waren fortan essentieller Bestandteil des deutschen Nationalgefühls.⁵⁹

Während des Humanismus und der Reformation mit seiner Gleichsetzung von Einst und Jetzt fanden auch erste Versuche von Lokalisierungen der Varusschlacht statt. BEATUS RHENANUS vermutet den Ort dieser Schlacht im Lippischen Wald bzw. bei Paderborn, PHILIPP MELANCHTHON bei Osning bzw. Kassel, MARTIN LUTHER im Harz, GEORG SPALATIN bei Duisburg usw.⁶⁰

Nach dem Dreißigjährigen Krieg (1618-1648) und den folgenden 150 Jahren wurde das Arminius-/Hermann-Motiv zahlreich sowohl bildlich als auch literarisch bearbeitet. Zu den großen Werken dieser Arminius-Rezeption gehört z. B. DANIEL CASPAR VON LOHENSTEINS Roman von 1689/90, mit zwei Teilen, neun Bänden und ca. 3280 Seiten. Der barocke Titel verrät die wahren Absichten des Verfassers:⁶¹ „Großmüthiger Feldherr Arminius oder Hermann, Als ein tapfferer Beschirmer der deutschen Freyheit, Nebst seiner Durchlauchtigsten Thusnelda. In einer sinnreichen Staats-, Liebes- und Heldengeschichte. Dem Vaterlande zu Liebe. Dem deutschen Adel aber zu Ehren und rühmlichen Nachfolge. In zwei Theilen vorgestellt und mit ansehnlichen Kupfer gezieret.“ Kennzeichen derartiger Romane waren nach dem Dreißigjährigen Krieg, dass das Motiv der Liebe das politische des Freiheitskampfes ergänzte.⁶²

1749 setzte JUSTUS MÖSER mit seinem „Arminius, ein Trauerspiel“ neue Akzente, indem er nicht den Kampf desselben gegen Varus, sondern dessen Ermordung durch seine Stammesgenossen

zum Thema machte. Sein Anliegen war es, die ‚deutsche‘ Verfassungswirklichkeit und -problematik seiner Zeit zu veranschaulichen: Der Germane und Cherusker Arminius wird von seinen fürstlichen Standesgenossen an der Errichtung einer Zentralgewalt gehindert.⁶³

Gerade im 18. Jh. wurde das Arminius-Motiv zahlreich verarbeitet.⁶⁴ Er galt als der deutsche Nationalheld schlechthin. Fester Bestandteil dieser Bearbeitungen ist häufig THUSNELDA, die Frau Hermanns.⁶⁵ Hunderte von Bearbeitungen als Oper, Drama, Epos, Gedicht, Lied oder Roman finden sich zwischen 1750 und 1850 mit diesem Protagonisten z. B. durch: JOHANNES ELIAS SCHLEGL (1743), CHRISTOPH OTTO VON SCHÖNAICH (1751), CHRISTOPH MARTIN WIELAND (1751), JAKOB BODMER (1756), FRIEDRICH GOTTLIEB KLOPSTOCK (vier Stücke zwischen 1752 und 1787),⁶⁶ FRIEDRICH HÖLDERLIN (1796) und JOHANN WOLFGANG VON GOETHE (1801).

In diesen Stücken, literarischen Fassungen und Entwürfen ging es vor allem um die Rehabilitierung der „barbarischen“ Germanen. Sie hätten tatsächlich Sinn für Theater, Kultur, Architektur etc. Lobeshymnen wurden auf „Hermann den Befreier“ zum besten gegeben. Das 18. Jahrhundert war gleichsam ein Höhepunkt der Arminius-Opern.⁶⁷

Um 1800 gewann das Mysterium um die Schlacht im Teutoburger Wald auf dem Hintergrund der Kriege NAPOLEONS nachhaltige Bedeutung. Arminius diente als Vehikel zur Befreiung von der französischen Fremdherrschaft. Die „Hermannsschlacht“ fungierte als Symbol für nationale Freiheit und Selbstbehauptung gegen jede Art von Unterdrückung durch Fremdherrschaft. Vor allem JOHANN GOTTLIEB FICHTE beschwor in seinen „Reden an die deutsche Nation“ (1807/08) den Mythos vom germanischen Urvolk und seiner politischen und kulturellen Überlegenheit.⁶⁸ Der bekannteste Reflex auf die napoleonische Besatzungszeit ging von HEINRICH VON KLEISTS „Hermannsschlacht“ (1808) aus.⁶⁹ Varus galt in diesem Stück als Besatzer, der von Arminius vertrieben wurde. Bis in die letzten Details war das gesamte Stück sehr gegenwartsbezogen und anti-französisch ausgerichtet.⁷⁰ Außerdem wurde der Begriff

„Hermannsschlacht“ für die Folgezeit zu einem Synonym für den Kampf Deutschlands gegen Frankreich, da sich die Deutschen in diesem Zusammenhang als „Enkel Hermanns“ oder als „Cherusker“ bezeichneten.⁷¹

Die Völkerschlacht bei Leipzig (1813) wurde als nationalstiftendes Element verstanden und als „Zweite Hermannsschlacht“ bezeichnet. Die Varusschlacht wurde in vielerlei Hinsicht zum Gründungsakt der deutschen Nation hochstilisiert, was als Fehlprojektion und falsch verstandene Beugung der antiken Geschichte auf dem Hintergrund eigenen fehlgeleiteten Geschichts- und Nationalbewusstseins zu verstehen ist.⁷²

Nach den napoleonischen Befreiungskriegen reifte der Plan, bei Detmold ein Hermannsdenkmal zu errichten.⁷³ Dieser Gedanke wurde vor allem vor einer sich intensivierenden Denkmalsbewegung getragen, der unter anderem KLOPSTOCK angehörte. Bereits in der 1807 geplanten, 1830 begonnenen und letztlich 1842 vollendeten Ruhmeshalle für das Deutsche Volk, der *Walhalla*, bei Regensburg wurde am Nordgiebel eine Darstellung der Hermannsschlacht angefügt. Dieser korrespondierte mit dem Südgiebel und seiner Darstellung des Sieges über Napoleon.⁷⁴

Erste Pläne zur Realisierung des Hermannsdenkmals gehen auf die Pläne des Bildhauers ERNST VON BANDEL 1836 zurück.⁷⁵ Im Jahre 1841 wurde der Grundstein für dieses Denkmal auf der Grotenburg bei Detmold gelegt; aber erst 1848 ist der Sockel des Monuments vollendet worden. Die Finanzierung dieses groß dimensionierten Projekts sollte durch die überall im Deutschen Bund gegründeten „Denkmalvereine“ finanziert werden. Nach dem endgültigen Scheitern der Frankfurter Nationalversammlung (1849)⁷⁶ lösten sich bis auf den Detmolder Zentralverein alle auf, so dass der Weiterbau bis zur BISMARCKschen Reichseinigungsbewegung (ab ca. 1861) fast vollständig ruhte. Erst 1871 – also vor dem Hintergrund der Bismarckschen Reichsgründung – wurde das Hermannsdenkmal konsequent durch die Zuwendungen der Hohenzollern und des Reichstages weitergebaut.⁷⁷ 1875 wurde das Denkmal in Anwesenheit von Kaiser WILHELM I. eingeweiht.⁷⁸ Die bewusste Ausrichtung des Blicks Hermanns in Richtung Westen weisen auf die

antifranzösische Ausrichtung des Monuments.⁷⁹ „Hermann der Cherusker“ wurde mit diesem Denkmal endgültig für breite Bevölkerungsteile zum ‚ersten Deutschen‘.⁸⁰

In den folgenden Jahren verlor Arminius dennoch als nationale Identifikationsfigur vor allem im offiziellen Bereich an Bedeutung. Die politische Rezeption des Arminius war kein fester Bestandteil staatlicher Repräsentation mehr. Anders sah es allerdings im privaten Bereich aus. Denn in der Folgezeit ist dort eine intensive Beschäftigung mit der Varusschlacht und dem Mythos um Hermann feststellbar. Beispiele dafür sind die zahlreichen Burschenschaften oder Turnerbünde, die den Namen „Arminia“ führten.⁸¹

Den Verlust der identitätsstiftenden Wirkung des Arminius nach der Reichseinigung sowie bei der Einweihung des Hermannsdenkmals zeigt überdeutlich die 1900-Jahr-Feier der Varusschlacht (1909), obwohl der örtliche Festausschuss ultranationale Verbände, wie etwa den „Reichsverband zur Bekämpfung der Sozialdemokratie“, den „Alldeutschen Verband“ oder die „Deutsche Kolonialgesellschaft“, einlud.⁸² Bei dieser Veranstaltung sucht man politische Größen und Prominenz überregionaler Bedeutung vergebens.

So spielte Arminius erst im 1. Weltkrieg wieder eine bedeutsamere Rolle. So bemühte Kaiser WILHELM II. 1914 den einheitsstiftenden Arminius-Kult zu Beginn des Krieges, um Deutschland kriegsbereiter zu machen. Beispielsweise bei der Aufführung von KLEISTS „Hermannsschlacht“ in der Theatersaison 1914/15 in Berlin Siegesmeldungen von der Front verlesen. Die Schlachtfelder wurden mit dem Schlachtfeld der Hermannsschlacht symbiotisch verbunden.⁸³

Die Niederlage im 1. Weltkrieg konnten die meisten Deutschen nur schwerlich verwinden. Dies war die Geburtsstunde der sog. „Dolchstoßlegende“, die sich mühelos mit dem Arminius-/Hermannmythos verbinden ließ:⁸⁴ So habe der Germane und Cherusker Arminius zwar die Römer im Kampf überwunden, sei aber den heimtückischen Verwandten zum Opfer gefallen. Diese Situation wurde auf die deutschen Soldaten nach der Kriegsniederlage übertragen. Nicht im Felde seien sie besiegt worden, sondern von

ehrlosen inneren Feinden überwunden worden. Gerade diejenigen Historiker, die behaupten, die Arminiusbegeisterung sei nach dem verlorenen 1. Weltkrieg abgeebbt, verkennen, wie sehr dieser historischen Gestalt in der Weimarer Republik gerade in nationalen und völkischen Kreisen an Bedeutung beigemessen wurde.⁸⁵

Nach dem verlorenen 1. Weltkrieg fand die Arminius-Verehrung nach dem Untergang des Kaiserreichs und dem Beginn der Weimarer Republik kein Ende. Durch den Versailler Vertrag (1918/19) war das deutsche Staatsgebiet aus damaliger Sicht heraus (sehr) verkleinert und die Souveränität stark eingeschränkt worden. Es herrschte eine tiefere Zerrissenheit im Innern der Nation vor. Als Beispiel dafür, wie Arminius erneut als „Retter in der Not“ einspringen musste, eignet sich vorzüglich LUDWIG VON FAHRENKROGS 1920 gemaltes Bild „Hermann als Befreier“: Eine an Händen und Füßen gefesselte Germania streckt hilfeschend ihre Hände in Richtung Arminius. Während sie in Dunkel gehüllt ist, erscheint er auf seinem Denkmal als Lichtgestalt mit erhobenem Schwert. Diese Chiffre diente dazu, die tief empfundene Demütigung der deutschen Nation mit dem Widerstand des Arminius gegen die (römische) Fremdherrschaft in Verbindung zu bringen und auf neue Stärke zu hoffen.⁸⁶

Gelegentlich gab es aber auch Versuche der Linken, Hermann für sich in Anspruch zu nehmen. 1925 versammelte sich beispielsweise das der MSPD zuzuordnende „Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold“, der „Bund Deutscher Kriegsteilnehmer und Republikaner“ am Hermannsdenkmal. Bei dieser Kundgebung lobte der Festredner die germanische Urdemokratie und Einigkeit. Hermann sei Heerführer über Republikaner gewesen.⁸⁷

Das 50-jährige Jubiläum zur der Einweihung des Hermannsdenkmals (1925) wurde zum politischen Fanal. Die Masse der Teilnehmer waren „Vaterländische Verbände“, u. a. der 1918 gegründete „Stahlhelm – Bund der Frontsoldaten“, der „Jungdeutsche Orden“, aber auch die „Deutsche Turnerschaft“. Die republikfeindliche Ausrichtung des Festes wurde dadurch gekennzeichnet, dass anstelle der Nationalflagge der Weimarer

Republik (schwarz-rot-gold) die alte Fahne des Kaiserreichs (schwarz-weiß-rot) neben der lippischen Landesfahne gehisst wurde.⁸⁸ Grußadressen übermittelten der Reichspräsident VON HINDENBURG, der Reichskanzler Dr. LUTHER (parteilos), die verschiedenen Reichsminister (Zentrum-DDP-DVP-DNVP) incl. dem Außenminister STRESEMANN (DVP) sowie dem Chef der Obersten Heeresleitung, General VON SEECKT. Der lippische Generalsuperintendent AUGUST WESSEL hielt die Festpredigt.⁸⁹ In den Reden dieser Kundgebung offenbarten sich vielfach revanchistische Akzente:⁹⁰ „Der unerschütterliche Glaube an unseres Volkes Auferstehung“, die „Hoffnung, dass aus der Schandennacht ein neuer lichter Tag anbrechen wird, ein Tag, an dem unsere Ketten zerbrochen werden“ wurden verbunden mit dem Ruf: „Werdet einig im Willen nach Rettung, so wird der Retter sich finden, wie sich Hermann einst fand.“ Bei dieser Veranstaltung wurde Hermann als nationaler Messias bzw. Anführer in eine neue Hermannschlacht verstanden.

Die Deutsche Turnerschaft richtete ebenfalls ab 1925 einen als „Hermannslauf“ deklarierten Sternlauf von allen Grenzen des Reiches nach Detmold aus. 130.000 Teilnehmer begaben sich auf 16 Hauptstrecken auf den Weg nach Detmold, um mit ihrer sportlichen Leistung Kraft und Einheit der Nation zu veranschaulichen. Während dieses Festakts wurde auch KLEISTS „Hermannschlacht“ aufgeführt.⁹¹

Ein Jahr später, 1926, trug sich ADOLF HITLER bei seiner Reise nach Detmold in das Gästebuch des Restaurants „Grotenburg“ am Hermannsdenkmal ein:⁹² „Keiner red' von alten Recken der Vergangenheit, der nicht die Pflicht zu gleichem Wirken für die Zukunft in sich fühlt. Adolf Hitler.“ Ohne größere Probleme konnten sich die Nationalsozialisten mit dem Hermannsdenkmal identifizieren. Arminius und ihr „Führer“ Adolf Hitler wurden miteinander verschmolzen. Dennoch hatte das Monument für die NSDAP vorrangig einen regionalen Nutzen, hatte sie doch geeignetere Kultstätten, so z. B. die Feldherrnhalle in München oder etwa das Reichsparteitagsgelände in Nürnberg.⁹³

Trotzdem wurde „Hermann“ in vielfacher Weise gerühmt. Ihr NS-Chefideologe ALFRED

ROSENBERG nutzte 1927 den 150. Geburtstag KLEISTS, um dessen Bühnenstück für die Bewegung in Anspruch zu nehmen.⁹⁴ Seine Hermannsschlacht erlebte auf deutschen Bühnen eine Renaissance. So wurde dieses Drama beispielsweise bei den Bochumer Kleistwochen 1936 durch die NS-Propaganda als „Markstein in der Geschichte des nationalsozialistischen Theaters“ gefeiert.⁹⁵

Ohne größere Probleme konnte die Arminius-Gestalt in die NS-Ideologie integriert werden, da sowohl das Führerprinzip als auch der Rassegedanke am historischen Vorbild u. a. von der damaligen Altertumswissenschaft als nachgewiesen gelten konnten. Allerdings wurde besonders in Rücksichtnahme auf den italienischen Faschismus unter MUSSOLINI offiziell Arminius nicht zum zentralen Heros erhoben und Zurückhaltung betrieben.⁹⁶

Die siegreich verlaufene Varusschlacht wurde tatsächlich mit der deutschen „Volksgemeinschaft“ in Verbindung gebracht, die verhindert habe, dass die Deutschen ein „Mischvolk“ geworden seien.⁹⁷ Davon ist selbst in damaligen Geschichtsbüchern die Rede. Den Schülern wurde beigebracht, dass die Varusschlacht eine „Freiheitsschlacht“ gewesen sei. Arminius sei ein für den Krieg sehr befähigter Heerführer mit großem Durchhaltewillen gewesen. Seine Fähigkeiten wurden den Schülern stets vor Augen geführt. Dieser Aspekt erhielt für das NS-System und die NS-Propaganda umso mehr an Bedeutung, je länger der Zweite Weltkrieg dauerte.⁹⁸

Aber nicht nur im Geschichtsunterricht hatte Arminius seinen festen Platz inne, sondern auch im Deutschunterricht. Als Thema für Schulaufsätze wurde häufig das Hitlerzitat: „Nicht die Zahl gibt den Ausschlag, sondern der Wille!“ mit folgender Aufgabe verbunden: „Weise die Richtigkeit dieses Ausspruches an Kleists ‚Hermannsschlacht‘ nach!“⁹⁹

Während der Kriegszeit wurde auch 1941 die Hundertjahrfeier der Grundsteinlegung des Hermannsdenkmals begangen. In der Denkschrift heißt es:¹⁰⁰ „1838 begann Großdeutschlands Kupferschmied den Bau seines Mahnmals. Genau ein Jahrhundert später wurde Großdeutschland Wirklichkeit durch des Führers Tat.“

Nach dem Zweiten Weltkrieg (1945) hat es oberflächlich den Anschein, dass der deutsche Arminius-Mythos als Geschichtsmythos nachhaltige Beschädigung erfahren hat. Dafür kann sinnbildlich das von den Alliierten beschossene und beschädigte Hermannsdenkmal stehen.

Der Historiker VEIT VALENTIN, der 1933 als Beamter aus dem deutschen Staatsdienst entlassen wurde und in die USA emigrierte, schrieb in seiner „Geschichte der Deutschen“:¹⁰¹ „Das deutsche Volk, wie es heute besteht, ist ein verhältnismäßiges spätes Ereignis der Mischung verschiedener ethnischer Bestandteile, wobei das germanische Element nur eines von verschiedenen gleichwertigen Elementen gewesen ist.“ Dieser Historiker lehnte es zudem strikt ab, in Hermann dem Cherusker den Beginn der deutschen Geschichte zu sehen.

Nach 1945 konnte Arminius/Hermann als deutscher Geschichtsmythos nicht in bisheriger Kontinuität und Tradition fortleben. So stand er gerade diametral der „re-education“, d. h. der Umerziehung im Sinne der Alliierten Siegermächte, entgegen. Ein derartiger nationaler Mythos wie der des Arminius wurde zunächst tot geschwiegen – so wie das „Dritte Reich“ und die jüngste geschichtliche Vergangenheit von der Mehrheit der Deutschen verdrängt wurde.¹⁰²

Dennoch erlebte der deutsche Nationalheld gerade in der jungen DDR eine schnelle Wiedergeburt (ab 1949). Vorzüglich passte jener zur sozialistischen Ideologie und zur Geschichtsschreibung der DDR. In der offiziellen Geschichtsschreibung half er mit seinen germanischen Stammesverbänden bei der Überwindung der Sklavenhaltergesellschaft.¹⁰³ Gestützt wurde eine derartige Geschichtssicht durch die sozialistischen Klassiker. Denn für FRIEDRICH ENGELS war Arminius „ein großer Staatsmann und bedeutender Feldherr“, während Varus lediglich die „Aussaugung des Landes“ im Sinn gehabt habe.¹⁰⁴ Der Germane Arminius diente dem ZK der DDR in Ost-Berlin als der rechte politische Kämpfer für ‚urkommunistische Eigentumsverhältnisse‘ (in Bezug auf die ökonomischen Verhältnisse im alten Germanien).

Im sog. „Arbeiter-und-Bauern-Staat“ konnten Arminius als Freiheitsheld und die Varusschlacht

als Befreiungstat aus sozialistischer Perspektive gefeiert werden. Gerade in Schulbüchern war vom „Freiheitskampf der Germanen“ die Rede. Der Sieg in der Varusschlacht über die Römer wurde in erster Linie darauf zurückgeführt, dass die Germanen ihre rechtmäßige Freiheit verteidigten und „deshalb den beutegierigen Söldnern Roms an Tapferkeit und persönlicher Tüchtigkeit weit überlegen gewesen seien“.¹⁰⁵

Auch als Streiter für die nationale Einheit wurde Arminius von der Polit-Führung der DDR benutzt. Gerade er und Kleists Drama „Hermannsschlacht“ erwiesen sich in den 1950er-Jahren als vorzügliches Vehikel im Sinne der SED-Führung die Ziele der nationalen Einheit gegenüber der Bundesrepublik unter der Regierung ADENAUER bzw. den West-Alliierten und ihrer Vorstellungen abzugrenzen. Dies änderte sich erst nach dem Mauerbau und der definitiv zementierten Teilung Deutschlands (1961).¹⁰⁶

Im Jahre 1957 wurde gemäß der damaligen Deutschlandpolitik der DDR Kleists Drama „Hermannsschlacht“ bei den „Deutschen Festspielen“ im Harzer Bergtheater in Thale aufgeführt.¹⁰⁷ Intention dieser Art von Aufführung war es, mit dem historischen Stück die Herauslösung der Bundesrepublik aus dem westlichen Bündnis-system und die Gründung eines gesamtdeutschen Staates nach den Vorstellungen Ost-Berlins zu fordern. Im Begleitheft für die Besucher hieß es lapidar: „1. Rom: das ist uns Amerika. 2. Die entzweiten und von Rom gegeneinander gehetzten, zum Bruderkrieg gestachelten deutschen Völker: das ist der deutsche Westen und der deutsche Osten; und vor allem: die deutschen Arbeiter in Ost und West. 3. Aristan: das ist uns Adenauer und CO. 4. Das Verzeihen und Vergessen zwischen den betrogenen und in die Irre geführten deutschen Brüdern und Hermann – so wollen auch wir es halten, wenn es erst die deutsche Einheit erkämpft ist“.¹⁰⁸

In der Bundesrepublik ging man betont zurückhaltender mit dem Arminius-Mythos um. Erst zu Beginn der 1950er-Jahre wurde das Hermannsdenkmal als Versamlungsstätte wieder entdeckt, obwohl es als Ort nationalen Geschichtsbewusstseins bekannt war. 1950 – also anlässlich der 75-Jahr-Feier des Denkmals – fand

ein erste größere Festivität dort statt. Dennoch betonten die verantwortlichen Ausrichter und Träger der Veranstaltung ausdrücklich den unpolitischen Charakter. Und dennoch wurde die nationale Frage bei dieser Gelegenheit von 20.000 Flüchtlingen und Vertriebenen aus den Deutschen Ostgebieten genutzt, um auf ihre als Unrecht empfundene Vertreibung hinzuweisen. Allerdings fiel die Resonanz auf ihre Kundgebung nicht im gewünschten Maße aus.¹⁰⁹

Erst nach dem Arbeiteraufstand des 17. Juni 1953 in der DDR bot sich für manche Zeitgenossen die Gelegenheit an, eine Verbindung mit dem Arminius-Mythos herzustellen. Vor allem die FDP machte den Ort des Hermannsmonuments nach 1954 für die Folgejahre zu einem Ausgangspunkt, gegen die blutige Niederschlagung des Aufstands zu protestieren und das den Ostdeutschen beigebrachte Unrecht anzuprangern. Eine weitere Forderung bei diesen Kundgebungen in Detmold war die Forderung nach Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten. Für die Liberalen war diese „Kundgebung zur Wiedervereinigung“ derart erfolgreich, dass sie nicht nur zu einer Massenbewegung wurde, sondern auch von Historikern als eine Wiederbelebung längst vergangener bürgerlich-liberaler Kultur verstanden wurde.¹¹⁰

Nachdem die FDP allerdings nach wenigen Jahren diesen Ort ihrer nationalen Demonstrationen aufgab, wurde das Hermannsdenkmal weniger zu einem Ort (überregionaler) politischer Agitation als zu einem für Familienausflüge. Als Beispiel dafür, dass die Grotenburg mehr und mehr als ein „Denkmal im Walde“, dem irgendetwas Kitschiges anhaftete, glich, kann das Urteil des Historikers THOMAS NIPPERDEY zum hundersten Jubiläum der Einweihung des Hermannsdenkmals 1975 dienen:¹¹¹ „Wir leben schließlich in einer Zeit, in der unser Verhältnis zur Geschichte als einer lang zurückreichenden Tradition überhaupt ausgefranst ist, ein Germanenfürst vor fast 2000 Jahren und seine Schlacht – das ist uns nicht mehr wie unseren Urgroßvätern noch geschichtliche Wirklichkeit ... es nicht einmal mehr Bildungs- und Wissensinhalt.“ Es fehle den Deutschen angesichts gebrochener nationaler Traditionslinien an der Fähigkeit, die

deutsche Einheitsbewegung des 19. Jahrhunderts als zentrales Moment ihrer Vergangenheit und ihres Nationalbewusstseins zu begreifen. In den 1970-er Jahren hatte die Arminius-Gestalt als historische Figur in der Auseinandersetzung um die eigene (west-)deutsche Identität ihren Stellenwert fast in Gänze eingebüßt.

Erst 1982 führte der Bochumer Intendant CLAUS PEYMANN Kleists „Hermannsschlacht“ in neuer Inszenierung auf.¹¹² Dennoch war diese aufsehenerregende Aufführung kein Initial für eine neue Verehrung des Arminius/Hermann in Westdeutschland, obschon das Fernsehen sogar eine Fernsehfassung ausstrahlte und zahlreiche westdeutsche Bühnen dem Bochumer Beispiel folgten.¹¹³ Mitte der 1990-er Jahre gab es in Hamburg, Stuttgart, Berlin und Jena nennenswerte Neuaufführungen.¹¹⁴

Nach dem Fall der Mauer (1989) trafen west- und ost-deutsche Arminius-Traditionen aufeinander. Es gab keine Neu-Interpretation des alten Mythos. Der ideologische Ballast der Ostdeutschen wurde abgelegt; das Hermannsdenkmal blieb das, was es bereits immer schon in der alten Bundesrepublik gewesen war – eine Touristenattraktion.¹¹⁵

Jetzt im Jahre 2009 begeht die Bundesrepublik Deutschland mehrere nationale Jubiläen: Ihre Gründung (1949), den Fall der Mauer (1989), aber auch die 2000 Jahre Varusschlacht. Wer heute den „nationalen Helden“ Arminius hoch leben lässt, sollte angesichts unseres National- und Geschichtsbewusstseins nicht vergessen, womit wir es bei jenem zu tun haben. Die sich auf die Devise Einigkeit, Recht, Freiheit berufende demokratische deutsche Nation muss auch lernen, historisch angemessen mit Arminius/Hermann und seiner „deutschen“ Geschichte umzugehen. Der ‚Held‘, der so vielen Herren diente, muss von seinem historischen Ballast befreit und ihm auf dem Hintergrund seiner Zeit sein Platz in der Geschichte der Antike, aber auch in der Zeitgeschichte zugewiesen werden. Wege mit entsprechenden Interpretationen beschreiten Forscher wie DIETER TIMPE, KLAUS VON SEE oder neuerdings TILMANN BENDIKOWSKI, die Verklärungen des Hermann-Mythos mit berechtigter Kritik begegnet sind.¹¹⁶

Weitere verwendete Literatur (neben der in den Fußnoten genannten):¹¹⁷

- Beck, H. (Hg.): Germanenprobleme in heutiger Sicht, Berlin/New York 1986.
- Beck, H. u. a. (Hg.): Germanen, Germania, germanische Altertumskunde, 2 Berlin/New York 1998.
- Bemmann, K.: Arminius und die Deutschen, Essen 2002.
- Bennhold, M.: „Hermann – der erste Deutsche“. Zur Funktion des Hermann-Mythos bei der Konstruktion eines völkischen Deutschtums im 19. und 20. Jahrhundert, in: H.-J. Hildebrandt: Selbstwahrnehmung und Fremdwahrnehmung. Ethnologisch-soziologische Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte und Theoriebildung, Mammendorf 1996, 235-262.
- Berger, F.: Kalkriese I. Die römischen Fundmünzen. Text und Tafeln, Mainz 1996.
- Bleckmann, B.: Die Germanen. Von Ariovist bis zu den Wikingern, München 2009.
- Bleicken, J.: Augustus. Eine Biographie, Berlin 2000.
- Bocchiola, M., M. Sartori: Teutoburgo. La grande disfatta delle legioni di Augusto, Milano 2005.
- Böckmann, W.: Als die römischen Adler sanken. Arminius, Marbod und die Legionen des Varus, Erfurt 2007.
- Brepohl, W.: Neue Überlegungen zur Varusschlacht, Münster 2004.
- Brepohl, W.: Arminius gegen Germanicus: Der Germanicus-Feldzug 16 n.Chr. und seine Hintergründe, Münster 2008.
- Bringmann, K.: Augustus, Darmstadt 2007.
- Brodersen, K.: Wir wären römisch geworden! Wendepunkte der Beziehungen zwischen Rom und Germanien um die Zeitenwende, in: St. Krimm/U. Triller (Hg.): Europäische Begegnungen: Die Faszination des Südens, München 2001, 9-28.
- Burmeister, St.: Gesprochen, geschrieben, gedruckt. Wie die Rede auf die Varusschlacht kam, Bramsche/Museum und Park Kalkriese 2007.
- Callies, H.: Arminius, in: RGA 1 (1973), 417-420.
- Callies, H.: Bemerkungen zu den Aussagen und Aussagehaltungen antiker Quellen und neuerer Literatur zur Varusschlacht und ihrer Lokalisierung, in: Wiegels/Woesler (2003), 267-281.
- Cervo, G.: Il centurione di Augusto. Piemme 2005.
- Christ, K.: Geschichte der römischen Kaiserzeit. Von Augustus bis Konstantin, 5 München 2005.
- Daumer, J.: Aufstände in Germanien und Britannien. Unruhen im Spiegel antiker Zeugnisse, Frankfurt/Main 2005 (zugl. Diss. Erlangen-Nürnberg 2004).

- Deiningner, J.: Germaniam pacare. Zur neueren Diskussion über die Strategie des Augustus gegenüber Germanien, in: *Chiron* 30 (2000), 749-773.
- Dörner, A.: Politischer Mythos und symbolische Politik. Der Hermannsmythos: Zur Entstehung des Nationalbewusstseins der Deutschen, Reinbek 1996.
- Eck, W.: P. Quinctilius Varus, in: *DNP* 10 (2001), 702-704.
- Eck, W.: Augustus und seine Zeit, 4München 2006.
- Engelbert, G. (Hg.): Ein Jahrhundert Hermannsdenkmal 1875-1975, Detmold 1975.
- von Essen, G.: Hermannsschlachten. Germanen- und Römerbilder in der Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts, Göttingen 1998.
- Fansa, M. (Hg.): Varusschlacht und Germanenmythos. Eine Vortragsreihe anlässlich der Sonderausstellung ‚Kalkriese – Römer im Osnabrücker Land 1993‘ in Osnabrück, 3Oldenburg 2001.
- Fischer, Th. unter Mitarbeit von Altjohann, M. (Hg.): Die römischen Provinzen. Eine Einführung in ihre Archäologie, Stuttgart/Darmstadt 2001.
- Franzius, G. (Hg.): Aspekte römisch-germanischer Beziehungen in der frühen Kaiserzeit. Vortragsreihe zur Sonderausstellung ‚Kalkriese – Römer im Osnabrücker Land 1993‘ in Osnabrück, Eskelkamp 1995.
- Halbertsma, R. B.: Varus and the lost legions: the battle of the Teutoburg forest, in: *Minerva* 20 (2009), 26-29.
- Harnecker, J.: Arminius, Varus und das Schlachtfeld von Kalkriese. Eine Einführung in die archäologischen Arbeiten und ihre Ergebnisse, 2Bramsche 2002.
- Harnecker, J./Tolksdorf-Lienemann, E.: Kalkriese 2. Sondierungen in der Kalkrieser-Niewedder Senke, Mainz 2004.
- Hassel, F. J.: Zur Fundmünze des Varus im RGZM, in: *JbRGZM* 20 (1973), 191-192.
- Hohl, E.: Zur Lebensgeschichte des Siegers im Teutoburger Wald, in: *HZ* 167 (1942), 457-475.
- Husemann, D.: Der Sturz des römischen Adlers: 2000 Jahre Varusschlacht, Frankfurt/Main 2008.
- John, W.: P. Quinctilius Varus, in: *RE* XXIV 1 (1963), 907-984 (mit Bericht der älteren Forschung).
- Johne, K.-P.: Die Römer an der Elbe, Berlin 2006.
- Junkelmann, M.: Die Legionen des Augustus. Der römische Soldat im archäologischen Experiment, 6Mainz 1994.
- Kehne, P.: Germanicus, in: *RGA* 11 (2000), 438-448.
- Kehne, P.: Die Eroberung Galliens, die zeitweilige Unterwerfung Germaniens, die Grenzen des Imperium Romanum und seine Beziehungen zu den germanischen gentes im letzten Jahrzehnt der Forschung, in: *Germania* 75 (1997), 265-284.
- Kehne, P.: Limitierte Offensiven: Drusus, Tiberius und die Germanienpolitik im Dienste des augusteischen Prinzipats, in: J. Spielvogel (Hg.): *Res publica reperta. Zur Verfassung und Gesellschaft der römischen Republik und des frühen Prinzipats.* FS für Jochen Bleicken, Stuttgart 2002, 297-321.
- Kehne, P.: Vermarktung contra Wissenschaft: Kalkriese und der Versuch zur Vereinnahmung der Varusschlacht, in: *Die Kunde N.F.* 54 (2003), 93-112.
- Kienast, D.: Augustus. Prinzeps und Monarch, 3Darmstadt 1999.
- Kösters, K.: Mythos Arminius. Die Varusschlacht und ihre Folgen, Münster 2009.
- Lehmann, G. A.: Zum Zeitalter der römischen Okkupation Germaniens: neue Interpretation und Quellenfunde, in: *Boreas* 12 (1989), 207-230.
- Lehmann, G. A.: Das Ende der römischen Herrschaft über das „westelbische“ Germanien: Von der Varus-Katastrophe zur Abberufung des Germanicus Caesar 16/17 n.Chr., in: *Wiegels/Woesler* (2003), 123-141.
- Lehmann, G. A./Wiegels, R. (Hg.): Römische Präsenz und Herrschaft in Germanien der augusteischen Zeit. Der Fundplatz von Kalkriese im Kontext neuerer Forschungen und Ausgrabungsfunde. Beiträge zu der Tagung des Faches Alte Geschichte der Universität Osnabrück und der Kommission „Imperium und Barbaricum“ der Göttinger Akademie der Wissenschaften in Osnabrück vom 10. bis 12. Juni 2004, Göttingen 2007.
- Losemann, V.: Arminius und Augustus. Die römisch-germanische Auseinandersetzung im deutschen Geschichtsbild, in: K. Christ/E. Gabba (Hg.): *Caesar und Augustus, Como* 1989, 129-163.
- Losemann, V.: Arminius, in: *DNP* 2 (1997), 14-16.
- Losemann, V.: Denkmäler, völkische Bewegung und Wissenschaft. Die römisch-germanische Auseinandersetzung in der Sicht des 19. und 20. Jahrhunderts, in: *Feindliche Nachbarn. Rom und die Germanen*, hg. von H. Schneider, Köln/Weimar/Wien 2008, 227-270.
- Maurach, G.: Die literarische Form des Arminius-schlacht-Berichts, in: *Wiegels/Woesler* (2003), 167-173.

- Moosbauer, G.: Römerschlacht im Osnabrücker Land: Forschungsstand und Perspektiven der Untersuchungen in Kalkriese, Stadt Bramsche, Ldkr. Osnabrück, in: A. Friedrichs/B. Igel/B. Zehm (Hg.): Vom Großsteingrab zur Domburg. Forschungsorientierte Denkmalpflege im Osnabrücker Land. FS W. Schlüter, Rahden/Westfalen 2002, 93-100.
- Moosbauer, G.: Kalkriese. Neue Forschungen zu einem augusteischen Kampfplatz, in: Proceedings of the 14. Roman Military Conference in Wien/Carnuntum Jahrbuch 2006, 89-98.
- Murdoch, A.: Rome's greatest defeat. Massacre in the Teutoburg Forest, Sutton 2006.
- Nenninger, M.: Die Römer und der Wald. Untersuchungen zum Umgang mit einem Naturraum am Beispiel der nordrömischen Provinzen, Stuttgart 2001.
- Oppitz, P.: Das Geheimnis der Varusschlacht, Kelkheim 2006.
- Pantle, Ch.: Die Varusschlacht. Der germanische Freiheitskrieg, Berlin 2009.
- Petrikovits, H. v.: Arminius, in: BJ 166 (1966), 175-193.
- Petrikovits, H. v.: Clades Variana, in: RGA 5 (1984), 14-20.
- Petschull, J./Utzt, S.: Kampf um Germanien - Teil I: Arminius gegen Varus, in: National Geographic (Nov. 2007), 52-82.
- Ridé, J.: L'image du Germain dans la pensée et la littérature allemands de la redécouverte de Tacite à fin du XVIème siècle. Bd. 1-3, Paris/Lille 1977.
- Riemer, U.: Die römische Germanienpolitik. Von Caesar bis Commodus, Darmstadt 2006.
- Rost, A.: Characteristics of Ancient Battlefields: Battle of Varus (9 AD), in: D. Scott/L. Babits and Ch. Haecker (Ed.): Fields of Conflict. Battlefield Archaeology from the Roman to the Korean War, Westport/Connecticut/London 2007, 50-57.
- Schillinger-Häfele, U.: Varus und Arminius in der Überlieferung. Zwei Quellenbeobachtungen, in: Historia 32 (1983), 123-128.
- Schlüter, W. (Hg.): Kalkriese – Römer im Osnabrücker Land. Archäologische Forschungen zur Varusschlacht, 2Bramsche 1993.
- W. Schlüter/R. Wiegels (Hg.): Rom, Germanien und die Ausgrabungen von Kalkriese. Internationaler Kongress der Universität Osnabrück und des Landschaftsverbandes Osnabrücker Land e.V. vom 2. bis 5. September 1996, Osnabrück 1999.
- Schlüter, W./Wiegels, R.: Kalkriese, in: RGA 16 (2000), 188-199.
- von Schnurbein, S.: Augustus in Germanien. Neue archäologische Forschungen, Amsterdam 2002.
- von See, K.: Deutsche Germanien-Ideologie vom Humanismus bis zur Gegenwart, Frankfurt/Main 1970.
- von See, K.: Kulturkritik und Germanenforschung zwischen den Weltkriegen, in: HZ 245 (1987), 345-362.
- von See, K.: „Hermann der Cherusker“ in der deutschen Germanenideologie, in: Ders.: Texte und Thesen. Streitfragen der deutschen und skandinavischen Geschichte, Heidelberg 2003, 63-100.
- Simek, R.: Die Germanen, Stuttgart 2006.
- Sommer, M.: Die Arminiuschlacht. Spurensuche im Teutoburger Wald, Stuttgart 2009.
- Stöver, H. D.: Der Sieg über Varus. Die Germanen gegen die Weltmacht Rom, München 2009.
- Tacke, Ch.: Denkmal im sozialen Raum. Nationale Symbole in Deutschland und Frankreich im 19. Jahrhundert, Göttingen 1995.
- Tausend, K.: Wohin wollte Varus?, in: Klio 79 (1997), 372-382.
- Thiel, A.: Die Römer in Deutschland, Stuttgart 2008.
- Timpe, D.: Zur Geschichte und Überlieferung der Okkupation Germaniens unter Augustus, in: Saeculum 18 (1967), 278-293.
- Timpe, D.: Der Triumph des Germanicus. Untersuchungen zu den Feldzügen der Jahre 14-16 n. Chr., Bonn 1968.
- Timpe, D.: Arminius-Studien, Heidelberg 1970.
- Timpe, D.: Die Schlacht im Teutoburger Wald: Geschichte, Tradition, Mythos, in: Ders.: Römisch-germanische Begegnung in der späten Republik und frühen Kaiserzeit. Voraussetzungen, Konfrontationen, Wirkungen. Gesammelte Studien, München/Leipzig 2006, S. 429-456.
- Tönnies, B.: Die Ausgrabungen in Kalkriese und Tac. Ann. 1,60,3. Eine Lösung für die Varusschlachtfrage in Sicht?, in: Hermes 120 (1992), S. 461.
- Uelsberg, G. (Hg.): Krieg und Frieden. Kelten – Römer – Germanen. Katalog zur Ausstellung im Rheinischen Landesmuseum Bonn (21.6.2007-6.1.2008), Bonn/Darmstadt 2007.
- Unverfehrt, G.: Arminius als nationale Leitfigur. Anmerkungen zu Entstehung und Wandel eines Reichssymbols, in: E. Mai/St. Waetzoldt (Hg.): Kunstverwaltung, Bau- und Denkmalpolitik im Kaiserreich, Berlin 1981, 315-340.
- Wagner-Egelhaaf, M. (Hg.): Hermanns Schlachten. Zur Literaturgeschichte eines nationalen Mythos, Bielefeld 2008.

- Wells, C. M.: The German policy of Augustus: An examination of the archaeological evidence, Oxford 1972.
- Wells, P. S.: Die Schlacht im Teutoburger Wald, Düsseldorf/Zürich 2005.
- Welwei, K.-W.: Römische Weltherrschaftsideologie und augusteische Germanienpolitik, in: *Gymnasium* 93 (1986), 118-137.
- Wiegels, R./Woesler, W. (Hg.): Arminius und die Varusschlacht. Geschichte – Mythos – Literatur, Paderborn 1995.
- Wiegels, R./Woesler, W. (Hg.): Arminius und die Varusschlacht. Geschichte – Mythos – Literatur, 3Paderborn 2003.
- Wilbers-Rost, S.: Archäologische Forschungen zur Varusschlacht in Kalkriese bei Osnabrück, in: *RA* (2001), 187-191.
- Wilbers-Rost, S.: Die Ausgrabungen zur Varusschlacht in Kalkriese bei Osnabrück – Aktuelle Forschungen und neue Ansätze für die Auswertung des Kampfplatzes, in: *Limes XIX. Proceedings of the XIXth International Congress of Roman Frontier Studies held in Pécs, Hungary, September 2003*, ed. by Z. Visy, Pécs 2005, 585-594.
- Wilbers-Rost, S.: Total Roman Defeat at the Battle of Varus (9 AD), in: D. Scott/L. Babits/Ch. Haecker (Hg.): *Fields of Conflict. Battlefield Archaeology from the Roman Empire to the Korean War*, Westport/Connecticut 2007, 121-131.
- Wilbers-Rost, S./Kroßkopf, B./Uerpmann, H. P. u. Mitarbeiter/Tolksdorf-Lienemann, E. (Hg.): *Kalkriese 3. Interdisziplinäre Untersuchungen auf dem Oberesch in Kalkriese*, Mainz 2007.
- Wilbers-Rost, S.: Kalkriese – Überlieferungsbedingungen für Militärausrüstung auf einem römisch-germanischen Schlachtfeld, in: *Aktuelle Forschungen zu Kriegsbeuteopfern und Fürstengräbern im Barbaricum*, hg. von A. Abegg-Wigg/A. Rau. Internationales Kolloquium unterstützt durch den Carlsbergfondet. Schleswig 15.-18. Juni 2006, Neumünster (2008), 345-354.
- Wolff, H.: Arminius und die Gründung der Provinz Germanien, in: *Roms auswärtige Freunde in der späten Republik und im frühen Prinzipat*, hg. von A. Coskun in Zusammenarbeit mit H. Heinen und M. Tröster, Göttingen 2005, 225-252.
- Wolfram, H.: *Die Germanen*, 8München 2005.
- Wolters, R.: „*Tam diu Germania vincitur*“. Römische Germaniensiege und Germanensieg-Propaganda bis zum Ende des 1. Jahrhunderts n.Chr., Bonn 1989.
- Wolters, R.: Varusschlachten – oder: Neues zur Örtlichkeit der Varusschlacht, in: *Die Kunde N.F.* 44 (1993), 167-183.
- Wolters, R.: *Die Römer in Germanien*, 2München 2006.
- Wolters, R.: Varus, in: *RGA* 32 (2006), 81-86.
- Würfel, W.: *Die Schlachtfelder der Varus-Armee. Studie zur römisch-germanischen Geschichte*, Frankfurt/Main 2005.

Anmerkungen:

- * Für Hinweise und zahlreiche Diskussionen die Varus-Schlacht und das Geschichtswerk des Florus betreffend möchte ich an dieser Stelle Prof. Dr. K. Brodersen (Universität Erfurt), Prof. Dr. em. B. Cardauns (Universität Mannheim), Prof. Dr. em. M. Erbe (Universität Mannheim), Prof. Dr. S. Mratschek (Universität Rostock), Prof. Dr. Ch. Reitz (Universität Rostock) sowie insbesondere Dr. K.A. Neuhausen i.R. (Universität Bonn) danken. Vgl. auch: <http://www.bg.hd.bw.schule.de/controller.php?mid=2&id=1&cid=21509>.
- 1) Dieses Chronogramm sowie die Übersetzung n. H. Krüssel: Vorausblick auf erwähnenswerte Tage, in: *Pro Lingua Latina* 10 (2009), 211. Chronogramme sind verschlüsselte Inschriften, die sich als versus numeralis oder Jahrzahlvers einerseits auf Bau- und Kunstdenkmälern, andererseits Münzen oder Medaillen finden. Diese wurden insbesondere im 17. und 18. Jh. von Münzmeistern gepflegt. Dazu mit zahlreichen Bsp. W. Schupp: Numismatische Chronogrammatik, in: *ibid.*, 93-108 mit zahlreichen Belegen und Lit.
 - 2) Vgl. z. B. zu einer ersten Orientierung mit umfangreicher Lit. R.-P. Martin: *Die Varusschlacht. Rom und die Germanen*, Frankfurt/Main 2008; T. Bendikowski: *Der Tag, an dem Deutschland entstand. Die Geschichte der Varusschlacht*, München 2008a; R. Wolters: *Die Schlacht im Teutoburger Wald. Arminius, Varus und das römische Germanien*, 2München 2009; G. Moosbauer: *Die Varusschlacht*, München 2009 (116-122 mit knappem Forschungsbericht); B. Dreyer: *Als die Römer frech geworden. Varus, Hermann und die Katastrophe im Teutoburger Wald*, Darmstadt 2008/Darmstadt 2009 (als Hörbuch); ders.: *Arminius und der Untergang des Varus. Warum die Germanen keine Römer wurden*, Stuttgart 2009; G. Söger: *Faszinosum Varusschlacht*, in: *Antike Welt* 40,2 (2009), 69-72 mit Ankündigung des größten archäologischen Ausstellungsprojekts des Jahres 2009 in Deutschland: *IMPERIUM KONFLIKT MYTHOS. 2000 Jahre Varusschlacht* (vom 15.5. bis 25. Oktober 2009). Vgl. dazu: www.imperium-konflikt-mythos.de; weiterhin M. Schulz: *Feldherr aus dem Sumpf ...*, in: *Der Spiegel* 51 (15. 12. 2008), 126-137;

- R. Märtin: 9 n. Chr. Varusschlacht. Marsch ins Verderben, in: *Geo Epoche. Das Magazin für Geschichte* 34 (2009), 26-44 und R. Wiegels: Arminius und die Varusschlacht. Erinnerung und Aktualität, in: *Antike Welt* 40,3 (2009), 21-28 und die Beiträge zum Thema von W. Eck, St. Burmeister, S. Wilbers-Rost, M. Sommer und E. Treude, in: *Damals* 14, H. 5 (2009), 14-46. Die Literaturliste ließe sich angesichts des Jubiläums beliebig lange fortsetzen. Vgl. abschließend das Literaturverzeichnis am Ende dieser Arbeit (Doppelzitationen in den Fußnoten und in der Bibliographie am Ende erfolgen nicht).
- 3) Zit. n. Th. Mommsen: Die germanische Politik des Augustus, in: Ders.: *Reden und Aufsätze*, 2 Berlin 1905 (11871), 316-341, hier 341; vgl. auch neuerdings den Sammelband mit entsprechendem Titel von R. Wiegels (Hg.): *Die Varusschlacht. Wendepunkt der Geschichte?*, Stuttgart 2007. Hierzu ders.: *Die Varusschlacht – ein unlösbares Problem?*, in: *ibid.*, 8-22, hier 14ff.
 - 4) Vgl. Th. Mommsen: Die Örtlichkeit der Varusschlacht, in: Ders.: *Gesammelte Schriften IV*, Berlin 1906 (1885), 200-246, hier 241.
 - 5) Dazu mit weiteren Belegen Wolters (2009), 9ff.
 - 6) Zit. n. E. Kornemann: P. Quinctilius Varus, *NJA* 25 (1922), 42-62, hier 42.
 - 7) Vgl. z. B. den Forschungsüberblick von K. Matijević: Zur augusteischen Germanienpolitik, in: *Osnabrücker Online-Beiträge zu den Altertumswissenschaften* 11 (2006), 8 mit Anm. 64; P. Wells: *The battle that stopped Rome: Emperor Augustus, Arminius, and the slaughter of the legions in the Teutoburger Forest*, New York 2003, 15.
 - 8) Dazu Matijević (2006), 8 Anm. 67 mit Verweis auf B.-J. Wendt: *Roms Anspruch auf Germanien. Untersuchungen zur römischen Außenpolitik im ersten Jahrhundert n. Chr.*, Diss. Hamburg 1960, 29-31, 34f., 37.
 - 9) Vgl. *Flor.* 2,30,39; *Tac. Ann.* 2,88,2. Besonders Tacitus betont, dass der Abbruch der Germanicus-Feldzüge große Bedeutung für eine derartige Germanien-Politik besitze. Vgl. dann aber zur durchgängigen Bezeichnung der *clades Variana* *CIL XIII* 8648 = *ILS* 2244: *bellum Varianum*. Vgl. dazu mit prägnanter Zusammenfassung der Vorgeschichte der Varusschlacht, aber auch den Konsequenzen derselben W. Eck: *Triumph und Katastrophe. Die römische Provinz Germanien und Varus' Scheitern*, in: *Antike Welt* 40,3 (2009), 8-13 (mit Lit.). Zu Germanien in augusteischer Zeit vgl. die beigefügte Karte, 9.
 - 10) Ausstellung *IMPERIUM: LWL-Römermuseum Haltern*, www.roemermuseum-haltern.de. Dazu vgl. *2000 Jahre Varusschlacht. Imperium*, hg. von LWL-Römermuseum in Haltern am See, Stuttgart 2009.
 - 11) Ausstellung *MYTHOS: Lippisches Landesmuseum Detmold*, www.lippisches-landesmuseum.de. Dazu vgl. *2000 Jahre Varusschlacht. Mythos*, hg. vom Landesverband Lippe, Stuttgart 2009.
 - 12) Ausstellung *KONFLIKT: Museum und Park Kalkriese*, www.kalkriese-varusschlacht.de. Dazu vgl. *2000 Jahre Varusschlacht. Konflikt*, hg. von der Varusschlacht im Osnabrücker Land GmbH – Museum und Park Kalkriese, Stuttgart 2009.
 - 13) Vgl. *ibid.* zur Bedeutung der Varusschlacht die einschlägigen Grußworte von Angela Merkel, H.-P. Pöttering, Jürgen Rüttgers und Christian Wulff. sowie die Einführung in die Ausstellung *IMPERIUM KONFLIKT MYTHOS. 2000 Jahre Varusschlacht* von E. Treude, H. Derks und R. Aßkamp.
 - 14) Zum folgenden vgl. insbesondere: *Varus, Varus! Antike Texte zur Schlacht im Teutoburger Wald. Lat./Dt.; Griech./Dt.*, hg. von L. Walther, Stuttgart 2008, 7ff. Die einschlägigen Quellentexte sind in dieser sehr empfehlenswerten Ausgabe, 38ff. versammelt. Vgl. dann folgende wichtige zweisprachige und kommentierte Quellensammlungen zu den Germanen und den römisch-germanischen Beziehungen: J. Herrmann (Hg.): *Griechische und lateinische Quellen zur Frühgeschichte Mitteleuropas bis zur Mitte des 1. Jahrhunderts u.Z.*, 4 Bde., Berlin 1988-1992; H.-W. Goetz/K.-W. Welwei (Hg.): *Altes Germanien*, Bd. 1 und 2 in 2 Teilbänden, Darmstadt 1995; *Quellensammlung zur Varusschlacht. Lat./Dt.; Griech./Dt.*, hg. von D. Kestermann: *Quellensammlung zur Varusschlacht*, ²Bochum 2002. Vgl. dann G.A. Lehmann: *Zur historisch-literarischen Überlieferung der Varus-Katastrophe 9 n. Chr.*, in: *Boreas* 13 (1990), 143-164; F. Borca: *La clades Variana in Velleio Patercolo, Tacito, Floro e Cassio Dione: osservazioni su una retorica della disfatta*, in: *Aufidus* 30 (1996), 37-52 sowie S. 37, Anm. 2 (mit Nennung der wichtigsten älteren Lit.); R. Wiegels: *Die literarische Überlieferung zur Clades Variana*, in: W. Schlüter/R. Wiegels (Hg.): *Rom, Germanien und die Ausgrabungen von Kalkriese, ...*, Osnabrück 1999, 637-674; R. Wolters: *Hermeneutik des Hinterhalts: die antiken Berichte zur Varuskatastrophe und der Fundplatz von Kalkriese*, in: *Klio* 85 (2003), 131-170. Zum literarischen Hintergrund der Varusschlacht vgl. G.A. Lehmann: *Tacitus und die Dokumente – einige*

- Überlegungen, in: ders./Wiegels (2007), 419-430; B. Manuwald: Politisches Ungeschick oder vorbestimmtes Verhängnis? Cassius Dios Bericht über die Varus-Schlacht, in: *ibid.*, 431-449; U. Schmitzer: Tatsachenbericht oder literarische Fiktion? Velleius Paterculus über die clades Variana, in: *ibid.*, 399-417.
- 15) Die einzige Erwähnung des Teutoburger Waldes (= *Teutoburgiensis saltus*) findet sich bei Tac. Ann. 1,60,3. Dazu R. Wolters: Teutoburger Wald, in: RGA 38 (²2005), 364-368. Vgl. dann F. Berger: Unverändert: Die Datierung der Varusschlacht, in: Lehmann/Wiegels (2007), 113-118.
- 16) Vgl. aber den im Bonner Landesmuseum ausgestellten Grabstein des Marcus Caelius. Auf ihm wird erklärt, dass der gebürtige Italiker und Zenturio der 18. Legion im Alter von 53,5 Jahren im „Varianischen Krieg“ gefallen sei: (*[ce]cidit bello Variano*). Vgl. dazu CIL XIII 8648; CSIR Deutschland III 1, Nr. 1 (19-22). Dazu Wolters (2009), 100f.; E. Bickel: Das Denkmal der Varusschlacht in Bonn, in: RhM 95 (1952), 97-135.
- 17) Vgl. dazu Walther (2008), 38f.
- 18) Entgegen der *communis opinio* wird das Geschichtswerk des Florus hier nicht zu Beginn des 2. Jh. n.Chr. datiert, sondern als zeitgenössische Quelle verstanden. Dazu mit schlagkräftigen Argumenten für eine Frühdatierung K. A. Neuhausen: Florus' Einteilung der römischen Geschichte und seiner Schrift in Lebensalter. Echte und interpolierte Altersstufen im überlieferten Prooem als Schlüssel zu einer neuen Datierung der ‚Epitome‘, in: *Les âges de la vie au Moyen Âge ...*, Paris 1992, 217-252. sowie ders.: Der überhörte ‚Schwanengesang‘ der augusteischen Literatur: eine Rekonstruktion der Originalfassung (um 15 n.Chr.) des bisher dem 2. Jahrhundert zugeordneten Geschichtswerkes des Florus, in: ACD 30 (1994), 149-207. Vgl. weiterhin ders: Bonna, Bononia oder Borma? Ein vieldiskutierter Ortsname bei Florus (epit. 2,30,6) in den maßgebenden Ausgaben von der Renaissance über Otto Jahn bis zur Gegenwart: Wissenschaftshistorische Untersuchungen zum literarischen Fundament der 2000-Jahrfeier der Stadt Bonn im Jahre 1989, in: Otto Jahn (1813-1868): Ein Geschichtswissenschaftler zwischen Klassizismus und Historismus, hg. von W. M. Calder III, H. Cancik, B. Kytzler, Stuttgart 1991, 110-132; ders.: Otto Jahn als lateinischer Prosaschriftsteller (am Beispiel seiner „praefatio“ zur Ausgabe der Epitoma des Florus, in: Ein Geschichtswissenschaftler zwischen Klassizismus und Historismus, hg. von W. M. Calder III, H. Cancik, B. Kytzler, Stuttgart 1991, 110-132; ders.: Die Nordseeinsel Glaesaria Austeravia bei Florus, Plinius Maior und Solinus: Neues zu den Feldzügen des Drusus in Germanien, in: ACD 28 (1991), 67-97. Zur Datierung des Geschichtswerkes des Florus bereitet der Vf. eine Studie vor.
- 19) Tac. Ann. 2,88,3 berichtet auch davon, dass Arminius noch zu Beginn des 2. Jh. n. Chr. Gegenstand germanischer Heldenlieder gewesen sei. Vgl. z. B. P. Kehne: Der historische Arminius ... und die Varusschlacht aus cheruskischer Perspektive, in: 2000 Jahre Varusschlacht. Mythos (2009), 104-113.
- 20) Bekannt ist das Verdikt des Augustus (Suet. Aug. 23): „*Graves ignominias cladesque duas omnino nec alibi in Germania accepit, Lollianam et Varianam, [...] Quinctili Vare, legiones redde!*“ *diemque cladis quotannis maestum habuerit ac lugubrem.*“ Vgl. dann Vgl. Oros. Hist. 27: *quam reipublicae cladem Caesar Augustus adeo graviter tulit, ut saepe per vim doloris caput parieti conlidens clamaret, Quinctili Vare, redde legiones!*“
- 21) Flor. Epit. 2,30.
- 22) Vell. 2,117-122.
- 23) Dio. 56,18,1-24,6.
- 24) Zum Folgenden vgl. Walther (2008), 25; Borca (1996), 37ff.
- 25) Vgl. z.B. Dio. 56,19,5. 56,20,1.
- 26) Vgl. dazu B.R. van Wickevoort Crommelin: Quinctili Vare, legiones redde! Die politische und ideologische Verarbeitung einer traumatischen Niederlage, in: G. Franzius (Hg.): Aspekte römisch-germanischer Beziehungen in der frühen Kaiserzeit, Eskelkamp 1995, 1-43.
- 27) Vgl. dazu Plin. Epist. 3,5.
- 28) Vgl. Vell. 2,119,1.
- 29) Vgl. Wolters (2009), 65ff.; A. Becker/G. Rasbach: „Städte in Germanien“. Der Fundplatz Waldgirmes, in: Wiegels (2007), 102-116; ders.: Neue Aspekte zur Chronologie der augusteischen Germanienpolitik. Wirtschaftliche, topographische und politische Standortfaktoren einer urbanen römischen Siedlung in Waldgirmes, in: MBAH XXIV 2 (2005), 161-174; ders./dies.: Waldgirmes, in: RGA 33 (2006), 131-136. – Am 27. 08. 09 wird ein Sensationsfund bekannt gegeben: In Waldgirmes wird ein lebensgroßer Pferdekopf entdeckt, der Teil einer vergoldeten Augustus-Reiterskulptur ist. Dieser Fund muss auch im Zusammenhang mit der Varusschlacht und der augusteischen Germanienpolitik gesehen werden. Vgl. http://www.hr-online.de/website/rubriken/kultur/index.jsp?rubrik=5986&key=standard_document_37801798.

- 30) Geht man von einer Datierung des Florus unter Augustus/Tiberius aus, würde folgende Feststellung von ihm auf dem Hintergrund seiner straffen Schilderung der Germanienfeldzüge gut passen: *Difficilius est provincias optinere quam facere* (2,30,29).
- 31) Eck (2009), 12f.; R. Wolters: Rache, Anspruch und Verzicht. Die römische Germanienpolitik nach der Varuskatastrophe, in: 2000 Jahre Varusschlacht. Imperium (2009), 210-216 sowie den Ausstellungsteil, 347ff.
- 32) Dazu im folgenden besonders Walther (2008), 27ff.; B. Dreyer: Zum Verlauf der Varusniederlage. Die Einordnung der Ausgrabungen von Kalkriese, in: Lehmann/Wiegels (2007), 363-397; G. Moosbauer/S. Wilbers-Rost: Kalkriese – Ort der Varusschlacht?, in: Wiegels (2007), 23-36; A. Rost: Quellenkritische Überlegungen zur archäologischen Untersuchung von Schlachtfeldern am Beispiel von Kalkriese, in: M. Reddé/S. von Schnurbein (Hg.): *Alésia et la bataille du Teutoburg. Un parallèle critique des sources*, Francia Beiheft 66, Ostfildern 2008, 303-313; G. Moosbauer/A. Rost: Zwischen Wäldern und Morast. Archäologische Forschungen zur Schlacht, in: Antike Welt 40,3 (2009), 14-19 (mit Lit.); A. Rost: Das Schlachtfeld von Kalkriese. Eine archäologische Quelle für die Konfliktforschung, in: 2000 Jahre Varusschlacht. Konflikt (2009), 68-76 (mit Nennung der neuesten Lit.); S. Berke: „*haud procul*“. Die Suche nach der Örtlichkeit der Varusschlacht, in: 2000 Jahre Varusschlacht. Mythos (2009), 133-128. Vgl. dann auch W. Lippek (Hg.): Die Schlacht – plausible Gründe zur Varuskatastrophe in Ostwestfalen-Lippe. Zeiten um die Zeitenwende, Bielefeld 2008.
- 33) Vgl. dazu T. Clunn: Auf der Suche nach den verlorenen Legionen, Bramsche 1998.
- 34) Mommsen (1885) stützte seine Vermutung auf den Fund zahlreicher Münzen, darunter 1 Aureus, 179 Denare und 2 Kupfermünzen. Aufgrund des Fehlens von militärischen Gegenständen wurde seine Theorie jedoch verworfen. Vgl. aber mit weiteren Angaben Walther (2008), 27, Anm. 26.
- 35) Dazu Wolters (2003), 131-170.
- 36) Dazu Walther (2008), 28 mit Anm. 28 und Verweis auf R. Wolters: Die Römer in Germanien, ⁵München 2006, 53.
- 37) Dazu gehören z. B. Nah- und Fernwaffen, Angriffs- und Schutzwaffen, Uniformen etc.; Reit- und Zugeschirrfragmente; Ton- und Keramikscheiben, Spielsteine aus Glas sowie Perlen; Teile von Äxten und Sichel, Vermessungsgeräte, diverse Bleilote, Ahlen zur Verarbeitung von Leder u.v.m. Man fand sogar Fibeln und Nadeln, die als Teile von Frauentrachten angesehen werden können. Vgl. dazu die Zusammenstellung bei Walther (2008), 29f.; G. Franzius: Die römischen Funde aus Kalkriese, in: W. Schlüter (Hg.): Kalkriese – Die Römer im Osnabrücker Land. Archäologische Forschungen zur Varusschlacht, 2Bramsche 1993, 107-182.
- 38) S. Wilbers-Rost: Der Hinterhalt gegen Varus. Zur Konstruktion und Funktion der germanischen Wallanlage auf dem ‚Oberesch‘ in Kalkriese, in: Die Kunde N. F. 54 (2003), 123ff.; G. Moosbauer/S. Wilbers Rost: Kalkriese und Varusschlacht. Multidisziplinäre Forschungen zu einem militärischen Konflikt, in: 2000 Varusschlacht. Konflikt (2009), 56-67 (mit Nennung der neuesten Lit.), hier 57ff.
- 39) Zum Folgenden G. Schlüter: Archäologische Forschungen zur Varusschlacht. Prospektion und Ausgrabungen in der Kalkrieser-Niewedder-Senke 1987 bis 2002, in: R. Wiegels/R. Wolters (Hg.): Arminius und die Varusschlacht. Geschichte – Mythos – Literatur, ³Paderborn 2003, 439-457 sowie Walther (2008), 32f.
- 40) Auflösung der Umschrift: *Augustus Imperator C. Numonius Vala* oder *Varus*. Vgl. dazu P. Kehne: Zur Datierung der Fundmünzen aus Kalkriese und zur Verlegung des Enddatums des Halterner Hauptlagers in die Zeit der Germanienkriege unter Tiberius und Germanicus (10-16 n. Chr.), in: R. Wiegels (Hg.): Die Fundmünzen von Kalkriese und die frühkaiserliche Münzprägung. Akten des wissenschaftlichen Symposions in Kalkriese, 15.-16. April 1999, Möhnesee 2000, 47-79; U. Werz: Die Gegenstempel auf Kupfermünzen des Augustus im Rheingebiet. Vorbericht über eine Neuaufnahme, in: Schlüter/Wiegels (1999), 305-326; D. Wigg-Wolf: Dating Kalkriese: the numismatic evidence, in: Lehmann/Wiegels (2007), 119-134.
- 41) U. Werz: Die Gegenstempel auf Kupfermünzen des Augustus im Rheingebiet. Vorbericht über eine Neuaufnahme, in: Schlüter/Wiegels (1999), 305-326.
- 42) D. G. Wigg: Die Rolle des Militärs bei der Münzversorgung und Münzwirtschaft am Rhein in der frühen Kaiserzeit, in: Schlüter/Wiegels (1999), 327-346; R. Wolters: Anmerkungen zur Münzdatierung spätaugusteischer Fundplätze, in: R. Wiegels (Hg.): Die Fundmünzen von Kalkriese und die frühkaiserliche Münzprägung. Akten des wissenschaftlichen Symposions in Kalkriese, 15-16. April 1999, Möhnesee, 81-117.

- 43) Zit. n. Walther (2008), 34f., vgl. dann z.B. zum Hintergrund der Provinzialisierung R. Aßkamp: Römische Militärlager im rechtsrheinischen Germanien, in: 2000 Jahre Varusschlacht. Imperium (2009), 172-179, W. Eck: Eine römische Provinz. Das augusteische Germanien links und rechts des Rheins in: *ibid.*, 188-195, C. Schäfer: Alte und neue Wege: Die Erschließung Germaniens für die römische Logistik, in: *ibid.*, 203-209 sowie Ausstellungskatalog, 375ff.
- 44) Das Folgende n. Moosbauer (2009), 97f.
- 45) Tac. Ann. 1,62.
- 46) Moosbauer (2009), 98; vgl. mit ausführlicher Diskussion des Problems und ähnlichem Fazit H. Chantraine: Varus oder Germanicus. Zu den Fundmünzen von Kalkriese, in: *Thetis* 9 (2002), 81-93.
- 47) Moosbauer (2009), *ibid.* sowie mit Forschungsübersicht 120f. Vgl. auch A. Dörner: Politischer Mythos und symbolische Politik. Der Hermannmythos. Zur Entstehung des Nationalbewusstseins der Deutschen, Reinbek 1996; R. Wiegels: „Varusschlacht“ und „Hermann“-Mythos – Historie und Historisierung eines römisch-germanischen Kampfes im Gedächtnis der Zeiten, in: Erinnerungsorte der Antike. Die römische Welt, hg. von E. Stein-Hölkeskamp/K.-J. Hölkeskamp, München 2006, 503-525; Bendowski (2008a), 129-234.
- 48) Dazu J. Gruber: Tacitus und der Ort der Varusschlacht. Vom Zeugniswert der literarischen Quellen, in: *Gymnasium* 115 (2008), 453-467 mit einschlägigen Argumenten. Vgl. auch B. Dreyer: Der Fundplatz von Kalkriese und die antiken Berichte zur Varuskatastrophe und zum Heereszug des Caecina, in: *Klio* 87 (2005), 396-420; A.A. Lund: Zur Deutung der taciteischen Darstellung des Orts der Varusschlacht, in: *Gymnasium* 116 (2009), 275-283.
- 49) Dazu vgl. den ausführlichen Dokumentationsenteil 2000 Jahre Varusschlacht. Mythos (2009), 139-389 zur ‚Rezeption‘ der Varusschlacht; M. Wagner-Engelhaaf (Hg.): Hermanns Schlachten. Zur Literaturgeschichte eines nationalen Mythos, Bielefeld 2009.
- 50) Vgl. dazu z. B. E. Bickel: Der Mythos um die Adler der Varusschlacht, in: *RhM* 92 (1944), 302-318; R. Wiegels: „Immensum bellum“ – ein „gewaltiger Krieg“, in: Wiegels (2007), 117-127, hier 120f.; Wiegels (2009), 22.
- 51) Zit. n. Wiegels (2009), 23.
- 52) Dazu z. B. Tac. Ann. 2,10,3. Arminius diente wahrscheinlich als regulärer Kommandeur von cheruskischen Stammeskontingenten in der römischen Rheinarmee. Dieser Verband war in der römischen Kriegsführung geschult. Vgl. dazu besonders R.G. Jahn: Der Römisch-Germanische Krieg 9-16 n.Chr., Diss. Bonn 2001, 78-104 mit Forschungsüberblick.
- 53) Vgl. Wiegels (2009), 24 (mit Lit.).
- 54) Zit. n. Moosbauer (2009), 113. Dazu vgl. auch Wolters (2009), 178ff. sowie 236, Anm. 8f. (mit Lit.); Martin (2008), 286ff. mit weiteren Hintergründen; Bendikowski (2008a), 132f. Die Germania des Tacitus erschien erstmals 1472 in Bologna.
- 55) Zum folgenden Bendikowski (2008a), 137.
- 56) Zit. n. Wolters (2009), 180 und 237 mit Anm. 13.
- 57) Dazu mit weiteren Einzelheiten Bendikowski (2008a), 134ff. und zit. ebenda: Arminius äußert im „Dialog“ von Huttens: „Im Geist bin ich niemandem jemals Untertan gewesen. Ich war immer auf Freiheit bedacht, denn ich habe immer nur im Sinn gehabt, wie ich dem Vaterland bei sich bietender Gelegenheit helfen könnte.“
- 58) Vgl. zum folgenden Bendowski (2008a), 204ff. sowie insbesondere ders.: Mythos einer Schlacht. Arminius' Triumph, Varus' Untergang: Wie der Sieg der Germanen über die Römer vor 2000 Jahren die deutsche Geschichte bestimmt hat – bis zum heutigen Tag, in: *Die Zeit*, Nr. 45 (30.10.2008b), 17-21, hier 19ff. (= <http://www.zeit.de/2008/DOS-varus-schlacht>).
- 59) Bendikowski (2008a), 138.
- 60) Wolters (2009), 181.
- 61) Zit. n. Wolters (2009), 182 sowie *ibid.* seine weiteren Ausführungen.
- 62) Th. Borgstedt: Nationaler Roman als universale Topik: Die Hermannsschlacht Daniel Caspers von Lohenstein, in: Wagner-Egelhaaf (2008), 153-174.
- 63) Wolters (2009), 183.
- 64) Vgl. zu diesem Bendikowski (2008a), 142ff.
- 65) C. Heuer: „Du Furie, gräßlicher als Worte sagen!“ Thusnelda und die Nation in Hermannsschlacht-Dramen, in: Wagner-Egelhaaf (2008), 81-105.
- 66) M. Wagner-Egelhaaf: Klopstock! Oder: Medien des nationalen Imaginären. Zu den Hermann-Bardieten, in: *dies.* (2008), 195-214.
- 67) Zum Vorangehenden vgl. Wolters (2009), 183. Zwischen 1676 und 1910 wurden nicht weniger als 75 Opern auf Grundlage dieses Stoffes komponiert. Vgl. dazu W. Woessler: Das Römerbild in deutschen Hermann-Dramen, in: Wagner-Egelhaaf (2008), S.41-57.
- 68) Wolters (2009), 184.

- 69) Zur Vertiefung vgl. R. Zons: Deutsche Assassinen. Kleists Hermannsschlacht, in: Wagner-Egelhaaf (2008), S. 215-237 sowie insbesondere I. Hermann: Theater ist schöner als Krieg. Kleists Hermannsschlacht auf der Bühne, in: *ibid.*, 239-259, hier 241ff.
- 70) Mit weiteren Details Wolters (2009), 186; H.C. Seeba: Hermanns Kampf für Deutschlands Not. Zur Topographie der nationalen Identität, in: Wiegels/Woesler (1995), 355-365.
- 71) Vgl. G. Unverfehrt: Arminius als nationale Leitfigur. Anmerkungen zu Entstehung und Wandel eines Reichssymbols, in: E. Mai/St. Waetzoldt (Hg.): Kunstverwaltung, Bau- und Denkmalpolitik im Kaiserreich, Berlin 1981, 315-340, hier 319.
- 72) Vgl. z.B. V. Losemann: Nationalistische Interpretationen der römisch-germanischen Auseinandersetzung, in: R. Wiegels/W. Woesler (Hg.): Arminius und die Varusschlacht. Geschichte – Mythos – Literatur, Paderborn 1995, 419-432; Ch. Schmitt: Hermannspathos oder: Wie man ‚Deutschland‘ erweckt. Zur rhetorischen Konstruktion der Nation um 1813/18, in: Wagner-Egelhaaf (2008), 285-305.
- 73) Auch Heinrich von Heine gab sich bereits früh als Beitraggeber zur Errichtung des Hermannsdenkmals im Teutoburger Wald zu erkennen: „Drum wird dir, wie sich bebührtet, zu Dettmoldt ein Monument gesetzt; Hab’ selber subskribieret.“ [zit. n. Wolters (2009), 188]. Vgl. mit weiteren Hintergründen zum Thema Märtin (2008), 297ff. sowie Bendikowski (2008a), 156ff.
- 74) Wolters (2009), 188; vgl. dann Märtin (2008), 310ff., 311 mit Abb. des Nordgiebels.
- 75) Dazu vgl. Th. Nipperdey: Nationalidee und Nationaldenkmal in Deutschland im 19. Jahrhundert, in: HZ 206 (1968), 529-585, hier 567ff.; G. Unverfehrt: Ernst von Bandels Hermannsdenkmal – ein ikonographischer Versuch, in: G. Engelberg (Hg.): Ein Jahrhundert Hermannsdenkmal 1875-1975, Detmold 1975, 129-149 sowie Märtin (2008), 312ff., 326 mit Konstruktionszeichnung des Hermannsdenkmal (1860), 329 mit Abb. der Einweihungsfeier des Denkmals (1875).
- 76) In Jahr 1849 erschien das allbekannte Volkslied: „Als die Römer frech geworden!“ Vgl. dazu mit weiteren Hintergründen K. Brodersen: „Als die Römer frech geworden“: Historische Kontexte eines ‚Volkslieds‘, in: Wagner-Egelhaaf (2008), 107-127.
- 77) Der Reichstagsabgeordnete August Reichensperger (Zentrum) äußerte 1871: „Es erscheint ziemlich natürlich, dass, wo irgend ein schöner Punkt mit einer Fernsicht ist, die Anwohner auf den Gedanken kommen, denselben zur Errichtung eines Monuments zu benutzen. Dem Erhabenen gesellt sich denn auch das Nützliche in der Regel bei; denn wenn ein solches Monument einmal in den Baedeker übergegangen ist, so erweist es sich zugleich als eine Art von Nahrungsquelle für den betreffenden Ort.“ [zit. n. Bendikowski (2008a), 170f. mit Anm. 42]. Selbst das katholische Zentrum widersetzte sich dem Antrag nicht, den Bau des Hermannsdenkmals finanziell zu unterstützen.
- 78) Der Festredner Preuß äußert bei der Einweihung des Denkmals am 16. August 1875: „Wir stehen wieder da, geehret und gefürchtet im Rate der Völker, ihnen nicht bloß ein Volk der Denker und Dichter, sondern nun auch wehrbereit und waffengewaltig, ein Volk der selbstbewussten Tatkraft – und empfinden wird deren Wucht ein jeder, der es wagen sollte, uns ferner zu stören in dem Werke des Friedens, das wir nun vorhaben.“ [zit. n. Bendikowski (2008a), 173]. Bei der Einweihungsfeier des Hermannsdenkmal erschienen über 30.000 Menschen. Vgl. dazu Bendikowski (2008a), Abb. 35f.
- 79) Vgl. dazu Wolters (2009), 188ff. und seine weiteren Ausführungen zur Rezeption des Hermannsdenkmal, so z.B. in der Freiheitsstatue von New York (1886).
- 80) Vgl. K. von See: „Hermann der Cherusker“ in der deutschen Germanenideologie, in: Ders.: Texte und Thesen. Streitfragen der deutschen und skandinavischen Geschichte, Heidelberg 2003, 63-100, hier 89.
- 81) Vgl. insbesondere Bendikowski (2008a), 171ff.; Moosbauer (2009), 113-115; Wolters (2009), 191ff.
- 82) Vgl. Bendikowski (2008a), 185ff.; Wolters (2009), 193 mit Anm. 36 zit. hier zurecht W.M. Doyé: Arminius, in: E. François/H. Schulze (Hg.): Deutsche Erinnerungsorte, Bd. III, München 2001, 587-602, hier 599: „Standen Arminius und der Kaiser 1875 noch gemeinsam auf einem Sockel, stellte sich nun heraus, dass ein monarchischer Mythos immer nur einen Monarchen verträgt. Da der Kaiser noch lebte, musste Arminius gehen.“ Vgl. auch Bendikowski (2008a), 181f.
- 83) Vgl. Wolters (2009), 194; Bendikowski (2008b), 18; Hermann (2008), 243 mit Anm. 16 (mit Lit.).

- 84) Unter der sog. „Dolchstoßlegende“ wurde verstanden, dass das im Feld unbesiegte deutsche Heer durch die demokratischen und sozialistischen Kräfte hinterrücks gemeuchelt worden sei, um das rasche Kriegsende herbeizuführen. Sie wurde vor allem in der Weimarer Republik als zentrales Propagandainstrument von rechten und nationalistischen Kreisen zur Bekämpfung derselben benutzt.
- 85) Vgl. Bendikowski (2008a), 188f.
- 86) Vgl. dazu Wolters (2009), 194f. mit entsprechender Abb. 28.
- 87) Martin (2008), 340.
- 88) Martin (2008), 341.
- 89) Zu weiteren Hintergründen und dem Folgenden vgl. Wolters (2009), 195f.
- 90) Zit. n. Martin (2008), 341 mit Anm. 147f.
- 91) Martin (2008), 352f. mit Abb. der Karte des Hermannslaufs von 1925; mit weiteren Informationen Bendikowski (2008a), 190ff.
- 92) Zit. n. Martin (2008), 341.
- 93) Vgl. zur Vertiefung Bendikowski (2008a), 196ff.
- 94) Martin (2008), 341f.
- 95) Zit. n. Bendikowski (2008a), 200 und zum folgenden.
- 96) Vgl. mit weiteren Hintergründen zum Nationalsozialismus Martin (2008), 342ff.
- 97) Vgl. Doyé (2001), 599.
- 98) Bendikowski (2008a), 201.
- 99) Zit. n. Bendikowski (2008a), 202.
- 100) Zit. n. Bendikowski (2008a), 203.
- 101) Zit. n. Martin (2008), 351.
- 102) Vgl. hierzu und zum folgenden Bendikowski (2008a), 204ff.
- 103) Bendikowski (2008a), 205f. mit Belegmaterial sowie ders. (2008b), 19f.
- 104) Zit. n. Bendikowski (2008b), 20.
- 105) Zit. n. Bendikowski (2008a), 206 sowie 250, Anm. 8 mit Verweis auf: Zentralinstitut für Geschichte der Akademie der Wissenschaften der DDR (Hg.): Grundriss der deutschen Geschichte. Von den Anfängen der Geschichte des deutschen Volkes bis zur Gestaltung der entwickelten sozialistischen Gesellschaft in der Deutschen Demokratischen Republik. Klassenkampf – Tradition – Sozialismus, 2 Berlin 1979, 44.
- 106) Bendikowski (2008a), 206f.
- 107) Intendant des Stückes war Curt Trepte. Vgl. Hermann (2008), 244f.
- 108) Zit. n. Hermann (2008), 245, Anm. 23. Vgl. dazu auch Bendikowski (2008a), 207f.
- 109) Bendikowski (2008a), 209f. und zum folgenden.
- 110) E. Wolfrum: Geschichtspolitik in der Bundesrepublik Deutschland. Der Weg zur bundesrepublikanischen Erinnerung 1948-1990, Darmstadt 1999, 125f.
- 111) Zit. n. Th. Nipperdey: Zum Jubiläum des Hermannsdenkmals, in: G. Engelbert (Hg.): Ein Jahrhundert Hermannsdenkmal 1875-1975, Detmold 1975, 11-31, hier 11. Vgl. dann auch ders.: Hermannsdenkmal und nationale Tradition, in: „Heimatland Lippe“, Zeitschrift des Lippischen Heimatbundes und des Landesverbandes Lippe 68 (1975), 188-200; F. Brandt: Nationaldenkmäler. Relikte einer überwundenen Epoche oder Symbole ungebrochener nationaler Tradition und Identität? Zur Position des Hermannsdenkmals, in: Lippische Mitteilungen aus Geschichte und Landeskunde 63 (1994), 253-283.
- 112) Dazu Hermann (2008), 246ff.
- 113) Die Fernsehproduktion wurde von Regina Ziegler im Auftrag des ZDF und ORF 1984 produziert. Die Erstaussstrahlung erfolgte am 15.5. 1984, eine Wiederausstrahlung bei 3SAT am 3.1.1987. Vgl. Hermann (2008), 246, Anm. 25 (mit Lit.).
- 114) Mit weiteren Hintergründen Hermann (2008), 245f.
- 115) Vgl. und zum folgenden Bendikowski (2008b), 20f.
- 116) Dazu Wiegels (2009), 28 mit Nennung der einschlägigen Lit. Berechtigterweise schreibt z. B. Bendikowski (2008a), 217f.: „Die deutsche Einheit von 1989/90 bringt sinnfällig zum Vorschein, wie dramatisch Arminius über Jahrzehnte an Deutungskraft verloren hatte. Stets hatte er einen festen Platz in den nationalen Debatten der Deutschen besetzt, wenn es um die Einheit der Nation ging ... Und jetzt gab es endlich eine friedliche und erfolgreiche deutsche Revolution – und die fand ohne Arminius statt.“
- 117) Diese Literaturliste kann angesichts der Fülle der zur Varusschlacht vorliegenden Forschungsliteratur nur eine Auswahl bieten.

HOLGER KOCH, Heidelberg

Historia magistra scholae!

Das Konstruieren – Verteidigung einer unverwüstlichen Methode

Wenn es einen Grundsatz aller didaktischen Grundsätze des altsprachlichen Unterrichts gäbe, dann hat RAINER NICKEL diesen 1978 folgendermaßen formuliert: „Die fachspezifische Methode des altsprachlichen Unterrichts ist das Übersetzen und Interpretieren; über diese Arbeitsformen werden seine Inhalte erschlossen und seine Ziele erreicht.“¹ Dieser Grundsatz ist nicht etwa neu, er gilt seit den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts, seit Abschaffung der deutsch-lateinischen Übersetzung und des lateinischen Aufsatzes in der Abiturprüfung unverändert fort. Der preußische Gymnasiallehrplan von 1892 führt dazu aus, dass „die Unterrichtsziele des Faches Latein das Verständnis der bedeutenderen klassischen Schriftsteller und die sprachlich-logische Schulung“² seien. Mag nun im Zuge der Curriculumrevision die Einsicht gereift sein, dass die Übersetzung allein kein hinreichender Nachweis des Textverständnisses sei, so hat doch andererseits MAX KRÜGERS Maxime, dass die „Interpretation die richtige Übersetzung des Textes“ sei, nichts von ihrer Gültigkeit verloren. „Denn Übersetzen kann nur, wer einen Text im Sinne des Autors verstanden hat.“³ Die Übersetzung setzt also einerseits das Verständnis des Textes voraus, andererseits ist sie Grundlage für den Auf- und Nachweis des Verständnisses desselben. So gesehen stehen Übersetzen und Interpretieren im Dienste „des Verständnisses der bedeutenderen klassischen Schriftsteller“ und damit ist der Zweck der fachspezifischen Methoden des altsprachlichen Unterrichts, der Arbeitsformen, über die nach Rainer Nickel seine Inhalte erschlossen und seine Ziele erreicht werden, zutreffend bereits schon vor 130 Jahren beschrieben. Mit dieser Neuorientierung des Lateinunterrichts weg vom *latine loqui et scribere* und hin zur Autorenlektüre stellte sich aber zugleich auch die Frage, mit welcher Methode oder welchen Methoden denn das neue Ziel, das Verständnis der klassischen Schriftsteller, erreicht werden sollte. Wenn man also bei der Übersetzung nicht auf den „Zufall und die subjektive Kombinationsgabe angewiesen sein wollte und man es im Unterricht nicht

zu einem Duett aus Hauptstimme (des Lehrers) und Nebenstimme (des Schülers) kommen lassen wollte“, dann, so forderte JULIUS ROTHFUCHS schon 1882 völlig zu Recht, müsse die Übersetzungsmethode „methodisch gelehrt werden“.⁴ Damit hat Rothfuchs implizit aber auch die Forderung erhoben, dass die fachspezifischen Methoden des altsprachlichen Unterrichts lehr- und lernbar sein müssen und damit einen Grundsatz aufgestellt, der ähnlich dem von Rainer Nickel formulierten axiomatische Gültigkeit für sich beanspruchen darf. Diesem Anspruch wird die Übersetzungsmethodik allerdings seit etwa zwei Jahrzehnten kaum mehr gerecht, da auf eine Darstellung der Übersetzungsmethoden in den Unterrichtswerken weitgehend verzichtet worden ist, die Interpretationsmethodik bislang überhaupt nicht, da es eine lehr- und lernbare Interpretationsmethodik für die Hand des Schülers noch nicht vorliegt.

Auf diese weit in die Geschichte des altsprachlichen Unterrichts hinabreichende Problematik der Übersetzung und ihrer Methoden, die nach Max Krüger zugleich auch immer Interpretationsmethoden sind, hat STEFAN KIPF in einem jüngst in *Pegasus Online* veröffentlichten Vortrag mit dem Thema „Historia magistra scholae?“ den Blick gerichtet und darin die „Frage nach der angemessenen Übersetzungs- bzw. Texterschließungsmethodik“ als ein Thema bezeichnet, „das in Diskussionen um die Gestalt des altsprachlichen Unterrichts allerersten Rang beansprucht hat, nach wie vor beansprucht und mit Sicherheit auch weiterhin beansprucht wird“.⁵ Der Grund für die enorme Bedeutung der Methodik der Texterschließung dürfte unbestreitbar darin liegen, dass das Übersetzen allen Bekundungen und Beteuerungen der Gleichwertigkeit und Gleichberechtigung der vier Inhaltsklassen unseres Faches zum Trotz – wie von RAINER NICKEL mehrfach betont – „die meiste Unterrichtszeit beansprucht, als die wichtigste Arbeitsform gilt und die Grundlage der Leistungsbeurteilung bildet“.⁶ Wenn also die methodische Erschließung der Texte nach wie vor in der Mitte und im Zen-

trum des Faches steht, zumindest aber doch den größten Teil der Arbeitszeit in Anspruch nimmt, dann kann Stefan Kipf völlig zu Recht auf die „Methodenkompetenz als proprium des LU“⁷ verweisen. „Methodenkompetenz“, so fügt er hinzu, „bedeutete allerdings über viele Jahrzehnte hinweg die Dominanz lediglich einer Methode, nämlich der Konstruktionsmethode, sodass das Fach über lange Zeit inhaltlich mit Caesar und methodisch mit dem Konstruieren identifiziert werden konnte“.⁸ An Kritikern habe es dieser Methode zu keiner Zeit gefehlt, trotzdem konnte sie über die Jahrhunderte hinweg ihre dominante Stellung behaupten, wenn auch in den letzten vier Jahrzehnten „sukzessiv vorgehende Übersetzungsverfahren zu einer deutlichen Relativierung der vermeintlich unbestreitbaren Vorrangstellung des Konstruierens geführt haben“.⁹

Was ist nun also das Geheimnis des Erfolges dieser Methode, die sich, schon von MELANCHTHON erwähnt, ganz offensichtlich über lange Zeiträume hinweg behauptet und bewährt hat? Dieser Frage soll im Folgenden unter drei Aspekten nachgegangen werden. Zunächst einmal geht es um die sprachlichen bzw. grammatikalischen Voraussetzungen des Konstruierens, ohne die eine Anwendung dieser Methode nicht möglich ist. Darauf sollen in Auseinandersetzung mit JULIUS ROTHFUCHS und HAEGER-SCHMIDT die einzelnen aufeinanderfolgenden Schritte dieser Methode beschrieben werden und schließlich soll auf die Kritik an dem Transferwert dieser Methode eingegangen und dabei auf ein gravierendes Problem des lateinischen Übersetzungsunterrichts aufmerksam gemacht werden.

Wohl nicht zu Unrecht weist Stefan Kipf in seinem Vortrag auf „die erstaunlich geringe Vertrautheit mit den theoretischen Grundlagen und den damit verbundenen Modellen der Texterschließung aufseiten der Lehrer hin“,¹⁰ und in der Tat sind das Konstruieren, aber auch das Analysieren Begriffe, die sich von ihrer eigentlichen Wortbedeutung her nicht gerade leicht erschließen. Nicht nur bei Haeger-Schmidt, sondern auch bei anderen ist nicht vom Konstruieren, sondern oft vom „so genannten“ Konstruieren die Rede, was die Probleme mit dem Verständnis des Begriffes

verdeutlicht. Konstruieren – was also heißt das eigentlich? Bei MELANCHTHON findet sich etwa folgender Gedanke: „*Ille (praeceptor) adegit me ad grammaticam, et ita adegit: ut constructiones facerem*“.¹¹ *Constructiones facere* – dieser Begriff dürfte in diesem Kontext eher auf ein aktives Tun hindeuten als auf ein bei HAEGER-SCHMIDT beschriebenes „Erkennen und Bewusstmachen lateinischer Sätze und ihrer Strukturen“.¹² Stefan Kipf verweist darauf, dass dieser Terminus aus der Übersetzung in das Lateinische entwickelt worden ist.¹³ Und so hat man nach meinem Verständnis wohl konstruierend Sätze gebaut, indem man Satzteil auf Satzteil zu einem Satz (wie Stein auf Stein zu einer Mauer) aufgeschichtet und zusammengesetzt hat, um dann diese bei der Hinübersetzung bewährte Methode auch für die Herübersetzung zu verwenden.

Beim Konstruieren handelt es sich also offensichtlich um eine Methode, durch die der Inhalt und damit zugleich auch der Sinn des Satzes Schritt für Schritt (methodisch eben!) durch die Synthese, Kombination bzw. Verbindung der Satzteile miteinander erschlossen werden. Der Begriff „Synthese der Satzteile“ legt nun nahe, dass die Anwendung der Konstruktionsmethode an zumindest zwei Voraussetzungen gebunden ist, an die Sprachwissenschaft einerseits und die Kenntnis grundlegender wissenschaftlicher Verfahrensweisen zum anderen. Denn ohne eine Kenntnis vom Begriff der Satzteile und ohne eine Möglichkeit zu einer differenzierenden diagnostischen Wahrnehmung derselben ist eine konstruierende Sinnerfassung nicht möglich. Das Konstruieren ist also keine voraussetzungslose, etwa von außen an den Satz herangetragene Methode, sondern erwächst gleichsam aus der Sache selbst, kurz: das Konstruieren ist die aus dem sprachwissenschaftlichen Befund sich ergebende genuine Methode des Zugriffs auf das Objekt.

Unter sprachwissenschaftlichem Befund sei im Folgenden lediglich das verstanden, was wir aus der lateinischen Grammatik über die abstrakten Kategorien der Sprache wissen. Zweifellos handelt es sich für den Schüler bei einer solchen Reflexion grammatikalischer Phänomene um eine Art von Ideenschau in und auf den kategorialen Grundbestand von Sprache, und zwar insofern als etwa die

Idee von Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft genauso ideal und zeitlos gültig ist wie etwa ein mathematisches Gesetz oder ein geometrischer Lehrsatz. Denn die über einen Punkt, eine Linie oder ein Kreis möglichen Aussagen bleiben unabhängig von Raum und Zeit immer dieselben, was für Verstandesbegriffe wie den Sinn, den Satz oder das Subjekt in gleicher Weise zutrifft. Die Anwendung der Konstruktionsmethode setzt also die Einsicht und Kenntnis der nachfolgend beschriebenen sprachlichen Befunde voraus:

Erster Befund: Wortart, Wortform, Satzteil

Die Kategorien Wortart, Wortform und Satzteil können als die Oberbegriffe der gesamten Grammatik angesehen werden, unter die sich nahezu alle grammatikalischen Phänomene subsumieren lassen. Der Schüler braucht ein klares Wissen von den Wortarten, um schon in den ersten Lateinstunden flektierbare und nicht flektierbare Wörter voneinander zu unterscheiden, ein klares Wissen von den Wortformen, den Ausgängen und Endungen und ihrer Funktion, die darin besteht, die Wörter des Satzes sinnvoll miteinander in Beziehung zu setzen, um dann auf dieser Wissensgrundlage die Satzteile identifizieren zu können.

Zweiter Befund: der Satz und seine Teile

Die Konstruktionsmethode geht von der grundlegenden Einsicht aus, dass ein Satz (genauso wie andere Gegenstände, Objekte und Phänomene) ein Ganzes ist, das aus Teilen besteht und folglich in diese zerlegt werden kann. Die beobachtbaren Elemente der Struktur eines lateinischen Satzes, von denen jeder Satz wenigstens eines und höchstens vier aufweist, sind erstens der aus Subjekt und Prädikat bestehenden Satzkern, zweitens die Erweiterungen der Satzaussage in Form von Objekten und adverbialen Bestimmungen (Attribute sind keine eigenständigen Satzteile, sondern lediglich Satzteilergänzungen), drittens die für das Lateinische typischen besonderen syntaktischen Phänomene (Infinitiv-, Partizipial-, Gerundium- und Gerundivkonstruktionen) und viertens die Erweiterungen innerhalb dieser Phänomene (Objekte und adverbiale Bestimmungen in Abhängigkeit von den Infinitiven, Partizipien und Gerundia).

Dritter Befund: die Rangordnung der Satzteile

Die Konstruktionsmethode beruht also quasi auf einer Vier-Elemente-Lehre, nämlich den eben beschriebenen Strukturelementen des lateinischen Satzes. Diese Elemente stehen aber nicht gleichgewichtig oder gleichrangig nebeneinander, sondern es gibt eine klare Rangordnung, eine Stufung im Sinne einer fortschreitenden Entfaltung vom Allgemeinen zum Konkreten. Das Thema des Satzes, das Subjekt oder der Satzgegenstand, wird dadurch konkretisiert, dass es eine begrenzte Anzahl von möglichen Aussagen über sich zulässt, diese gleichsam aus sich heraus generiert, und in gleicher Weise können auch die Satzaussagen nur eine bestimmte Anzahl von Erweiterungen zu sich nehmen. Insofern vollzieht sich der Verstehensprozess beim Übersetzen in einem von der Subjekts- und Prädikatsbedeutung vorgegebenen hermeneutischen Rahmen - ein Sachverhalt, der zweifellos im Sinne Krügers die Grundlage jeder Interpretation eines Textes darstellt.

Vierter Befund: die Satzbauformen

Das Erkennen von Satzstrukturen setzt die Kenntnis der vier möglichen Satzbauformen eines Satzes, des einfachen Satzes, des erweiterten einfachen Satzes, des Satzgefüges und der Satzreihe voraus und ist ohne diese Vorkenntnis nicht möglich. Der Schüler muss also wissen, dass der einfache Satz aus zwei Teilen, aus Subjekt und Prädikat besteht, und dass das Prädikat auf zweifache Weise (Vollverb oder Prädikatsnomen mit Kopula) gebildet werden kann. Darüber hinaus muss er wissen, dass sich der einfache Satz durch Hinzutreten eines Objekts oder einer adverbialen Bestimmung oder von beidem zu einem erweiterten einfachen Satz erweitern lässt. Das Erkennen eines Satzgefüges ist nur auf der Wissensgrundlage möglich, dass das Satzgefüge als Verbindung eines Hauptsatzes mit einem oder mehreren Nebensätzen definiert ist, und dass Nebensätze nach dem einleitenden Wort in Konjunkional-, Relativ- und abhängige Fragesätze eingeteilt werden. Das Erkennen einer Satzreihe hingegen setzt die Einsicht voraus, dass es sich bei diesem Phänomen um die Verbindung von zwei oder mehreren Hauptsätzen handelt, von denen jeder

sein eigenes Subjekt und eine Aussage darüber aufweisen muss. (Beispiel: Peter ist fleißig, aber Paul ist faul.) Der kaum zu widerlegende Unterschied zwischen dem einfachen, dem erweiterten einfachen Satz und dem Satzgefüge auf der einen Seite und der Satzreihe auf der anderen Seite besteht also darin, dass es sich im ersten Fall um eine Ein-heit, im zweiten Fall um eine Zwei-heit bzw. um eine Mehr-heit handelt, im ersten Fall also um Aussagen und ihre Erweiterungen über ein Thema, im zweiten Fall um Aussagen und ihre Erweiterungen über zwei (oder mehrere) Themen. Hilfreich für den Schüler dürfte darüber hinaus der Hinweis sein, dass der einfache Satz und die Satzreihe relativ selten sind, der erweiterte einfache Satz und das Satzgefüge dagegen recht häufig vorkommen. Diese Reihenfolge der Satzbauformen ist nicht zufällig oder willkürlich, sondern hat ihren Grund im Fortschreiten vom Einfachen zum Komplexen.

Fünfter Befund: usuelle und okkasionelle Wortfolge

Neben der Kenntnis der vier Satzteile und der vier Satzbauformen braucht der Schüler eine klare Vorstellung von der usuellen und okkasionellen Abfolge der Satzteile, um den „Einstieg“, den Ansatz- oder Ausgangspunkt in die Übersetzung des Satzes zu finden. Nach Haeger-Schmidt ist der Ausgangspunkt das Subjekt, „fehlt es oder ist es nicht ohne weiteres zu erkennen, so ist vom Hauptverbum auszugehen“. Zu finden sind beide Teile „gewöhnlich im ersten Teil des Satzes“ und „meist gegen Ende des Satzes“.¹⁴ Der Schüler sollte also auch wissen, dass sich das Prädikat öfter am Ende als das Subjekt ganz am Anfang des Satzes befindet, und dass jedes Abweichen von dieser Regel zum Zwecke der Hervorhebung oder Betonung eines anderen Satzteils geschieht. Infolgedessen verdienen auch die Hinweise bei Haeger-Schmidt Beachtung, dass die Wortstellung des Originals in der Übersetzung möglichst beizubehalten sei.¹⁵ Auch solle man – im Gegensatz zu den linearen Texterschließungsmethoden – „von dem am leichtesten Verständlichen ausgehen und die schwierigeren Partien des Satzes zunächst einmal ausklammern“,¹⁶ wovon man in Anbetracht des Schwierigkeitsgrades lateinischer

Sätze in der Praxis wohl recht häufig Gebrauch machen muss, da ein sukzessives Vorgehen in der vorgegebenen Reihenfolge der Satzteile aufgrund der sich aus den grammatikalischen Strukturen ergebenden „Widerstände und Widrigkeiten“ allzu oft illusorisch erscheint.

Sechster Befund: das begriffliche Instrumentarium

Übersetzung kommt nicht durch Intuition oder „den Kuss der Muse“ zustande, sondern als Ergebnis durch lehr- und lernbare Methoden (Diagnose, Analyse, Konklusion, Kritik etc.) und ein zu diesem Zwecke verwendetes begriffliches Instrumentarium (Thema, Zäsur, Kolon etc.). Dabei sollte dem Schüler zunächst einmal klar gemacht werden, was eine Methode eigentlich ist, dass der Begriff „Methode“ aus dem Griechischen kommt und soviel wie „der Weg zu etwas hin“ bedeutet. Genauer gesagt und präziser formuliert versteht man also im LU unter einer Methode „die einzelnen Schritte auf dem Wege zu einem Ziel“, in unserem Falle der Übersetzung eines lateinischen Satzes oder Textes ins Deutsche. Um nun aber Methoden anwenden zu können, braucht die Wissenschaft Hilfsmittel, Werkzeuge, Instrumente. Der Naturwissenschaftler kann die Welt nicht erklären ohne eine klare Vorstellung davon, was eine Linie, ein Kreis oder eine Kugel ist. Genauso wenig kann der Geisteswissenschaftler Sätze oder Texte verstehen, wenn er nicht weiß, was unter einem Thema, einem Kolon, einer Zäsur, oder unter Abstraktion oder Konkretion zu verstehen ist. So gesehen beschäftigen wir uns in der Mathematik und in Latein mit vielen Dingen, die dem Pro und Contra der Meinungen und Wertungen entzogen immer dieselben sind und sich immer gleich bleiben.

Im Hinblick auf diese sechs sprachlichen Befunde soll das Konstruktionsverfahren nun in fünf für den Schüler leicht nachvollziehbaren Schritten am Beispiel von zwei Sätzen aus Caesar beschrieben werden. Vorausschicken möchte ich einen kurzen Rekurs auf die bereits vorhandenen Beschreibungen dieser Methode durch ROTH-FUCHS und HAEGGER-SCHMIDT, wie sie insbesondere für die erstgenannte in der Darstellung bei STEFAN KIPF vorliegen.¹⁷

Danach leitet Julius Rothfuchs¹⁸ die Forderung nach einer systematischen Vermittlung der Konstruktionsmethode aus der Beobachtung und Überlegung ab, dass der Schüler „bei seinen Präparationen nicht auf den Zufall und die subjektive Kombinationsgabe angewiesen sein dürfe, sondern über eine objektive Methode verfügen müsse, um bei solcher Hülfe selbständiges und abschließendes Denken zu lernen“. Die Anwendung dieser Methode solle nicht nur und nicht erst in „einzelnen Bedürfnisfällen“ erfolgen, sondern müsse „ein feststehendes Stück des Unterrichts sein und sowohl in theoretischen als auch ganz besonders in praktischen Übungen bestehen, am besten beides miteinander verbunden“. Rothfuchs entwickelt zur Beschreibung der Methode eine Art Fragenkatalog, beginnend mit der Frage nach den Nebensätzen, der sich die Frage nach den „übrig bleibenden Hauptsätzen“ anschließt. Die nächste Frage richtet sich auf die die Nebensätze einleitenden Konjunktionen und Pronomina, die vierte auf die Infinitiv-, und die fünfte auf die Partizipialkonstruktionen.¹⁹ An dieser im Ansatz richtigen Beschreibung ließe sich kritisieren, dass Rothfuchs zwar die richtigen Fragen stellt, allerdings in einer nur schwer nachvollziehbaren Reihenfolge. Denn wie könnte man die Nebensätze erkennen, ohne zuvor einen Blick auf die einleitenden Konjunktionen oder Pronomina geworfen zu haben? Die Feststellung des Satzkerns bleibt unberücksichtigt, die der Erweiterungen ausgeblendet. Dennoch ruft diese Vorgehensweise nach Rothfuchs „bei Schülern eine spezifische formale Bildungswirkung hervor: Auf diese Weise gewöhnen sie sich an die Klarheit des Denkens und das Konstruieren wird zu dem, was es sein soll, – eine sprachlogische Gymnastik des Geistes“.²⁰ Nach Haeger-Schmidt „verfolgt das sogenannte Konstruieren den Zweck, den Aufbau lateinischer Sätze, ihre Struktur, vom Sprachlichen her zu erkennen und bewusst zu machen. Es ist also in Wirklichkeit ein Nach-Konstruieren der Satzstruktur. Mit der Konstruktionsmethode wird zuerst der Satzkern ermittelt, d. h. Subjekt und Prädikat bzw. Prädikatsgruppe. Sodann werden die übrigen Wörter – am besten von der Prädikatsgruppe aus – bestimmt und zwar erstens nach ihrer Form und Bedeutung (Funktion), zweitens

nach ihrer Stellung im Gefüge des Satzes (syntaktisch) und nach Möglichkeit in Wortgruppen zusammengefasst. Durch das Herausschälen des Satzkerns und durch den Vorgriff auf den wichtigsten Sinnträger des Satzes, eben das Hauptverb, wird eine Zielvorstellung hervorgerufen, die das Verständnis aller Einzelheiten wesentlich erleichtert oder überhaupt erst ermöglicht. Die Deutung der Formen und Wörter kann immer nur als vorläufig gelten; die Entscheidung bringt erst das Verständnis des Satz- und Sachzusammenhangs. Die Konstruktionsmethode bedarf daher der Ergänzung durch die Analyse des Satzes nach sachlichen Gesichtspunkten. Im Gegensatz zum Konstruktionsverfahren (...) geht die analytische Methode von Fragen nach dem Inhalt und den sachlichen und gedanklichen Zusammenhängen aus“.²¹

Gegen Haeger-Schmidt ist nun zunächst einmal einzuwenden, dass anstelle einer Definition oder Erklärung des Begriffs eine Beschreibung des Zwecks des Konstruierens gegeben wird, die insofern wenig plausibel ist, als „das Bewusstmachen des Aufbaus lateinischer Sätze“ schon von der Wortbedeutung des Konstruktionsbegriffes her weder Inhalt noch Zweck dieser Methode sein kann. Richtig ist wohl eher, dass das Konstruieren die Diagnose bzw. formale Analyse der Wortformen und die Klärung der Wortbedeutungen bereits voraussetzt. Denn erst aufgrund einer solchen formalen Analyse der Wortformen und der Klärung bzw. Festlegung auf eine vorläufige Bedeutung der Wörter des Satzes ist ein Verständnis derselben aus dem Sinn- und Sachzusammenhang möglich, und zwar durch Einordnung oder Einbeziehung des einzelnen Satzteils in den hermeneutischen Rahmen, der bei Haeger-Schmidt ebenfalls unzutreffend als „Zielvorstellung“ bezeichnet wird. Denn durch den „Vorgriff auf das Hauptverb als wichtigsten Sinnträger des Satzes“ ergibt sich keine „Zielvorstellung“ über den weiteren Handlungsverlauf oder Gedankengang. Welche „Zielvorstellung“ sollte auch eine Verbalform wie z. B. „er liegt“ hervorrufen? Liegt er im Bett, oder mit seiner Ansicht nicht falsch, oder gut im Rennen, oder ...? An diesem Beispiel wird außerdem deutlich, dass das Prädikat nicht „der wichtigste Sinnträger des

Satzes“ sein kann. Eine solche Aussage ist insofern nicht nachvollziehbar, als dem Subjekt des Satzes gegenüber seinem Prädikat *per se* eine logische Priorität zukommt. Gegen Haeger-Schmidt ist weiterhin festzuhalten, dass die Konstruktionsmethode „keiner Ergänzung durch die Satzanalyse“²² etwa im Sinne HOFFMANNs bedarf, da ein konstruierendes Übersetzen ohne den ständigen Rekurs auf den Sinn- und Sachzusammenhang überhaupt nicht möglich wäre.

Insofern ist das Konstruieren ein autarkes, sich selbst genügendes Verfahren der Texterschließung, das mit allen anderen Übersetzungsverfahren eine bemerkenswerte Gemeinsamkeit aufweist: Ohne eine wie bei Haeger-Schmidt beschriebene Klärung „der Form und der Bedeutung der Wörter und ihrer Stellung im Gefüge des Satzes“²³ kann weder im Konstruktionsverfahren, noch durch lineares Decodieren, noch durch gliederndes Strukturieren und auch nicht im Wort-für-Wort-Verfahren übersetzt werden. Formen, Bedeutung und Beziehungen der Wörter müssen also in einem diagnostischen Verfahren oder, wie Haeger-Schmidt es ausdrückt, „mit dem geistigen Auge“ bereits erfasst sein, bevor man mit welchem Verfahren auch immer die Version ins Deutsche versucht. Die Kritik, dass die Konstruktionsmethode „viel zu weit ausgedehnt sei“,²⁴ zielt also insofern ins Leere, als die Konstruktionsmethode die Klärung der Wortformen und Wortbedeutungen vor der eigentlichen Übersetzung mit allen anderen Methoden gemeinsam hat. Richtig ist allerdings an dieser Kritik „der weiten Ausdehnung des Übersetzungsverfahrens“, dass aus Zeitgründen nicht jedes Wort im Satz bis in alle Einzelheiten nach Form und Bedeutung geklärt werden kann, dass man sich hier ohne den Mut zur Lücke einer nicht zu bewältigenden Aufgabe gegenübergestellt sieht, dass Vokabeln und Formenlehre also einigermaßen „sitzen“ müssen, damit der Schüler Wortformen und -bedeutungen in einem diagnostischen Akt schon „beim ersten Hinsehen“ erkennt, was nur durch eine möglichst systematische Vermittlung und konsequente und permanente Wiederholung der Wortkunde und Formenlehre zu erreichen ist.

Auf dieser Grundlage und damit auch im Vergleich und im Gegensatz zu Rothfuchs und

Haeger-Schmidt soll nun das Konstruktionsverfahren als ein auf sehendem Erfassen beruhendes sinnkonstruierendes Verfahren des Verstehens und Übersetzens eines lateinischen Satzes in fünf Schritten beschrieben und erläutert werden, und zwar an zwei Sätzen aus *CAES. Gall. IV, 13, 6* (Usipeter und Tenkterergeschichte), die alles beinhalten, was man zur Demonstration dieses Verfahrens braucht: *Quos sibi Caesar oblatos gavisus illos retineri iussit; ipse omnes copias castris eduxit equitatumque, quod recenti proelio perterritum esse existimabat, agmen subsequi iussit.*

Der erste von den genannten fünf Schritten auf dem Wege zu diesem Ziel ist die Diagnose der Satzstruktur oder der Satzbauform. In wissenschaftspropädeutischer Hinsicht lernt der Schüler schon bei diesem ersten Schritt, dass ein lateinischer Satz oder Text nicht anderes ist als ein Objekt, dessen Merkmale, Eigenschaften oder Strukturen sich mithilfe eines fachspezifischen begrifflichen Instrumentariums genauso wie die eines Wassertropfens, eines Ameisenhaufens oder einer Sternbahn beobachten, erkennen und benennen lassen. Er lernt weiter, dass das Erkennen von Merkmalen und Strukturen in der der Schule und bis weit in die spätere berufliche Praxis hinein ein „Wieder“-erkennen von bereits Bekannten bzw. Gelerntem ist und insofern nur aufgrund eines bestimmten Vorwissens möglich ist. Er erfährt überdies schon bei diesem ersten Schritt, dass Gegenstände, Objekte und Phänomene mithilfe einer Fachsprache beschrieben werden, die sich von der Umgangssprache in zweifacher Hinsicht unterscheidet, nämlich durch Verwendung fachwissenschaftlicher Termini und einer Reihe formelhafter Ausdrücke, wie sie gerade in den Fachsprachen der Mediziner und Juristen nicht selten sind. Die Beschreibung der Struktur der beiden Sätze könnte also aufgrund der beobachtbaren Fakten etwa folgendermaßen lauten: Beim ersten Satz handelt es sich um einen erweiterten einfachen Satz, beim zweiten Satz um ein Satzgefüge, bestehend aus einem Hauptsatz, der zwei Kola aufweist mit einer Zäsur hinter *eduxit*. Ins zweite Kolon eingeschlossen ist ein *quod*-Satz, und zwar ein Kausalsatz, da ein Relativsatz in Bezug auf *equitatum* wegen Inkongruenz auszuschließen ist.

Die zweite Beobachtung richtet sich auf den Satz-kern des Hauptsatzes. Diese Beobachtung fordert und fördert insofern die analytische Intelligenz des Schülers, als jetzt die wesentlichen Teile aus einem Ganzen herausgelöst werden müssen, in diesem Fall der Satzgegenstand und die Aussage, die über diesen Gegenstand gemacht wird. Dabei wird dem Schüler klar, dass der deutsche Satzgegenstand, das lateinische Subjekt und das griechische Thema lediglich verschiedene Bezeichnungen (*verba*) für ein und dieselbe Sache (*res*) sind. Vor allem aber lernt er, dass das Subjekt gegenüber dem Prädikat eine unwiderlegbare logische Priorität besitzt und zwar insofern, als das Subjekt das Prädikat generiert und nicht etwa das Prädikat das Subjekt, wie es vielleicht der übliche erste Blick auf das Prädikat des Hauptsatzes nahe legen könnte. Die Beschreibung des Satz-kerns der beiden Sätze lautet also etwa folgendermaßen: Satz 1: *Caesar* ist das Subjekt und *iussit* ist das Prädikat. Satz 2: Das Subjekt wird durch *ipse* besonders betont und ist in den Prädikaten *eduxit* und *iussit* enthalten.

Die dritte Beobachtung richtet sich auf die Erweiterungen der Prädikate. Dadurch wird dem Schüler zugleich deutlich, dass es Phänomene von primärer, sekundärer und auch tertiärer Bedeutung gibt, ein Zentrum und eine Peripherie, Wesentliches und weniger Wichtiges, er lernt also, dass das Zentrum und der Mittelpunkt eines jeden Satzes, um das alles „kreist“, das Subjekt ist und dass das Thema des Satzes durch die Aussage darüber „entfaltet“ wird. Die Aussage ihrerseits wird konkretisiert, wenn erstens die Richtung oder das Ziel der Handlung in Form von Objekten genannt werden und zweitens in Form von adverbialen Bestimmungen die Umstände, unter denen sich die zielgerichtete Aktion (oder Passion) vollzieht. Die Beschreibung der Erweiterungen der beiden Sätze lautet also etwa folgendermaßen: Satz 1: Befund negativ, da keine üblichen Erweiterungen in Abhängigkeit von *iussit* vorhanden. Satz 2: Befund positiv: Zum ersten Prädikat treten *omnes copias* und *castris* erweiternd hinzu. Zum zweiten Prädikat tritt keine gewöhnliche Erweiterung hinzu, abhängig ist dagegen ein besonderes syntaktisches Phänomen, ein AcI, der unter Schritt vier näher beschrieben wird.

Die vierte Beobachtung richtet sich dann auf eben diese besonderen syntaktischen Phänomene, wobei es für die Schüler insbesondere zu wissen wichtig ist, woran das jeweilige Phänomen erkannt werden kann, wie es zu beschreiben und wie es dann zu übersetzen ist. Er lernt also Infinitivkonstruktionen unter vier Aspekten zu beschreiben, nach dem übergeordneten Verbum, nach dem Akkusativ (Nominativ), dem Infinitiv und eventuell vorhandenen Erweiterungen. Partizipialkonstruktionen lassen sich unter Benennung des Partizips, des Beziehungswortes und eventuell vorhandener Erweiterungen diagnostizieren, während Gerundium und Gerundivum an dem für sie typischen Merkmal als nd-Formen wiederzuerkennen sind.

Die fünfte Beobachtung richtet sich auf die eventuell vorhandenen Erweiterungen dieser Konstruktionen, wobei dem Schüler deutlich wird, dass Objekte und adverbiale Bestimmungen nicht nur zum Prädikat des Satzes, sondern genauso zum Infinitiv, zum Partizip oder zum Gerundium hinzutreten können.

Die zusammenfassende Benennung bzw. Beschreibung dessen, was im Hinblick auf die Satzstruktur beobachtet und erkannt worden ist, könnte dann also etwa folgendermaßen lauten: Satz 1: Hier liegt ein erweiterter einfacher Satz vor. Das Subjekt ist *Caesar* und die Aussage darüber *iussit*. Erweiterungen des Prädikats durch Objekte oder adverbiale Bestimmungen sind nicht vorhanden. Betreffs der syntaktischen Phänomene ergibt sich folgender Befund: Vom Prädikat *iussit* hängt ein AcI ab, *illos* ist der Akkusativ, *retineri* der Infinitiv, eine vom Infinitiv abhängige Erweiterung ist nicht vorhanden (Befund negativ). Mit dem Subjekt *Caesar* kongruent ist das Partizip *gavisus*, von dem ein AcI abhängt: *quos* (relativer Satzanschluss) und *oblato* (*esse*). (Die für die deutsche Übersetzung relevante Frage nach der attributiven oder prädikativen Funktion des Partizips wie überhaupt die Frage nach der Satzteilfunktion dieser Phänomene kann erst nach der Übersetzung beantwortet werden.) Zum Infinitiv *oblato esse* tritt *sibi* als Dativobjekt erweiternd hinzu. Wie bereits ausgeführt weist der von *iussit* abhängige AcI keine Erweiterung auf, dagegen findet sich in dem von *gavisus*

abhängigen AcI das Dativobjekt *sibi*. Satz 2: Hier liegt ein Satzgefüge vor. Der Hauptsatz weist zwei Kola auf, also insgesamt zwei Aussagen, die über das logische Subjekt *Caesar* gemacht werden. Die Zäsur befindet sich hinter *eduxit*. Eingeschlossen in das zweite Kola ist ein *quod*-Satz, bei dem es sich aufgrund der Inkongruenz zu *equitatum* nicht um einen Relativsatz handeln kann, sondern um einen Kausalsatz handeln muss. Das logische, in den Prädikaten enthaltene Subjekt ist *Caesar* und die Aussagen darüber sind *eduxit* und *iussit*. Im ersten Kola finden sich (abgesehen von dem in den meisten Grammatiken als Prädikativum erklärten *ipse*) zwei Erweiterungen: *omnes copias* und *castris*. Im zweiten Kola findet sich keine übliche Erweiterung. Betreffs des besonderen syntaktischen Phänomens im zweiten Kola ergibt sich folgender Befund: Vom Prädikat *iussit* hängt ein AcI ab, *equitatum* ist der Akkusativ, *subsequi* der Infinitiv. Der Infinitiv *subsequi* weist zwei Erweiterungen auf: das Objekt *agmen* und – ungewöhnlich – eine adverbiale Bestimmung in Form eines Kausalsatzes, die den Grund dafür angibt, warum die Reiterei dem Heereszug nachfolgen solle.

Durch die Beschreibung dieser fünf diagnostischen Schritte dürfte deutlich geworden sein, dass es sich bei der Konstruktionsmethode nur zu einem Teil um eine Methode der Satzkonstruktion durch Verbindung der Teile miteinander handelt, zum anderen Teil aber eben doch um ein wie schon von Haeger-Schmidt beschriebenes „Bewusstmachen der Struktur des Satzes“ mithilfe des diagnostischen Dreischritts von Beobachten, Erkennen und Benennen. Das so genannte Konstruieren ist also seinem Wesen nach eine Kombination zweier Methoden, sie ist einerseits Diagnose des Satzes mit dem Ziel der Analyse seiner Teile und andererseits Synthese der diagnostizierten und analysierten Teile im Vorgang des Übersetzens, wobei der Begriff des Konstruierens allerdings ganz offensichtlich auf das letztgenannte Verfahren zurückgeht. Unter dieser Voraussetzung läuft freilich auch die seit Jahrzehnten vorgetragene Kritik an dieser Methode zumindest zu einem Teil ins Leere, da keine der alternativen Übersetzungsmethoden auf das erstgenannte Verfahren, auf Diagnose und

Analyse, verzichten kann und insofern die Unterschiede zwischen den Methoden im Wesentlichen im zweiten Verfahrensschritt, der Synthese der diagnostizierten und analysierten Satzteile, zu suchen sind.

Wie gesagt zeigen sich die Schwierigkeiten im Verständnis dieser Methode deutlich durch das wiederholt verwendete Epitheton „so genannt“ und aus solchen Verständnisschwierigkeiten mag wohl auch ein guter Teil der von STEFAN KIPF referierten Kritik an dieser „von Anfang an nicht unumstrittenen Methode“²⁵ resultieren. So wird der Konstruktionsmethode der Vorwurf einer „Vernachlässigung der Textinhalte“ gemacht, da „das Konstruieren nicht vom Inhalte ausgehe, sondern von formal-grammatikalischen Kategorien“ und „sich der Schüler dadurch kaum des Inhalts der Worte, geschweige der Sätze bewusst werde“.²⁶ Demgegenüber findet sich bereits bei HAEGER-SCHMIDT, dass die Konstruktionsmethode nicht nur von der Wortform ausgeht, sondern durchaus auch von der Wortbedeutung und der so genannten „Zielvorstellung“;²⁷ also inhaltlichen Aspekten, ohne die eine Unterscheidung etwa von Dat. oder Abl. Pl., eine Unterscheidung also von Objekt und adverbialer Bestimmung gar nicht möglich wäre. RICHARD KNOXES Vorstellung von der Vermittlung eines „lustvollen Könnens“²⁸ durch die richtige Übersetzungsmethode mag man unter heutigen Voraussetzungen als realitätsfern bezeichnen und die in den Jahren nach dem zweiten Weltkrieg entwickelten Konzeptionen einer „natürlichen Lesemethode“²⁹ oder eines „verstehenden Lesens“³⁰ für unrealistisch. Eine „natürliche Lesemethode“ ist außerdem ein Widerspruch in sich, denn wäre im Lateinunterricht „natürliches Lesen“ möglich, bräuchte man dafür keine Methode. Die unterrichtliche Realität dagegen ist das mikroskopische Lesen, das ohne Methode nicht auskommt! Und wenn WILLY NEUMANN das Konstruieren für ein „unnatürliches, sprachwidriges Verfahren“ hält, „da der gesprochene oder geschriebene Satz nicht als Ausdruck einer lebendigen Sprache (...) aufgefasst wird“,³¹ dann mag man sich daran erinnern, dass das Latein wohl letztmalig in den *Colloquia familiaria* des Erasmus von Rotterdam als gesprochene und lebendige Sprache begeg-

net. Verfehlt zu sein scheint auch der Einwand WERNER JÄKELS, dass Konstruktion und Analyse kein geeignetes Mittel seien, „um zu einem wirklichen Verständnis der Autorintention vorzudringen. Die landläufige Fiktion, man habe mit der grammatischen Konstruktion und syntaktischen Analyse eines Satzes (...) seinen letzten Sinn völlig begriffen, wird man nicht mehr aufrecht erhalten können“.³² Jäkels Kritik resultiert schlicht aus einer Konfusion der Begriffe Inhalt und Absicht und lässt sich damit entkräften, dass Konstruktion und Analyse schon ihrem Wesen nach nicht die Mittel sein können, um zu „einem wirklichen Verständnis der Autorintention“ vorzudringen, dass sie aber durchaus die geeigneten Mittel sind, um zu einem Verständnis, einer Interpretation des Textinhalts (im Sinne KRÜGERS) zu gelangen, auf dessen Grundlage ein „Verständnis der Autorintention“ erst möglich wird. Insofern bedarf wohl auch die von KURT VON FRITZ formulierte und „für die gegenwärtige Philologie zweifellos repräsentative“³³ Definition des Interpretationsbegriffes der Präzisierung: Interpretieren kann also nicht nur bedeuten, dass man „herausfindet, was ein Autor gedacht oder gemeint hat“,³⁴ sondern müsste, wie von MAX KRÜGER völlig richtig gesehen, zugleich auch beinhalten, dass man zunächst einmal herauszufinden versucht, was der Autor gesagt hat. Die „Frage nach dem Verhältnis und der Bedeutung von Übersetzung und Interpretation“ lässt sich also gegen NILS WILSING³⁵ dahingehend beantworten, dass Übersetzung und Interpretation eben nicht „zweierlei“ sind, und gegen ALBERT KLINZ³⁶ bleibt einzuwenden, dass die Übersetzung nicht lediglich eine „Vorstufe des Verstehens“ ist, weil ohne Verstehen, ohne Interpretieren auch schon auf der inhaltlichen Ebene eine Übersetzung gar nicht möglich ist. Insofern ließe sich die von KURT VON FRITZ formulierte Definition des Interpretationsbegriffes folgendermaßen präzisieren: Interpretieren bedeutet herauszufinden, was ein Autor sagt und was er mit dem, was er sagt, meint. Dabei bleibt allerdings die formale bzw. stilistische Gestaltung des Textes unberücksichtigt, deren Funktion im Wesentlichen darin bestehen dürfte, das vom Autor Gesagte und damit Gemeinte für den Leser oder Hörer im

Sinne der *perspicuitas* als *summa orationis virtus* so klar, deutlich und verständlich wie möglich zu machen. Wollte man nun diesen Aspekt in die Definition des Interpretationsbegriffes mit einbeziehen, dann käme man in Anlehnung an Kurt von Fritz zu folgender Formulierung: Interpretieren heißt herausfinden, was ein Autor gesagt hat, was er mit dem, was er gesagt hat, gemeint hat, und mit welchen formalen Mitteln er das von ihm Gesagte und Gemeinte seinen Lesern möglichst klar, deutlich und verständlich zu machen versucht hat. Dass das Gesagte vom Gemeinten also klar zu unterscheiden ist, beweist schon das biblische Gleichnis vom Sämann und seine sich unmittelbar anschließende Deutung. Dass aber auch das Gesagte unabhängig vom Gemeinten interpretationsbedürftig ist, beweist beispielsweise der Vergilvers *Prima et Tellus et pronuba Iuno signum dant* (Verg. Aen. 4,167-168). Prima – die erste, als erste, zuerst? Oder was hat der Dichter da eigentlich gesagt?

Nach ARTHUR KRACKE sind „die Probleme des altsprachlichen Unterrichts fast immer Übersetzungsfragen“³⁷ und je länger man über diese Einschätzung nachdenkt, um so mehr scheint für die Stimmigkeit dieser Aussage zu sprechen. Lassen sich also auf die Fragen nach dem Wozu (Übersetzung als Interpretationsbasis) und dem Wie (Methoden) der Übersetzung durchaus plausible und nachvollziehbare Antworten finden, zeigen sich die mit der Frage nach dem Warum (Legitimation) der Übersetzung verbundenen Probleme nahezu unlösbar: So habe man nämlich „den Lateinunterricht mit Argumenten zu legitimieren versucht, die wissenschaftlicher Kritik nicht standhalten könnten, sondern vielmehr Ausdruck solipsistischer Selbstüberschätzung“³⁸ seien. Auch werde „immer wieder gerne auf die vermeintliche Logizität der lateinischen Sprache hingewiesen“, woraus „eine grundsätzlich formaltbildende Überlegenheit gegenüber den modernen Fremdsprachen abgeleitet worden sei, was verständlicherweise zu erheblicher Kritik aus den Reihen der Anglistik geführt habe“.³⁹ Des Weiteren seien „alle wesentlichen Argumentationen zugunsten des Griechischen und Lateinischen, so schlüssig sie vertreten werden mögen, im Einzelfall zu wenig oder nicht empirisch abgesi-

chert. Auch heute noch läsen sich nicht wenige Publikationen zur altsprachlichen Fachdidaktik eher wie pseudo-religiöse Glaubensbekenntnisse, weniger als Beiträge zu einem sachorientierten Wissenschaftsdiskurs.⁴⁰ Die Konstruktionsmethode „dürfte einem angenommenen, aber bis heute empirisch auch nicht annähernd verifizierten Transferpotenzial ihren eigentlichen Erfolg zu verdanken haben. Sie folge einem festen Schema, das durch seine nachvollziehbare Struktur den Eindruck stringenter Wissenschaftlichkeit und Logizität erwecke“.⁴¹ Schließlich solle uns „die Geschichte der Texterschließungsmethoden in erster Linie ein erhebliches Misstrauen gegenüber monistischen Methodenansätzen lehren, da sie aufgrund ihrer Totalitätsansprüche einer stets viel differenzierteren Unterrichtswirklichkeit kaum gerecht werden könnten“. Folglich habe es „in der langen Geschichte des altsprachlichen Unterrichts niemals eine allein selig machende Methode gegeben“.⁴²

Der an den Traditionen seines Faches orientierte Lehrer hat es nun nicht eben leicht, wenn er in Anbetracht dieser Argumentation eine überzeugende Antwort auf die Frage nach dem Warum, nach der Begründung und damit nach der Transferwirkung eines anstrengenden und zeitaufwendigen Übersetzungsbetriebes geben wollte. Denn würde man die referierten Gedanken konsequent zu Ende denken auch im Hinblick auf die historische Kommunikation als oberstem Lernziel des Lateinunterrichts, dann erscheint der mühevollen Prozess mikroskopischen Lesens und Übersetzens „im grammatikalischen Steinbruch“ überflüssig und sinnlos, weil die Übersetzung „ohne den empirischen Nachweis ihrer Transferwirkung“ ein kaum mehr zu rechtfertigendes Hindernis für die unmittelbare Konfrontation, Kommunikation und Auseinandersetzung mit der Gedankenwelt des jeweiligen Autors auf der Textgrundlage etwa eines Reclam-Bändchens darstellt. Dabei dürfte das Argument von dem Informationsgewinn durch das Original für die allermeisten Eltern und Schüler ohnehin von eher akademischer Bedeutung sein und durch den Hinweis auf die neue Möglichkeit einer Übersetzungslektüre in bislang ungekanntem Ausmaß und Umfang vollends hinfällig werden. Auf den

ersten Blick mag es nun tatsächlich so scheinen, als habe man mit einer solchen Argumentation einen Geist aus der Flasche gelassen, auf den so schnell kein Deckel mehr draufzukriegen sei. Aber vielleicht fördert ja nicht nur bei den Fragen nach dem Wozu und Wie, sondern auch bei der nach dem Warum des Übersetzens der Blick zurück in die Historie des Faches eine plausible Antwort zutage und vielleicht lässt sich ja der These „vom nicht annähernd verifizierten Transferpotenzial der Konstruktionsmethode“ die These von der Evidenz des Potenzials dieser Methode mit guten Gründen gegenüberstellen. Geht man nun zu diesem Zwecke über die von ROTHFUCHS 1882 getroffene Aussage von der „sprachlogischen Gymnastik des Geistes“ und ihrer sinngemäßen Wiederholung im preußischen Lehrplan von 1892 noch ein gutes Jahrzehnt in der Historie des Faches zurück, dann gerät MAX PETTENKOFERS Immatrikulationsrede aus dem Jahre 1869 in den Blick, in der er sich u. a. mit dem Verhältnis von Objekten und den darauf angewandten Methoden in den Wissenschaften befasst: „Derselbe Geist der Beobachtung, der Analyse, der Vergleichung und der Combination ist in der Philologie thätig wie in den Naturwissenschaften. In dieser Beziehung sind sich überhaupt alle Wissenschaften gleich, nur ihre Gegenstände sind verschieden.“⁴³ Auf eine Kurzformel gebracht heißt das doch, dass die Methoden in den Wissenschaften dieselben sind und nur ihre Objekte verschieden, dass also der diagnostische Dreischritt des Beobachtens, Erkennens und Benennens in allen Wissenschaften derselbe ist, völlig unabhängig davon, ob es sich bei dem Objekt um einen lateinischen Satz, einen Blutstropfen oder eine Mineralienverbindung handelt. Abgesehen von den Naturwissenschaften und ihren höchst unterschiedlichen Objekten haben es die Geisteswissenschaften darüber hinaus mit nahezu gleichgearteten Objekten zu tun, nämlich mit Texten theologischer, juristischer, wirtschaftswissenschaftlicher oder philologischer Provenienz und dem jeweiligen darin enthaltenen Sinnpotenzial. Insofern bedarf es keines besonderen empirischen Nachweises, sondern es ist offensichtlich und daher völlig evident, dass sich die auf lateinische Texte angewendeten Methoden zur Entschlüsselung des

Sinnpotenzials auch auf alle „nichtlateinischen“ Texte übertragen lassen. Denn auch in diesen findet sich derselbe Bestand an formalen Kategorien abstrakten Denkens wieder, sie verfügen also über Subjekte und Prädikate (über Themen und ihre Entfaltung), ihre Sätze und Textabschnitte stehen in denselben logischen Zusammenhängen (kausal, konditional, konzessiv etc.), lassen sich unter denselben Aspekten gliedern (inhaltliche Differenzierung nach bestimmten Kriterien) oder unter allgemeinen Gesichtspunkten zusammenfassen (Abstraktion). Zur Erschließung des Sinnpotenzials der unterschiedlichsten Texte sind also aufgrund der immer gleichen Strukturelemente die im Konstruktionsverfahren angewendeten Methoden der Diagnose, Analyse, Synthese oder Konklusion genauso hinreichend, wie sie es z. B. in der Medizin bei der Erforschung und Behandlung der in ihrer Struktur wesensgleichen Organe bei und an den unterschiedlichsten Menschen sind. Rothfuchs hat also völlig zu Recht das Konstruieren als eine multiperspektivisch verwendbare „sprachlogische Gymnastik des Geistes“ bezeichnet und die Bemühung um „das Verständnis der bedeutenderen klassischen Schriftsteller“ ist, wie im preußischen Gymnasiallehrplan von 1892 ausgeführt, zugleich auch immer eine hervorragende „sprachlich-logische Schulung“. Ihre Rechtfertigung und Bestätigung erfährt diese traditionelle Auffassung durch die moderne Logik: Alles Wissen und Erkennen resultiert nach JOSEPH M. BOCHENSKI lediglich aus zwei Methoden, aus dem Sehen (Diagnose) oder dem Schließen (Konklusion). Eine dritte Möglichkeit gibt es nicht.⁴⁴

Irgendwie hat man das wohl schon immer gewusst oder zumindest doch geahnt, und das dürfte dann auch der Grund dafür sein, dass der Klassiker unter den Übersetzungsmethoden trotz aller Kritik zu den am meisten im Lateinunterricht verwendeten Methoden gehört, und das aus guten Gründen: Ihr größter Vorzug besteht wohl darin, dass sie durchgängig von Klasse fünf bis zwölf auf alle lateinischen Sätze anwendbar ist, ohne dass sich der Schüler in Prüfungssituationen und unter Zeitdruck mit der für ihn kaum zu beantwortenden Frage befassen muss, welche der ihm bekannten Methoden im jeweiligen Einzel-

fall „situationsadäquat“ zur Anwendung kommen sollte. Ein weiterer Vorzug ist, dass sie nicht auf Intuition (wie die Analyse) oder auf Illusion (wie etwa das verstehende Lesen), sondern auf Rationalität beruht. Objekt der Konstruktionsmethode sind die beobachtbaren, erkenn- und benennbaren Strukturelemente des lateinischen Satzes und insofern ist diese Methode in vollem Umfang lehr- und lernbar. Darüber hinaus können mithilfe dieser Methode über Jahre hinweg grundlegende wissenschaftspropädeutische Verfahrensweisen eingeübt werden. Sätze und Texte werden als Objekte erkannt und beschrieben (Diagnose), werden dann in ihre Teile zerlegt (Analyse) und in der muttersprachlichen Wiedergabe wieder zu einem Ganzen zusammengesetzt (Synthese). Und nicht zuletzt liegt ein großer Vorzug dieser Methode in der Vernetzung und Verzahnung von Grammatik, Übersetzung und Interpretation. Denn die Frage nach dem Subjekt des Satzes ist ja zugleich auch immer die Frage nach dem Thema des Satzes, des Abschnitts oder auch des ganzen Textes.

Historia magistra scholae? Wie schon von STEFAN KIPF: ein klares Ja! Denn die Verlängerung der fachdidaktischen Perspektive bis in die Historie des Faches hinein und hinab weitet und klärt den Blick auf Grundfragen des Faches im Sinne eines „*audiatur et altera pars*“. Und wie der Blick in die Fachhistorie lehrt, hat die Konstruktionsmethode über die Zeiten hinweg ihren Beitrag „zur Sicherung der Fächer Latein und Griechisch im allgemeinbildenden Schulwesen“⁴⁵ geleistet, auch wenn vielleicht nicht immer ganz klar war, was man eigentlich an ihr hatte.

Literaturhinweise:

- 1) Nickel, Rainer: Die alten Sprachen in der Schule, Frankfurt 2. Aufl. 1978, 9.
- 2) Lehrpläne und Lehraufgaben für die höheren Schulen in Preußen (1892), 219.
- 3) Krüger, Max / Hornig, Georg: Methodik des altsprachlichen Unterrichts, Frankfurt/M. 2. Aufl. 1963, 71.
- 4) Rothfuchs, Julius: Beiträge zur Methodik des altsprachlichen Unterrichts, insbesondere des Lateinischen, Marburg 3. Aufl. 1893, 52f.
- 5) Kipf, Stefan: *Historia magistra scholae?* Historische Bildungsforschung als Aufgabe der altsprachlichen Didaktik, PegOn 1/2009, 7.

- 6) Nickel, 87.
- 7) Kipf, 16.
- 8) Kipf, 8.
- 9) Kipf, 13.
- 10) Kipf, 7.
- 11) Melanchthon, Philipp: Tom.3 expl. evang. p. 804.
- 12) Haeger, Fritz / Schmidt, Kurt: Compendium Linguae Latinae, Stuttgart 1965, 100.
- 13) Kipf, 8.
- 14) Haeger, Fritz / Schmidt, Kurt, 101.
- 15) Haeger, Fritz / Schmidt, Kurt, 102.
- 16) Haeger, Fritz / Schmidt, Kurt, 108.
- 17) Kipf, 10f.
- 18) Rothfuchs, 52f.
- 19) Rothfuchs, 62-66.
- 20) Rothfuchs, 67.
- 21) Haeger, Fritz / Schmidt, Kurt, 100-104.
- 22) Haeger, Fritz / Schmidt, Kurt, 104.
- 23) Haeger, Fritz / Schmidt, Kurt, 101.
- 24) Schiller, Hermann: Handbuch der praktischen Pädagogik, Leipzig 1894, 428.
- 25) Kipf, 11.
- 26) Hoffmann, Friedrich: Der lateinische Unterricht auf sprachwissenschaftlicher Grundlage, Leipzig/Berlin 1914, Nachdruck Darmstadt 1966, 159.
- 27) Haeger, Fritz / Schmidt, Kurt, 101.
- 28) Knoke, Richard: Alte und neue Wege der Übersetzungstechnik, in: Gymn. 60, 1953, 356.
- 29) Neumann, Willy: Konstruieren oder Lesen? Ein Beitrag zur Methodik des Übersetzens aus den alten Sprachen, in: AU 3/1952, 5-27.
- 30) Jäkel, Werner: Zur inneren Form lateinischer Prosaätze, in AU 3/1952, 70-93.
- 31) Neumann, 11.
- 32) Jäkel, 75.
- 33) Nickel, Rainer: Einführung in die Didaktik des altsprachlichen Unterrichts, Darmstadt 1982, 134.
- 34) Fritz, Kurt von: Philologische und philosophische Interpretation philosophischer Texte, in: W. Schmidt (Hrsg.): Die Interpretation in der Altertumswissenschaft, Bonn 1971, 55-74.
- 35) Wilsing, Nils: Die Praxis des Lateinunterrichts, Teil II, Stuttgart 1964, 5.
- 36) Klinz, Albert: Zur Frage des Übersetzens und Interpretierens, in: AU 8/1956, 33-42.
- 37) Kracke, Arthur: Übersetzen oder Verstehen, in: AU 3/1952, 54.
- 38) Kipf, 2.
- 39) Kipf, 2.
- 40) Kipf, 4.
- 41) Kipf, 11.
- 42) Kipf, 14.
- 43) Pettenkofer, Max: Wodurch die humanistischen Gymnasien für die Universität vorbereiten, München 1869.
- 44) Bochenski, Joseph M.: Wege zum philosophischen Denken, Freiburg 1973, 61.
- 45) Kipf, 16.

RUPERT FARBOWSKI, Springe

Florilegium

Eine Sammlung lateinischer Inschriften auf spätmittelalterlichen Grabsteinen aus englischen Kirchen

I. Frauenbildnisse*

1. Einleitung

Im europäischen Mittelalter blühte eine besondere Sepulkralkunst. Steinernen Grabplatten wurden geschmückt, anfangs nur mit kleinen Inschriften, im Fortgang mit immer aufwendigeren figürlichen Zeichnungen. Neben rein steinernen Denkmälern erschienen schon früh auch kupfermetallene, d. h. messingene, Auflagen, entweder als in Gänze gravierte Platten (so besonders in Deutschland) oder, wie in England hauptsächlich, als Intarsien: Wappen, Inschriften, Architektur, Figuren – alle in Einzelteilen in die

eingetiefte Steinplatte eingelegt. Flachbildnisse in Ritzzeichnung sind es meist in England, in Deutschland überwiegen (in zunehmendem Maße) die Flachreliefs.

So sieht man heute noch Figuren in ihrer damaligen Tracht und Ausstattung. Zunächst waren es nur hohe Geistliche, Fürsten, Ritter, deren Damen, die sich solch teure Denkmäler leisten konnten. In Deutschland blieb es dabei, so dass man hier ausschließlich Personen von Stand sieht. In England verbreitete sich diese Kunst jedoch stark und bezog später die bürgerlichen Schichten ein, so dass sich auch Kaufleute,

Beamte, Richter, Notare, Handwerker auf diese Weise kommemorieren ließen. Zusätzlich zu der bildlichen Ausgestaltung gibt es auf einigen dieser Platten Inschriften von literarischer Qualität. Besonders im 15. Jahrhundert sind sie wertvoll, und das zumeist in England – warum wir nicht mehr davon in Deutschland haben, ist ein Rätsel.

Die kostbarsten dieser Grabmäler entstanden seit dem 13. Jahrhundert hauptsächlich in Gegenden, wo sich eine Kupfermetallindustrie angesiedelt hatte. Das war innerhalb Deutschlands besonders der Aachener und der Harzer Raum, mit Hildesheim, später Sachsen, auch Städte wie Köln, Lübeck, Nürnberg. Die dafür wichtigste Region Europas war jedoch das niederrheinische und maasländische Gebiet, mit flandrischen Zentren wie Brügge, Dinant, Antwerpen, Tournai. Von dort transportierten im Mittelalter hantische Schiffe (und dann weiter Lastwagen) diese Werke in den gesamten nord- und westeuropäischen Raum, von der iberischen Halbinsel über Frankreich, England und Deutschland bis nach Skandinavien und ins Innere des Kontinents.

Seit dem 17. Jahrhundert verlor diese Kunst ihre geistige Tiefe, und damit einhergehend ist auch in Europa das Interesse und Verständnis für diese Denkmäler weitgehend abhanden gekommen, so dass (besonders 18. Jahrhundert) viele wertvolle Stücke vernichtet wurden. Meist wurden sie als Schrott eingeschmolzen und zu Haushaltswaren oder gar zu Kanonen umgearbeitet, nicht selten lösten und verloren sich immer mehr einzelne Teile. Viele wurden während der Religionskriege und zu Zeiten der Revolution vernichtet, da sie den Eiferern verhasste Adlige, Geistliche, und Heilige zeigten. Mit dem Beginn des 20. Jahrhunderts verschwand diese Kunst bis auf Reste.

Im Mittelalter waren die Bildnisse und ihre Texte vornehmlich ein Ausdruck der Frömmigkeit und ein Mittel, um zu versuchen, die Fürsprache der Heiligen und der Nachwelt durch deren Gebete zu erwirken und auf diesem Wege eine bessere Aussicht auf Aufnahme in die göttliche Gnade zu erringen. Auch der Reichtum, die Größe und die Schönheit der Ausgestaltung dieser Grabdenkmäler war zunächst nicht künst-

lerischer Selbstzweck, sondern diente der Verschönerung der Kirche und der Verherrlichung Gottes, war also Werk des Glaubens. Erst seit der Renaissance und der vorrangigen Zuwendung zu weltlichen Dingen wurden die Monumente Mittel zur Selbstdarstellung und zur Festigung und Erhöhung des Ansehens der Familie des Kommemorierten. Kunstwerke sind diese sepulkralen Bildnisse aber auf alle Fälle, welche Motivation auch hinter ihrer Schöpfung stand.

Erst in der Mitte des 19. Jahrhunderts regte sich das Interesse am Mittelalter und seiner Kunst wieder. Führend auf dem Gebiet war England. Die *Monumental Brass Society* wurde gegründet und sammelte in ihrem Kreis Gelehrte, welche sich um die verbliebenen messingenen Grabmäler kümmerten. Um die Flachbildnisse zu registrieren, ihren Bestand zu dokumentieren und Forschungen über sie anzustellen, wurden davon Abriebe gemacht.

Diese Tätigkeit nannte man *“brass-rubbing”*. Man befestigte dazu über dem Flachbildnis eine Papierbahn und rieb dann mit schwarzer Farbe die Platte ab. Dazu nahm man den Brocken schwarzen Wachses, mit dem der Schuster die offenen Schnittstellen der Ledersohlen gegen Feuchte absicherte. Der schwarze Abrieb ist immer noch Standard unter den heutigen Anhängern dieser Kunst, die sich hauptsächlich um Messingplatten kümmern.

Neben den Grabmälern aus Messing darf man aber nicht die gravierten Steinplatten vergessen. Sie sind besonders in Deutschland zahlreich, und unter ihnen gibt es qualitätsvolle Stücke. Naturgemäß kann die Zeichnung in Stein nicht so feingliedrig sein wie Metallarbeit, auch kann ein Abrieb nicht so farbkraftig werden wie auf einer ebenen und glatten Metallunterlage, aber die großen Linien einer gravierten Steinplatte sind wirkungsvoll, die Farben haben einen pastellartigen Charakter, und die zarte Kalksteinmaserung kann jetzt erscheinen – all dies verleiht ihm seinen eigenen Reiz.

Ein Abrieb lässt den Kontrast zwischen Fläche und weißbleibender Linie kräftiger hervortreten, als das Original es vermag, dessen Oberfläche mittlerweile häufig von einer dunklen Patina überzogen ist und nicht mehr so golden glänzte

wie im Mittelalter, als viele Menschen über die Platten hinweggingen und somit polierten. Der Nachteil des Abriebes ist, dass die ursprünglich hell gemeinte Oberfläche der Platte dunkel gefärbt wird, während die Gravurlinien, in welchen sich bald Patina und Staub sammelte und die sich dunkel von der Fläche abhoben, weiß bleiben. Es entsteht also ein Negativ. Ein Vorteil indessen ist die Seitentreue, welche die Verfälschung des Eindrucks verhindert und die Inschrift lesbar lässt, wogegen ein Druck alles spiegelbildlich umkehren müsste.

Zumeist wird man also schwarze Abriebe sehen. Sie wirken kantig und hart, oder filigran wie ein Scherenschnitt und besitzen große dekorative Schönheit. Die Technik kann aber auch differenziert werden, indem man stärkeren Druck auf einzelne bzw. wichtige Partien des Bildes legt und durch leichteren andere dagegen abgrenzt oder in den Hintergrund stellt. Noch größere Differenzierung wird erreicht durch Einsatz unterschiedlicher Farben, so dass z. B. die einzelnen Teile der Kleidung oder Elemente der gestalterischen Funktion sich deutlicher voneinander absetzen. Das Bild erhält dadurch größere Übersicht und kann auch atmosphärisch gewinnen.

Bei dieser Art entsteht ein eigentümliches Mittelding zwischen Negativ und Positiv, da die Farbwahl den Einzelteilen eine direkte Identität und dem Flachbildnis als Ganzem einen eigenen Charakter gibt. Sie ist Entscheidung des Ausführenden, der auf diese Weise eine prägende Rolle erhält. Man kann einen so individuell ausgestalteten Abrieb in dieser Hinsicht mit der Interpretation bei der Aufführung eines Theaterstücks oder eines Konzertes vergleichen, wobei die dazu aufgewandte Subjektivität der Vorlage, dem eigentlichen Kunstwerk, gerecht werden muss. Und darüber entscheidet dann der gebildete Geschmack.

Die folgende Reihe von Artikeln über solche mit literarisch wertvollen Inschriften bestückte Grabplatten aus englischen Kirchen hat das Ziel, das Bewusstsein ihres Wertes in unserer Zeit wieder anzuregen und in den Menschen die Empfänglichkeit für ihre Schönheit zu wecken.

2. Joan Clopton, † ca. 1430, Quinton, Warwickshire¹

Biographisches

„Dieses elegante Messingflachbildnis aus der Serie ‘D’ zeigt JOAN, die Witwe des Sir WILLIAM CLOPTON, eines Stiefsohnes von THOMAS CREWE VON WIXFORD, Warwickshire; William starb im Jahre 1419 und hat eine Alabasterfigur in der Kirche zu Quinton. Drei Jahre später gab Joan ihren Grundbesitz zu Lehen – wahrscheinlich begab sie sich kurz darauf in ein Kloster. Sie war die zweite Tochter und Miterbin von ALEXANDER BESFORD, auch Pearsford, von Besford, Worcestershire. Das sprechende Wappen derer von Besford erscheint in der Inschrift und auch in der Heraldik.“²

Beschreibung des Flachbildnisses

Das Flachbildnis der Joan Clopton liegt auf einer Tumba.³ Es zeigt sie betend, in Witwentracht, ein gefaltetes Brusttuch bedeckt Hals und Kinn, ein Schleier liegt über ihrem Haar. Eine Quastenkordel hält ihren Tasselmantel zusammen, darunter trägt sie ein schlichtes Gewand.

Die größte Symmetrie wird beachtet in der Haltung der Gestalt und ihrer Kleidung, deren Falten sich – mit einigen Ausnahmen – in genauer Entsprechung zu beiden Seiten der Gestalt ordnen. Die um ihre Füße gebauschten Gewänder sind das einzige bewegte Element des Bildes. Oberhalb ihres Hauptes wölbt sich ein zweizeiliges Gebetsband, und ein Baldachin umgibt die Gestalt. Auf der zweiten Ebene der Pfeiler, über einem mit einem Nasenkamm unterlegten Rundbogen sitzt ein feingliedriger kielbogiger und krabbenbesetzter Wimberg auf. Sein Zentrum ist ein Okulus, welcher der Rosette eines Kirchenfensters gleicht. In seinem Inneren sitzt ein weiterer, mit einem Vierpass gefüllter Kreis, der umgeben ist von sechs elliptischen, mit feinem Maßwerk gefüllten Formen, die an ein gotisches Zwillingsfenster gemahnen. Die Zwickel des Wimbergs sind ebenfalls mit Vier- und Dreipassmaßwerk angefüllt. Zwischen der Spitze des Wimbergs und den seitlichen Fialen sitzen zwei Schilde. Links: In Silber zwei rote mit goldenem Flechtwerk gefüllte Balken [Clopton]; rechts: In Rot ein Balken zwischen sechs goldenen Birnen [Besford]. Unterhalb der Sockel der Pfeiler hängt



jeweils ein weiterer Schild. Links: Gespalten von [Clopton] und [Besford]; rechts: [Clopton], mit einer ledigen Vierung. Innerhalb der Gestalt sind alle Gravurlinien von gleicher Breite, seien sie nun Gesichtszüge oder Kleiderfalten. Feine Linien erscheinen aber im Maßwerk des Wimpergs, also hatte der Graveur Werkzeug und Fähigkeit zur Differenzierung. Diese unterschiedliche Behandlung lässt den Betrachter vermuten, dass nicht ein Mann allein an der Herstellung dieses Flachbildnisses beteiligt war. Um die Architektur legt sich ein Randtext, der in den Eckbrüchen nasenbesetzte, mit den Evangelistensymbolen gefüllte Vierpassmedallions hat. – Maße: Höhe der Gestalt 910 mm, Randinschrift 1900 x 700 mm.⁵

Schrift

Die Schrift ist eingetiefte Frakturminuskel, die Buchstaben im Randtext sind klar geschnitten und mit geschweiften Serifen verziert, im Gebetsband aber klein und gestaucht. Ein wenig Undeutlichkeit erwächst aus der Gleichheit der Hasten von ‚u‘, ‚n‘, ‚m‘ und der bisweilen unüberpunkteten ‚i‘. Der Text beginnt oben, nach einem Wiederkreuz, dem Symbol Christi. Die Schmalseiten enthalten jeweils einen Vers, die Langseiten deren drei. Die Verse haben Trenner, Zäsurenden sind mit einer Birne markiert, dem Wappenzeichen der Frau. Die Inschrift liest sich sehr gut – wiederum bis auf das Gebetsband.

a) Gebetsband

Transliteration

Complacat tibi D_{ne} • uti § cripias me ‘
D_{ne} ad adiuvandu me respice ‘

Transkription

Complaceat tibi, D(omi)ne, • uti eripias me!
D(omi)ne, ad adiuvand(m) me respice !

Übersetzung

Lass Dir gefallen, Herr, mich hinwegzureißen!
Herr, bedenke doch, mir zu helfen!

Kommentar

Die zwei Zeilen des Gebetsbandes stammen aus dem Psalm 40,14. Die *Septuaginta* hat da:

conplaceat tibi Domine ut eruas me, Domine ad adiuuandum me respice. So steht im Original also *eruas*, anstatt wie hier *eripias*, was aber das Gleiche bedeutet. Das Verb *eripere* kommt vom Psalm 71,2. Dort heißt der entsprechende Ausdruck *libera me et eripe me*. Demnach wurde in unserer Inschrift nach Psalm 71,2 *eripere* gewählt. Die Psalmfassung „*iuxta Hebraicum*“: *placeat tibi Domine ut liberares me / Domine ad adiuuandum me festina*. Demnach steht *liberes* anstatt *eruas*, und *respice*, „bedenke wohl“ anstatt *festina*, „eilen“. Und in 70,2 steht *erue me et libera*.

b) Randtext

Transliteration

- a † Crifte nepos Anne :
Clopton miserere Johē
- b Que tibi sacrata: clauditur hic vidua
Milite defuncto sponso: pro te
jhu fuit ista Larga libens miseris:
prodiga & hospitiuz
- c Sic venabilibus templis :sic fudit egenis
- d Mitteret ut celis: quas sequeretur opes
Pro tantis meritis: sibi dones regna beata
Nec premat urna rogi: Sz beet aula dei

Transkription

- a † C[h]rifte nepos Ann[æ]: Clopton miserere
Joh(ann)[æ]
- b Qu[æ] tibi sacrata : clauditur hic vidua
Milite defuncto sponso : pro te
Jesu fuit ista Larga libens miseris :
prodiga (et) hospitiu(s)
- c Sic ven(er)abilibus templis: sic fudit egenis
- d Mitteret ut c[æ]llis: quas sequeretur opes
Pro tantis meritis: sibi dones regna beata
Nec premat urna rogi: S(ed) beet aula dei

Klartext

(angeordnet gemäß der Versifikation, mit sinnunterstützender Interpunktion)

- 1 † Christe, nepos Annæ,
Clopton miserere Johannæ !
- 2 Quæ tibi sacrata
clauditur hic vidua.
- 3 Milite defuncto
sponso pro te, Jesu, fuit ista.
- 4 Larga libens miseris,
prodiga et hospitiuz
- 5 Sic venerabilibus
templis, sic fudit egenis,
- 6 Mitteret ut cælis
quas sequeretur opes.
- 7 Pro tantis meritis
sibi dones regna beata!
- 8 Nec premat urna rogi,
sed beet aula dei !

Übersetzung

- 1 Christe, Annas Enkel, erbarme Dich der Joan Clopton!
- 2 Nachdem sie Gelübde für Dich getan hatte, als sie verwitwete, ist sie nun hier bestattet.
- 3 Da der Ritter, ihr Gemahl, starb, wurde sie eben dies: Deine Braut, Jesus.
- 4 Freigebig zu den Unglücklichen, mit Freuden, großzügig gegenüber Fremden,
- 5 So verströmte sie ihren Reichtum auf die ehrwürdigen Kirchen wie auch über die Notleidenden,
- 6 Und schickte auf diese Weise zum Himmel hinauf diesen ihren Wohlstand, welchen sie von eben dort erhalten hatte.

Legende:	Ist im Original:	Bedeutet:
Kleine Schrift	zu behandelnder Text	Eingriff des Verfassers
Unterstrich	Überletterbalken	Abbriviaturzeichen
(...)	zu behandelnder Text	Auflösung von Abbriviatur oder Ligatur
[...]	zu behandelnder Text	Korrektur oder Ergänzung des Verfassers
z		V. 4: -us; V. 8: -ed
	eine Birne	sprechendes Wappen

- 7 Für solch große Verdienste mögest Du ihr die seligen Gefilde gewähren,
 8 Und möge das dunkle Schicksal des Grabes nicht auf ihr lasten, sondern mögen sie die Vorhöfe Gottes bereichern und selig machen.

Kommentar

- 1 *nepos*: Dem apokryphen Jakobusevangelium zufolge waren Joachim und Anna Marias Eltern, und in der mittelalterlichen bildlichen und statuarischen Darstellung erscheint sie oft – innerhalb der Gruppe „Anna Selbdritt“ – zusammen mit ihrer Mutter, das Kindchen auf ihrem Schoß. Anna wurde im Mittelalter sehr verehrt, und hier wird sie angerufen, weil ihr Name dem der Kommemorierten gleicht: Johanna.
 7 *sibi*: ei sollte eigentlich die richtige Form hier sein, und die Ersetzung durch sibi hat nicht die Entschuldigung einer metrischen Zwangslage, wie im Fall anderer Inschriften. Es war nicht unüblich in der mittelalterlichen lateinischen Dichtung, *sibi* anstelle von *ei* zu verwenden.
 8 *sz: sed*
 8 *aula*: Die Vorhöfe eines Palastes (wie auch die Laube eines mittelalterlichen Rathauses) waren der Ort, wo öffentliche Handlungen vorgenommen, feierliche Akte zelebriert, Urteile gesprochen wurden, und daher sind sie das Symbol für Amtsgewalt, Autorität und Herrschaft.

Stilanalyse

Das Gedicht ist in elegischen Distichen geschrieben, welche metrisch stimmig sind, abgesehen von v. 3, welcher den heiligen Namen Jesus staucht. Dieser erscheint nur in der Abbraviatur,

und sogar ohne eine Versalie als Anfangsbuchstaben, wie bei den anderen verwendeten Namen.⁶ Das Ende des ersten Hemistichs des zweiten Verses kann sich auf Zäsurfreiheit berufen.⁷ Alle anderen Abkürzungen müssen in Auflösung gelesen werden, außer im Falle *Clopton* (V. 1). Der Überletterbalken gibt sich nur den Anschein einer Abbraviatur, aber weder ist hier eine prosodische Notwendigkeit, noch ist anzunehmen, dass der Dichter wusste, welche Deklinationsendung hier zum Namen hinzuzufügen wäre. Immerhin hatte er erkannt, dass er es mit einem Genitiv zu tun hatte.

Es gibt auch einige Reime. Die Zeichen weisen auf lautliche Zusammengehörigkeit. Die Pfeile in den rechten und linken Rändern (↑↓) deuten auf Reimverbund zwischen den Hemistichen, der Doppelpfeil (↔) zwischen (oder innerhalb) der jeweiligen Hemistiche eines Verses. Das X kennzeichnet den schragenweisen lautlichen Verbund zweier Verse untereinander. (Vgl. Kasten unten).

In V. 1 reimen sich nur die beiden (sehr ähnlichen) Namen, in allen anderen sind die Reime nur Deklinationsendungen. Das System ist nicht durchgängig. Die Vv. 1, 2 haben leoninische Reime,⁸ indem sie die Enden der zwei Hälften der Verse miteinander verbinden. V. 3 paart das Ende des ersten Hemistichs mit dem Anfang des nächsten (*defuncto* ↔ *sponsō*), wodurch etwas Abwechslung bewirkt wird. Die Vv. 4 und 5 haben Kreuzreime: *miseris* (Zäsurwort von V. 4) geht mit *egenis* (Endwort von V. 5), und *hospitibus* (V. 4) ist mit dem Zäsurwort von V. 5, *venerabilibus*, verbunden. Vv. 6 and 7 haben einen Reim für ihre Zäsurwörter (*cælis* / *meritis*), jedoch ihre Endwörter, *opes* und *beata*, gehen ohne Partner leer aus.

1	Christe, nepos <u>Annæ</u> ,	↔	Clopton miserere Joh <u>annæ</u> !	
2	Quæ tibi sacrata	↔	clauditur hic vidua.	
3	Milite defuncto	↔	sponsō pro te, Jesu, fuit ista.	
4	Larga libens miseris	\ /	prodiga et hospitibus	
5	Sic venerabilibus	/ \	templis, sic fudit egenis,	↔
6 ↓	Mitteret ut cælis		quas sequeretur opes.	
7 ↑	Pro tantis merit <u>is</u>		sibi dones regna beata!	
8	Nec premat urna rogi,	↔	sed beet aula dei !	

Das Reimsystem ist also nicht beeindruckend, aber weder sind Reime unabdingbare Elemente eines Gedichtes, noch war es des Dichters vorerstes Anliegen, und auch nicht sein wichtigstes Instrument. In manch anderer Hinsicht verdient er sich mehr Lorbeeren.

Die Syntax des Gedichtes ist komplex. Die Sätze sind lang, untergeordnet, und enthalten viel Information. Vv. 1 und 2 können betrachtet werden als ein Satz, und die Vv. 3, 4, 5, und 6 als eine einzige große hypotaktische Struktur von eindrucksvoller Feinheit. Zweimal nutzt der Dichter dasselbe Wort in mehr als einer Funktion. So tut *sponso* (V. 3) doppelten Dienst, einmal für Joans Ehegatten, aber dann, in gedachter Form als *sponsa*, dem Wort *ista* zugeordnet, für Joan selbst, als Braut Christi. Eine sogar noch feiner gesponnene Mehrfachfunktion trägt das Wort *opes* (V. 6). Es ist das Objekt von *fudit* und auch von *mitteret*, und dann wiederum auch noch von *sequeretur*: Joans Wohlstand wurde an die Bedürftigen verteilt, heißt es im Text, aber er ist dargestellt als vorher vom Himmel erhalten, und drittens, und in seiner wichtigsten Bestimmung, wird er dem Himmel zurückgegeben. Mittels dieser Dreifachfunktion kombiniert, ja identifiziert der Dichter Joans irdischen Reichtum mit ihrer karitativen Arbeit und ihrem verdienten Lohn im Himmel.

Die syntaktische Struktur wird hier also verwandt zum Ausdruck der Hoffnung, ja gar zum Anspruch, dass gute Werke der Seele die Aufnahme in Gottes Gnade erwirken. Die uralte Frage, ob wir Gottes Wohlgefallen durch unsere Bemühungen erzielen können, wird hier, in typisch mittelalterlichem („katholischem“) Verständnis, deutlich bejaht, und zwar mit Hilfe stilistischer Mittel, was eine herausragende dichterische und intellektuelle Leistung darstellt. Das weist auf Feinsinn, auf Nachdenklichkeit, und Charakter auf Seiten des Dichters.

Auch begrifflich ist das Gedicht sorgfältig geordnet. Es beginnt mit dem allwichtigen Namen Christi, und dieser Gedanke, Gott, ist auch das letzte Wort des Gedichtes: *dei* (V. 8). In beiden Fällen wird die Kommemorierende in die Nähe Gottes gestellt, dessen Gnade erbeten wird angesichts ihrer großen Verdienste, so dass dieser

Zusammenhang, oder gar Kausalnexus, von Werken und Gnade am Ende wiederholt wird.

Die Wortwahl und die Komposition folgen dieser allgemeinen begrifflichen Linie. Zahlreich sind Wörter, die Joans Verdienste aussagen. Der Gedanke von „Wohlstand“ steht deutlich im Vordergrund: *larga, prodiga* (V. 4), auch *opes* (V. 6), in jener Dreifachfunktion. Dann ist da das semantische Feld der „Hingabe“: *sacrata* (V. 2), *sponso* (V. 3) „geheiligt“, „verlobt“, und damit eng verbunden das der „Großherzigkeit“, des „Schenkens“: (wiederum) *larga, prodiga* „großzügig“, dann *fudit* (V. 5) „hinströmen lassen“, *mitteret* (V. 6) „schicken“. Diese Wörter entsprechen denselben Werten auf der Ebene von Gottes Tun: *dones* (V. 7) „gewähren“, und *beet* (V. 8) „bereichern, erfreuen, seligmachen“.

Auch semantische Opposition gibt es. Der Dichter beginnt mit einem Wort voll klaustrophobischer Gefühle: *clauditur* (V. 2) „eingepfercht“, aber dies wird am Ende kontrastiert mit dem Gedanken der „Öffnung“: *beet aula* – das Bild eines offenen Raumes, wo Freude geschenkt wird. Wohl erscheint wieder das Verb *premat* (V. 8) „niederdrücken“, und erinnert uns an den tödlichen Druck der Grabplatte wie zu Anfang, doch wird der Gedanke hier negiert und gekoppelt mit der glücklichen Aussicht auf die Vorhöfe des Herrn.

„Autorität“ ist ein weiteres semantisches Feld. *regna* (V. 7) heißt hier „die Bereiche, der Raum“, aber das Wort *rex* klingt aus dem Hintergrund durch, wobei dieser König Gott ist. *urna* (V. 8) ist nicht nur das Gefäß „zur Aufnahme der Asche des Verstorbenen“, sondern auch „aus welchem die Lose gezogen werden“, lies: die Entscheidungen des Schicksals. *aula* (V. 8) ist das Äquivalent für „Gottes Macht“.

So ist dann diese Inschrift ein Text voller Feingefühl und Zartheit, aber auch von theologischem Engagement, mit eindrucksvoller Bildwelt in seiner letzten Zeile. Es ist ein Meisterstück in begrifflicher Struktur und in der Sprachgestaltung, und insgesamt ein großes Gedicht.

Autorschaft

Wie immer ist auch hier der Verfasser unbekannt, aber es gibt mehr Anzeichen als sonst dafür, dass

der Dichter wohl ein Kleriker gewesen sein muss, denn nicht nur war er ein sehr feinempfindender Dichter und gebildeter Mann, sondern er muss auch außergewöhnlich gute Bibelkenntnisse besessen haben.

Literatur:

Davis, Cecil T.: *The Monumental Brasses of Gloucestershire*, Kingsmead Reprints, Bath, 30-33.

Heraldry on Brass – The Mill Stephenson Collection of Shields of Arms on British Brasses at the Society of Antiquaries, Transcribed by Peter Heseltine, PMS Godmanchester, 1994.

Saul, Nigel: Portfolio of Small Plates, in: *Transactions of the Monumental Brass Society*, Bd. XV, Teil 4, 1995, 399.

Anmerkungen:

- *) Eine ausführlichere Fassung des Artikels mit weiteren Bildnissen findet sich in der Pegasus-Onlinezeitschrift 2/2009. Die Veröffentlichung weiterer Bildnisse mit anderen thematischen Schwerpunkten ist geplant.
- 1) Quinton war früher in Gloucestershire, ist jetzt in Warwickshire.
- 2) Nigel Saul (1995), S. 399 (Übersetzung des Verfassers). Von ihm stammt auch der Abrieb.

- 3) Eine Inschrift auf dem östlichen Ende der Tumba besagt: T. Lingen, Ar. reparavit, Anno 1739.
- 4) Ein Tasselmantel ist ein weiter Umhang des Mittelalters, der über der Brust mit einer Kordel zusammengehalten wurde, welche zu beiden Seiten an einer im Stoff befestigten Scheibe (der Tassel) befestigt wurde. Auf dem Bild sieht man die Tasseln nicht, aber die Enden dieser Kordel herabhängen.
- 5) Die Maße stammen von N. Saul.
- 6) Die metrisch problematische Verbindung *pro te ihu* mit ihrer in Bezug auf den heiligen Namen Jesus höchst unschönen Elision könnte dadurch zustande gekommen sein, dass der Dichter die zugrundeliegende griechische Abkürzung IHY nicht verstanden hat und in „Ihu“ falsch latinisiert hat.
- 7) *sa cra ta* dürfte eigentlich nicht eine lange Endsilbe haben, jedoch zwingt die Prosodie hier dazu. Eine regelmäßige Übung im Mittelalter, indem die Freiheit der Silbenzählung am Ende des Hexameters auf die Zäsur übertragen wurde. Solche Zäsurfreiheit kann in keiner Weise als Versbildungsmakel angesehen werden, und mindert nicht des Dichters Leistung.
- 8) In einem leoninischen Reim wird die Endsilbe des Verses lautlich verbunden mit der Endsilbe des 1. Hemistichs, also mit der vor der Zäsur liegenden Silbe.

REINHARD LAMP, Hamburg

Schwierige Zeiten – schwieriges Lernen

Zu Plinius, epist. 8, 14

Unter dem Eindruck der gesellschaftlichen Umbrüche und angesichts der viel erörterten angespannten Lern- und Leistungslage an unseren Schulen neigt man dazu, die Lebens- und Lernbedingungen heutiger Jugendlicher als schwierig zu bezeichnen. Armut und Benachteiligung bei den einen, ungesunder Luxus bei den andern und permanente Reizüberflutung bei fast allen geben Anlass zu Sorge und Klage.

Bei dieser kritischen Bilanzierung kann es für Schüler der Mittel- bzw. Oberstufe lohnend sein zu erfahren, wie Jugendliche in der Antike ihr soziales Umfeld erlebten und wie sie mit komplizierten Lebensumständen fertig wurden. Authentischen Zugang zu Erfahrungen dieser Art ermöglichen vor allem Texte mit autobiographischem Charakter. Im Lateinunterricht begegnen

die Schüler bei der Lektüre literarischer Selbstdarstellungen allerdings selten Texten, in denen die Autoren über eigene Erlebnisse in der Jugend- und Ausbildungszeit berichten. Zumeist handeln die Selbstzeugnisse von der Lebenswelt Erwachsener: CÄSAR schildert im *Bellum Gallicum* seine Leistungen als Feldherr, CICERO reflektiert in seinen Schriften an zahlreichen Stellen über sein Schicksal als Politiker, AUGUSTUS gibt in den von ihm verfassten *Res gestae* einen politischen Tatenbericht, OVID beklagt in den *Tristien* und den *Epistulae ex Ponto* sein hartes Schicksal als Verbannter, SENECA zeigt sich in den *Epistulae morales* als stoischer Weiser mit erzieherischem Auftrag. Zu den wenigen Ausnahmen, in denen ein Autor über seine Entwicklung als junger Mann spricht, gehört SALLUST, der (in Anspielung

an PLATONS 7. Brief 324b-d) dem Prooemium zur *Coniuratio Catilinae* selbstkritische Gedanken über sein Fehlverhalten als *adulescentulus* und seine geistig-seelische Unreife (*imbecilla aetas ambitione corrupta*) einfügt (Catil. 3,3-4,2).¹

Mit erstaunlicher Offenheit berichtet auch PLINIUS d. J. über seine beruflichen und politischen Lehrjahre. Im ersten Teil von *epist.* 8,14 beschreibt er freimütig die Schwierigkeiten während seiner Ausbildungszeit – eine Thematik, die Jugendliche zur persönlichen Stellungnahme und Auseinandersetzung mit Bildungsmöglichkeiten, Lernbedingungen und Berufschancen anregt. Dass dieser Text trotz jugendbezogenen Inhalts bislang fachdidaktisch kaum Beachtung fand,² hängt wohl damit zusammen, dass die Schilderung der Jugendjahre als Nebenthema (1-11) dem Hauptthema des Briefes, einem juristischen Problem (12-26), vorangeht, wobei die Darstellung des Hauptteils „sich nicht gerade durch Klarheit auszeichnet“.³

Bevor Plinius das Rechtsproblem schildert, äußert er sich ausführlich über seine frühen Lebensumstände; der Brief hat daher zwei fast gleich gewichtete Schwerpunkte. Der historische und autobiographische Vorspann ist sprachlich und inhaltlich so gestaltet, dass er für die Behandlung im Unterricht gut geeignet erscheint.

Bei der Interpretation konzentrieren wir uns auf vier Leitfragen:

- Unter welchen thematischen Gesichtspunkten ist das Schreiben gegliedert und mit welchen Stilmitteln wurde es gestaltet?
- Warum hat der Autor sich und bestimmte Lebensabschnitte in der dem Leser offerierten Fassung dargestellt?
- Ist es möglich, von den subjektiven Aussagen des Briefes zuverlässige Schlüsse auf die realen Lern- und Lebensbedingungen des jungen Plinius zu ziehen?
- Lassen sich ausgehend von Plinius' Selbstdarstellung Bezüge zur Lebenswelt heutiger Jugendlicher herstellen?

Die schulische Arbeit an dieser Form subjektiven Schreibens macht deutlich, dass jeder autobiographische Text zweckorientierte Publizistik ist, die eine Stilisierung der Person des Autors mit einbezieht. Darstellungen in „autobiographischer

Absicht“ haben eine gemeinsame Tendenz: „Der jeweilige Autor zeichnet ein ganz bestimmtes Bild seiner Person und stellt sich adressatenbezogen dar“.⁴ Der Leser sieht nur dieses „konstruierte Selbstbild“. Der Blick hinter die Kulissen, der die reale Gestalt des Autors erkennen ließe, ist als Interpretationsergebnis, auch bei ergänzender Sichtung anderer Quellen, nicht leicht zu erreichen.

Anlass des Briefes (8,14,1-3)

Der Einleitungssatz enthält keinen Hinweis darauf, dass Plinius beabsichtigt, über das eigene Leben zu schreiben. Anstoß für das Schreiben ist vielmehr die Frage, ob sich Plinius bei einem Strafprozess nach der Geschäftsordnung des Senats falsch oder richtig verhalten hat. Um künftig sachkundig auftreten zu können, fragt er den erfahrenen Rechtsspezialisten ARISTO, den Adressaten des Briefes, um Rat. Indem er die fiktive Entgegnung Aristos einfügt: „Warum fragst Du, was Du doch eigentlich selbst wissen müsstest?“, betont Plinius die Besonderheit der Situation, die darin besteht, dass er seit seinem 19. Lebensjahr als Rechtsbeistand tätig war (*undevicesimo aetatis anno dicere in foro coepi epist.* 5,8,8) und seither genügend Erfahrung hätte sammeln können (vgl. 5,8,6: *egi magnas et graves causas*), um ein versierter Jurist zu sein.

Die befremdliche Unkenntnis erklärt Plinius damit, dass die Knechtschaft in der Vergangenheit (*priorum temporum servitus*) zu Unwissenheit (*ignorantiam*) geführt hat, da durch die weitgehende Beschränkung der Rechte des Senats Kenntnisse vergessen oder erst gar nicht erworben wurden. Er hebt hervor, dass er wegen der langen Unterbrechung der rechtsstaatlichen Tradition unter dem tyrannischen Regime DOMITIANS nach der Wiederkehr der Freiheit unter NERVA und TRAJAN in Rechtsangelegenheiten völlig unerfahren sei (*reducta libertas rudes nos et imperitos deprehendit*); denn kaum jemand sei motiviert, etwas zu lernen, was er später nicht gebrauchen kann (*ut velit discere, quod in usu non sit habiturus*). Hinzu kommt, „dass es schwierig ist zu behalten, was man gelernt hat, wenn man es nicht anwenden kann“ (*quod difficile est tenere, quae acceperis, nisi exerceas* §3).

Die ‚gute alte Zeit‘ in Heer und Senat (4-6)

Der im Einleitungssatz geäußerte Wunsch nach Belehrung (*ut in posterum ... erudiar*) und die anschließende Selbsteinschätzung als *rudis* und *imperitus* liefern Plinius den Ansatzpunkt für ausführliche Überlegungen zur römischen Bildung und Erziehung. Die Reflexionen über die Vermittlung und Aneignung von Kenntnissen und Fertigkeiten, die sowohl für den persönlichen Erfolg des Einzelnen wie auch für das Gemeinwesen bedeutsam sind, beginnen mit einem Rückblick: *Erat autem antiquitus institutum*. Aus dem Zeitbegriff *antiquitus* „vor alters“ lässt sich nicht eindeutig erschließen, an welche Epoche der römischen Geschichte Plinius dabei genau denkt.⁵ Die anschließende Darstellung des Idealzustands der römischen Gesellschaft lässt jedoch vermuten, dass die Zeit der frühen Republik gemeint ist, als für die Staatsmoral noch unumstritten der Satz galt: *Moribus antiquis res stat Romana virisque*.⁶ Von diesem Idealbild hat sich Rom nie ganz gelöst, es „hat immer voll Wehmut dahin zurückgeblickt, von Zeit zu Zeit versucht, dahin zurückzukehren“.⁷

Kennzeichen der herkömmlichen Erziehungspraxis war das kontinuierliche Zusammenspiel der Generationen: Die Älteren unterweisen jeweils die Jüngeren, wobei Theorie und Praxis Hand in Hand gehen. Dass sich diese Art der Förderung stark an der Lebenswirklichkeit orientierte, veranschaulicht Plinius mit dem Hinweis, „dass man von den Älteren nicht nur mit den Ohren, sondern auch mit den Augen lernte“ (§4). In der Formulierung *ut a maioribus ... disceremus* kommt die Vorstellung zum Ausdruck, dass lebenserfahrene Männer durch mustergültiges Reden und Handeln prägenden Einfluss auf die jungen Menschen ausübten.

Der erste wichtige Lernort, an dem die Jugendlichen unmittelbar mit den Bürgerpflichten vertraut gemacht wurden, war das Heerlager: *adulescentuli⁸ statim castrensibus stipendiis imbuebantur, ut imperare parendo, duces agere, dum sequuntur, adulescerent* (§5). Im Lagerdienst erwarben die jungen Leute soziale Kompetenz und die Fähigkeit, später einmal Leitungsaufgaben zu übernehmen, weil sie hier „das Befehlen durch Gehorchen, das Handeln als Anführer durch

Folgen lernten.“ Die Bedeutung des Wehrdienstes als Erziehungsfaktor wird durch die stilistische Gestaltung hervorgehoben: *Imbuebantur* signalisiert, dass die Heranwachsenden ganz in den täglichen Dienstbetrieb „eintauchten“, d. h., den harten Anforderungen mit vollem Einsatz gerecht werden mussten.⁹ Das militärische Prinzip von Befehl und Gehorsam wird zunächst mit der lapidaren Formulierung *imperare parendo* bezeichnet und anschließend mit dem üppigeren Ausdruck *duces agere, dum sequuntur* wieder aufgenommen und genauer beschrieben. Für Plinius liegt das pädagogische Potenzial des Wehrdienstes darin, dass sich die Jugendlichen hier an ein hierarchisches Ordnungssystem gewöhnen mussten, das sie später ähnlich auch in Politik und Gesellschaft vorfinden werden. Der Leser soll die Erkenntnis gewinnen, dass die militärische Ausbildung, wie sie früher gehandhabt wurde, einen festen Rahmen bot für die gesunde Entwicklung und Reifung der Jugend zu ihrem eigenen Vorteil und zum Nutzen der Bürgerschaft.

Für den Römer der Oberschicht war es das wichtigste Ziel, im politischen Leben eine maßgebliche Rolle zu spielen und durch Verdienste um das Staatswohl Anerkennung zu finden. Die Leistung für die *res publica* wurde häufig durch die Wahl in ein Staatsamt gewürdigt. Dies weckte bei den jungen Leuten die Bereitschaft, sich für politisches Handeln zu interessieren, um für die Ämterlaufbahn (*honores petitori*) gerüstet zu sein. Die Vorbereitung auf das öffentliche Wirken geschah, wie Plinius betont, praxisnah: Als Zuhörer und Zuschauer bei Senatssitzungen, die meist bei offenen Türen stattfanden, lernten die künftigen Träger der Staatsgewalt das gesamte Feld der Aufgaben und Wirkungsmöglichkeiten kennen, die mit der Ehrung durch ein Magistrat verbunden waren. Die Tatsache, dass der Senat, „die Versammlung der Alten“, der bedeutendste Ort für die politische Bildung der Jugendlichen war, unterstreicht das förderliche Zusammenwirken von Jüngeren und Älteren. Der Anschauungsunterricht durch das Beispiel der Väter war, wie Plinius glaubt, die zuverlässigste Lehrmethode (*fidissimum praecipendi genus*): „Jedem galt sein eigener Vater als Lehrer, und anstelle des Vaters alle angesehenen älteren

Männer, wenn jemand keinen Vater mehr hatte“ (§6).¹⁰ In einer asyndetischen Reihe von zehn indirekten Fragesätze wird – angefangen von den Rechten der vortragenden Konsuln und den Befugnissen der übrigen Beamten bis hin zum Abstimmungsverhalten und der Behandlung von Zusatzanträgen – detailliert dargelegt, welches Regelwerk (*senatorius mos*) die Arbeit des Senats bestimmte. Die kunstvoll durchgeformte Passage macht deutlich, dass sich die Vorfahren mit dem Senat nicht nur ein vielseitiges und zweckmäßiges Regierungsorgan, sondern durch das vorbildliche Verhalten der Ratsmitglieder auch ein bewährtes Instrument der politischen Schulung geschaffen hatten (*exemplis docebantur*). Der Senat verkörperte die politische und pädagogische Traditionsmacht der *patres*. Die aufgezeigte Vielfalt der Vorschriften und Zuständigkeiten soll auch Verständnis dafür wecken, dass Plinius als Senator während der Jahre der Machtlosigkeit dieses Gremiums einiges verlernt und vergessen hat. Somit erscheint es auch verzeihlich, wenn ihm im vorliegenden Fall ein Fehler unterlaufen sein sollte. Durch den vollendeten Periodenbau bei der Beschreibung der früheren Funktionen des Senats gibt Plinius hier gleichzeitig zu erkennen, dass er einen komplexen historischen Gegenstand wirkungsvoll darzustellen vermag und somit, wenn er dies anstrebte, auch in der gewichtigen Gattung Geschichtsschreibung Ansehnliches leisten könnte.¹¹

Die Schrecken der jüngsten Vergangenheit im Spiegel der Lernsituation des jungen Plinius (7-8)

Mit *at nos iuvenes* kommt Plinius auf seine eigene Situation als Jugendlicher zu sprechen, wobei er den zuvor geschilderten guten Verhältnissen der früheren Zeiten die zerrütteten Zustände der DOMITIAN-Despotie in scharfem Kontrast gegenüberstellt. Das Selbstzeugnis besteht in einem vernichtenden Urteil über die eigenen Lehrjahre. Was Plinius als Jugendlicher und zu Beginn seiner aktiven Zeit als Inhaber von Offizierstellen und Staatsämtern erlebt hat, war eine erschütternde Umwertung der Werte. *Virtus* und *auctoritas*, fundamentale Begriffe für das sittliche Empfinden und die Staatsgesinnung der Römer, hatten

ihren hohen Rang als maßgebliche moralische Eigenschaften verloren. *Virtus* („Mannhaftigkeit, Bewährung im Kampf“) erregte das Misstrauen des Kaisers, sodass Unfähige und Untätige beim Heer in Führungspositionen gelangten.¹² Folglich fehlte den Offizieren jegliche *auctoritas*, denn echte Autorität, die zur Menschenführung befähigt, entsteht, wenn Amt und persönliche Würdigkeit einander entsprechen. Mangelnde Autorität bewirkte wiederum, dass die Soldaten keine Achtung gegenüber ihren Vorgesetzten zeigten. Mit äußerster Prägnanz, geradezu in knapper Kommandosprache prangert Plinius den Verfall der soldatischen Zucht an. Die Disziplinlosigkeit, die Auflösung der militärischen Ordnung wird sprachlich abgebildet durch Antithese (*suspecta virtus, inertia in pretio*), Chiasmus (*ducibus auctoritas nulla, nulla militibus verecundia*), Anapher der Negationen (*nusquam imperium, nusquam obsequium*) und Klimax (*omnia soluta, turbata ... in contrarium versa*). Das Erlebnis der allgemeinen Verwirrung bewältigt man am ehesten, wie Plinius meint, auf der Basis des Vergessens: *obliviscenda magis quam tenenda*.

Plinius lässt hier in die historische Darstellung persönliche Erinnerungen an seine Dienstzeit als Militärtribun bei der *legio tertia Gallica* in Syrien einfließen (vgl. *in Syria cum adolescentulus militarem* epist. 1,10,1), wo er im Alter von 20 Jahren als Verwalter der Kriegskasse eine Tätigkeit ausübte, die ihn nicht sonderlich befriedigte. Statt in der Amtsstube zu sitzen, hätte er es sicher vorgezogen, gehaltvolle Gespräche mit dem nach Syrien verbannten Philosophen EUPHRATES zu führen, den er dort kennengelernt hatte. Die unerquicklichen Bedingungen des Lagerlebens, die den literarischen Neigungen und geistigen Bedürfnissen des jungen Plinius wenig entsprachen, sind wohl auch weitgehend für sein negatives Urteil über das Heerwesen verantwortlich.

Wertlos waren auch die Lernerfahrungen, die der junge Plinius bei Senatssitzungen machte (§ 8). Die Tradition der öffentlichen Verhandlungen scheint zwar damals noch in Geltung gewesen zu sein, aber was sich dort zutrug, war teils peinliches Possenspiel (*modo ludibrio*), teils schmerzliche Tragödie (*modo dolori*). Plinius sah eine eingeschüchterte Kurie „ohne Zunge“ (*elinguem*). Vor

Angst, Scheu und Scham war den Ratsherren kein offenes, mutiges Wort mehr zu entlocken, „weil es gefährlich war zu sagen, was man wollte, und jämmerlich zu sagen, was man eigentlich nicht sagen wollte“.¹³ Der Senat, an sich der berufene Vertreter des Rechts- und Freiheitsgedankens, entzog sich dieser Verantwortung und ließ sich durch Untätigkeit oder durch die skandalöse Beteiligung an Rechtsbrüchen zum Vollstrecker tyrannischer Willkür erniedrigen: *cum senatus aut ad otium summum aut ad summum nefas vocaretur. Otium* und *nefas*, jeweils verstärkt durch den chiasmisch gestellten Superlativ *summum*, sind die zentralen Begriffe für das Verständnis der Erfahrungen, die der junge Plinius als Nachwuchs-Politiker gemacht hat. Bei *otium* könnte man zunächst an günstige äußere Umstände wie Ruhe, Ordnung und Frieden denken. In Beziehung zur vorausgehenden Beschreibung des Senats als *curiam trepidam et elinguem* und besonders im Hinblick auf das unmittelbar folgende *nefas* wird jedoch unmissverständlich die negative Bedeutung sichtbar: *Otium* bezeichnet den völligen Verzicht der Senatoren auf nützliche *negotia* im Dienste der Gemeinschaft, wobei dieses Nichtstun gleichermaßen durch äußeren Druck wie durch Trägheit, Bequemlichkeit und Opportunismus verursacht ist. *nefas* betont die Verwerflichkeit erzwungener oder freiwilliger Mitwirkung bei abscheulichen Ungerechtigkeiten. Mit zwei asyndetisch gereihten, durch Anapher und Polyptopon gesteigerten rhetorischen Fragen (*quid tunc disci potuit, quid didicisse iuvit*) beklagt Plinius nachdrücklich, dass man von einem solchen Senat nichts Brauchbares lernen konnte. Die Senatoren hatten nicht mehr die notwendige Trennschärfe für Gutes und Gemeines. So sah sich der politische Nachwuchs bei der Suche nach berufspraktischen Grundsätzen und haltbaren Wertmaßstäben in einem vorbildleeren Raum. Der überwiegend parallele Satzbau bei der Charakterisierung des Senats spiegelt dessen weitgehende Gleichschaltung, während Chiasmus und Antithese am Ende der Textstelle die Bedeutungslosigkeit und Servilität dieser Institution unterstreichen (*numquam seria, tristia saepe censeret.*)

Rechtfertigung und Neuanfang (9-10a)

Im Schlussteil der Ausführungen über seine politischen Lehrjahre unter Domitian spricht Plinius kurz – in einem Satz – über seine Rolle als neues Mitglied des Senats.¹⁴ Mit *iam senatores, iam participes malorum* („nunmehr Senatoren, nunmehr an den Misständen selbst beteiligt“) thematisiert er die persönliche Verstrickung. Die Hervorhebung dieser Tatsache durch Anapher lässt erwarten, dass eine kritische Auseinandersetzung mit der Vergangenheit folgt und Plinius dabei eine gewisse Mitschuld eingesteht, die sich daraus herleiten ließe, dass er von Jugend an durch Beobachten und Zuhören die Übelstände (*eadem mala*) gekannt hat und sich dennoch später willig dem Unrechtssystem zur Verfügung stellte: „Wir haben es gesehen und ertragen“ (*vidimus tulimusque*). Der anschließende Relativsatz enthält jedoch kein Schuldbekenntnis, sondern eher eine Entschuldigung oder auch Rechtfertigung für das Versagen gegenüber der moralischen Verpflichtung, Widerstand zu leisten. Plinius sieht sich als Opfer unglücklicher Umstände, deren lange Dauer (*multos per annos*) schlimme Folgen für seine geistig-seelische Entwicklung hatte. Eine freie Entfaltung der Persönlichkeit (*ingenia*) war unmöglich. Die Klimax *hebetata, fracta, contusa* verdeutlicht das ganze Ausmaß der Abstumpfung, Entmutigung und Zermürbung. Bei der Beschreibung dieser traurigen Verhältnisse sind Substantive, Attribute und verbale Prädikate ausnahmslos in den Plural gesetzt. Damit bringt Plinius zum Ausdruck, dass sich der Senat in einer kollektiven Zwangslage befand. Als Mitglied dieses Gremiums sah er keine Möglichkeit, sich der fatalen Situation zu entziehen. Durch den Anspruch Domitians auf unbedingten Gehorsam, absolute Machtfülle und höchste Verehrung (Anrede *dominus et deus*) wurde die Senatsaristokratie insgesamt hart getroffen. Der indirekte Hinweis auf diese allgemeine Bedrängnis lässt es einleuchtend erscheinen, dass sich für Plinius die Frage der individuellen Verantwortung nicht stellt. Jedenfalls verliert er darüber kein Wort.

Zu Beginn von §10 erscheint erneut das bereits in §3 erwähnte Motiv von der Rückkehr der Freiheit, jetzt mit dem Argument, dass die Zeit der Freiheit zu kurz war, um Wissen und Kenntnisse,

die unter Domitian verloren gingen, reaktivieren zu können: *breve tempus (nam tanto brevius omne quanto felicius tempus), quo libet scire, quid simus, libet exercere, quod scimus*. „Erst kurze Zeit – jede Zeitspanne erscheint um so kürzer, je glücklicher sie ist – dürfen wir wieder wissen, wer wir sind, und dürfen das ausüben, wovon wir etwas verstehen.“ *Breve tempus* (betont durch die Position am Satzanfang, Voranstellung des Attributs und Ellipse von *est*) bezeichnet die bisherige kurze Dauer des humanen Kaisertums. Der Ausdruck steht antithetisch zu *multos per annos* (§9), womit die Tyrannei Domitians als sehr lang charakterisiert wird. In Wirklichkeit dürften beide Zeitspannen etwa gleich groß gewesen sein. Die Zeit der Freiheit von der Ermordung Domitians (18.9.96) bis zur Abfassung des Briefes (Herbst 105)¹⁶ umfasst immerhin neun Jahre. Etwa genauso lang dauerte der Terror Domitians, denn die eigentliche Schreckenszeit seiner 15-jährigen Autokratie begann im Jahre 87 mit der Aufdeckung und Niederwerfung von Aufständen.¹⁷

Plinius war sich wohl bewusst, dass die Zeiten der rigorosen Unterdrückung und der inzwischen wieder erlangten Freiheit etwa gleich groß sind. Dass er sie dennoch unterschiedlich lang wahrnimmt, begründet er – sentenzhaft kompakt als Parenthese eingefügt – mit der Erfahrungstatsache, dass glückliche Zeiten besonders rasch zu vergehen scheinen. So empfindet er die neun guten Jahre unter Nerva und Trajan als *breve tempus*, während die neun besonders schweren Jahre unter Domitian noch immer nachwirken. Erst allmählich entdeckt die führende Oberschicht wieder eine eigene Identität (*libet scire, quid simus*), zögernd bildet sich ein neues Selbstbewusstsein heraus, das es ermöglicht, Wissen und Fähigkeiten wieder zum Wohl der Mitbürger einzusetzen (*libet exercere, quod scimus*). Die Pluralformen *simus* und *scimus* (durch Homoioteleuton hervorgehoben) sind nicht als *Pluralis modestiae* aufzufassen; vielmehr verbindet die ‚Wir-Form‘ (wie auch zuvor in § 9) den Briefschreiber mit dem Adressaten und insgesamt mit dem Senatorenstand. Dadurch wird das persönliche Erleben des jungen Plinius zu einem gemeinsamen Schicksal der politischen Klasse gemacht.

Bitte um Nachsicht und Belehrung (10b-11)

Anschließend wendet sich der Autor in der Ich-Form (*peto*) direkt an den Adressaten. Dabei werden, varierend und breiter angelegt, die in §1 angeführten Gründe für den Briefanlass erneut genannt: Möglicher Irrtum des Autors, Bitte um Verständnis, falls ihm ein juristischer Fehler unterlaufen sei, und Wunsch nach Beratung. Auch das Mittel der *Captatio benevolentiae*, mit dem der Brief beginnt (*cum sis peritissimus et privati iuris et publici*), begegnet hier wieder: *cui semper fuit curae sic iura publica ut privata ... tractare*). Das Wissensdefizit des Autors und die Berechtigung des Beratungswunsches werden nochmals erklärt und begründet, nun mit dem nachdrücklichen Hinweis auf die Eigentümlichkeit und Einzigartigkeit des vorliegenden Falles, der auch praxiserprobten Juristen wenig vertraut oder sogar ganz unbekannt sein dürfte: *genus quaestionis ... aut non satis tritum aut etiam inexpertum*. Die Schlusswendung in §11 offenbart erneut die außerordentliche Wertschätzung, die Plinius ARISTO entgegenbringt, und zeigt zugleich den Eifer, mit dem er den Adressaten umwirbt. Er traut ihm zu, auch in diesem ungewöhnlichen Verfahren sachkundig zu sein: „Du verdienst um so größeren Ruhm, wenn du auch das lehren kannst, was du wahrscheinlich nie gelernt hast.“ Mit dieser Charakterisierung wird Aristo zum Inbegriff des überdurchschnittlichen Lehrmeisters mit einzigartigen Qualitäten.¹⁸

Wie aus Brief 1,22 hervorgeht, bestand zwischen Plinius und Aristo eine bewährte Beratungsbeziehung: *mihi certe, quotiens aliquid abditum quaero, ille thesaurus est*. „Für mich jedenfalls ist er die Fundgrube, sooft ich nach etwas Unbekanntem suche“ (1,22,2). Daher hätte es der umfangreichen Vorrede nicht bedurft. Plinius hätte sich bereits ab §2 (statt erst ab §12) ganz auf die Schilderung des Prozessverlaufs konzentrieren können. Vordergründig ist die Doppelthematik des Briefes bedingt durch das Bemühen des Autors, eine fachliche Wissenslücke zu entschuldigen (womit zugleich das Prinzip der Einheit des Themas innerhalb einer Epistel erhalten bleibt). Die eigentlichen Intentionen des Vorspanns entspringen freilich dem ausgeprägten Interesse des Autors an Bildungs- und

Erziehungsfragen¹⁹ ebenso wie seiner Neigung zur Selbstdarstellung. Zudem ist das Bestreben des Autors erkennbar, die bedrückende Domitianzeit aufzuarbeiten. Umfang und Aufbau des Nebenthemas zeigen, dass der Brief nicht nur für den Adressaten geschrieben, sondern für die Veröffentlichung gestaltet wurde.

Das Rechtsproblem und der Prozessverlauf (12-24)

Unmittelbarer Anlass des Schreibens ist ein spezielles juristisches Problem, dessen verwickelte Darstellung die Lektüre der zweiten Briefhälfte mühsam macht. Die Originallektüre dieses Briefteils würde den vertretbaren Aufwand erheblich übersteigen. Man wird den zweiten Teil daher nur insoweit in die Interpretation einbeziehen, als dadurch Plinius' Lernsituation und sein Selbstporträt weitere wesentliche Konturen erhalten.

Worum geht es in der Senatssitzung? Eine kurze Zusammenfassung soll über die wesentlichen Fakten informieren: Der Konsul AFRANIUS DEXTER war gewaltsam ums Leben gekommen, wobei unklar blieb, ob durch Selbsttötung oder durch ein Verbrechen seiner Leute. Plinius beantragte als Fürsprecher der verdächtigten Freigelassenen und Sklaven die Freiheit, ein anderer Senator die Verbannung, ein dritter die Todesstrafe. Plinius verlangte, dass über alle drei Anträge jeweils gesondert abgestimmt wird; die beiden anderen Antragsteller hingegen wollten zunächst über Tod oder Verbannung gemeinsam abstimmen lassen, um zu verhindern, „dass der Antrag auf Freispruch die Mehrheit bekommt“ (§21). Plinius hat sich mit seiner Forderung nach getrennter Abstimmung durchgesetzt, ist sich aber nicht sicher, ob er sie überhaupt hätte stellen dürfen: *Obtinui quidem, quod postulabam; nihilo minus tamen quaero, an postulare debuerim* (§ 24).

Aufschlussreich ist, wie Plinius die Antragstellung schildert: *Hos alius* („quis?“ *inquis: ego, sed nihil refert*) *post quaestionem supplicio liberandos, alius in insulam relegandos, alius morte puniendos arbitrabatur*. „Für diese (sc. Angeklagten) beantragte einer – „Wer?“ fragst du; ich! Aber das ist unwichtig – nach dem Verhör die Straffreiheit, ein anderer Verbannung auf eine Insel,

ein dritter die Todesstrafe“ (§12). Plinius präsentiert sich zunächst sachlich-neutral als einer (*alius*) von drei gleichrangigen Antragstellern, rückt dann jedoch sogleich explizit sein Ego, das sich durch Milde und Humanität auszeichnet, in den Vordergrund; anschließend versucht er, diesem unverhohlenen Eigenlob mit *nihil refert* die Peinlichkeit zu nehmen, doch verstärkt die so zur Schau gestellte Bescheidenheit erst recht den Eindruck der Selbstgefälligkeit.²⁰ Zugleich ist die Darstellung darauf ausgerichtet zu zeigen, dass Plinius auch bei einem noch so komplizierten Verfahren Zustimmung und Sieg erreichen kann: „Ich habe mich mit dem, was ich forderte, durchgesetzt.“ Bemerkenswert ist auch, dass die Anfrage an Aristo erst nach Prozessende (*peracta re* §16) erfolgte. Dieser Befund reizt die Schüler zur Kritik, denn sie lässt vermuten, dass Plinius bezüglich der Rechtsgrundlagen besser Bescheid wusste, als er vorgab.

Die Reaktion Aristos auf die Anfrage kennen wir nicht. Dies regt zu einer kreativen Auseinandersetzung mit dem Text an. Die Schüler sollen mögliche Antworten des Adressaten formulieren, wobei folgendes Ergebnis zu erwarten ist: Da Plinius mit seiner Forderung durchdrang und sich dies zugunsten der Angeklagten auswirkte,²¹ hat Aristo die Vorgehensweise als richtig bestätigt. Denkbar ist auch, dass er im Hinblick auf sein häufiges Zögern und Zaudern bei Beurteilungen und Entscheidungen (Vgl. *epist. 1,22,3 quam pressa et decora cunctatio. (...) plerumque haesitat, dubitat diversitate rationum*) nicht eindeutig Stellung genommen hat.

Der Effekt der Selbstdarstellung

In abgegrenzten Themenblöcken beschreibt Plinius drei wichtige Teilbereiche seines Lebens: Militärdienst, politische Unterweisung und Einstieg in die Ämterlaufbahn, Tätigkeit als Anwalt. Die einzelnen Abschnitte werden aus der Retroperspektive bewertet, wobei sich die Äußerungen des Autors über seine persönliche Entwicklung auf militärischem und politischem Gebiet ungefähr auf den Zeitraum vom 16. bis 35. Lebensjahr beziehen, während der juristische Aspekt an einem aktuellen Fall erörtert wird, der sich erst kürzlich (*proxime* §1) ereignet hat, als

Plinius etwa 44 Jahre alt war. Die Aussagen über diese Lebensphasen und Ereignisse vermitteln dem Leser folgendes Bild:

- Plinius erweist sich als konservativer Angehöriger der römischen Oberschicht, der durchdrungen ist von den Werten althergebrachter Erziehungstradition.
- Diese bewährten Erziehungsmethoden und Bildungsmöglichkeiten wurden während seiner Ausbildungsjahre durch die Tyrannei Domitians gewalttätig außer Kraft gesetzt.
- Unter der Despotie Domitians war er, eingebunden in das Senatskollektiv, ein machtloses Objekt struktureller Zwänge.
- Nach der Rückkehr freiheitlicher Verhältnisse tritt er vor Gericht als ein Antragsteller auf, der Gerechtigkeit und Milde walten lassen will. Er erscheint als edler Helfer und *vir vere humanus*, der bedrängten Menschen der Unterschicht zur Seite steht.
- Trotz ungünstiger Lern- und Startbedingungen besitzt er genügend juristische Qualifikation, um selbst in neuartigen und außergewöhnlichen Fällen zweckvoll agieren zu können.
- Auch nach erfolgreicher Prozessstrategie bleibt er bescheiden und bemüht sich gewissenhaft um Fortbildung zur Vervollkommnung seiner Kenntnisse.
- Er verfügt über einen fachlich hochkarätigen Ratgeber, dessen Unterstützung ihm als Rechtsbeistand ein besonderes Gütesiegel verleiht.
- Als Schriftsteller versucht er, durch historische und autobiographische Reflexionen sowie durch stilistische Glanzpunkte die an sich trockene Materie des Senatsrechts inhaltsreich und literarisch anspruchsvoll zu gestalten.

Wirkung und Wirklichkeit

Die Schüler werden aufgefordert, die Sätze und Satzglieder, mit denen Plinius in §§ 1-11 seine mangelnden Kenntnisse bekundet, aus dem Kontext herauszulösen und die so gefundenen Aussagen miteinander zu verknüpfen. Dabei entsteht folgender durchgehender Text: *Cupio ex te potissimum audire, erraverim in senatu proxime necne, ut in futurum erudiar. priorum temporum servitus iuris senatorii oblivionem quandam et*

ignorantiam induxit. difficile est tenere, quae acceperis, nisi exerceasi. itaque reducta libertas rudes nos et imperitos deprehendit; cogimur quaedam facere ante quam nosse. ingenia nostra in posterum quoque hebetata, fracta, contusa sunt. Quo iustius peto, ut error, si quis est error, tribuas veniam.

„Ich möchte gerade von dir hören, ob ich kürzlich in der Senatssitzung einen Fehler gemacht habe oder nicht, um mich für die Zukunft belehren zu lassen. Die Knechtschaft in der Vergangenheit hat Vergessen und Unwissenheit hinsichtlich des Senatsrechts bewirkt. Es ist schwierig zu behalten, was man gelernt hat, wenn man es nicht ausübt. Als die Freiheit zurückkehrte, traf sie uns daher ohne Kenntnisse und Erfahrung. Wir sind gezwungen, manches zu tun, bevor wir etwas davon verstehen. Unsere geistigen Anlagen wurden für künftig abgestumpft, gebrochen und zermürbt. Umso berechtigter bitte ich dich, mir meinen Irrtum zu verzeihen, sofern es ein Irrtum ist.“

Der Extrakt erweckt bei den Schülern den Eindruck, Plinius sei zum Zeitpunkt der Abfassung des Briefes ein politischer Novize und juristischer Amateur gewesen. Die graduell unterschiedliche, aber mitunter drastische Beschreibung der Wissensdefizite wirkt überzogen. Sie passt nicht zum Ablauf und Ergebnis der geschilderten Gerichtsverhandlung. Sie steht auch im Widerspruch zum Gesamtverlauf der Ausbildung und Lebensleistung des Autors. „Sein Schicksal führte ihn wohl so hoch hinauf, wie es sich ein Provinzialer nur wünschen konnte.“²² Ein Überblick über die wesentlichen Stationen seines Lebens bis zum Jahr der Niederschrift des Briefes (105) macht dies sichtbar: Nach dem frühen Tod seines Vaters sorgte sein Onkel und Adoptivvater PLINIUS DER ÄLTERE dafür, dass der junge Plinius ein tragfähiges Fundament für den Persönlichkeitsaufbau und eine solide Ausbildung bei angesehenen Lehrern wie QUINTILIAN erhielt (2,14,9; 6,6,3). Die Tätigkeit vor Gericht hat er früh und von Grund auf erlernt (2,14) und später trat er als gefragter Anwalt in spektakulären und komplizierten Prozessen auf (3,9). Hochbegabte Jugendliche (*summae indolis iuvenes*) betrachteten ihn bewundernd als ihren Lenker und Lehrer (*me ut rectorem, ut magistrum intuebantur* 6,11,2). Sein

Freund MARTIAL verfasste für ihn ein Gedicht (epigr. 10,20), in dem er ihn verehrungsvoll als redegewandten Anwalt vom Rang eines Cicero preist.²³ In der Staatsverwaltung erledigte er seine Pflichten zur Zufriedenheit der Herrscher, sodass er unter DOMITIAN, NERVA und TRAJAN den *cursus honorum* durchlief und im Jahre 100 die Konsulwürde erlangte. Angesichts dieses zügigen Ablaufs der beruflichen und sozialen Karriere stellt sich die Frage: Warum nimmt Plinius in den betreffenden Passagen so auffallend die Pose des Unsicheren und Unkundigen an?

Erklärliche Motive sind: Ratsuche wird nicht als Schwäche angesehen. Es gilt vielmehr als Zeichen menschlicher Größe, zugeben zu können, dass man etwas nicht weiß. Hinzu kommt, dass Plinius die Schuld an der Wissenslücke nicht eigener Lernunwilligkeit, sondern ausschließlich ungünstigen äußeren Umständen zuschreibt. Daneben erhält der Brief durch den Kontrast zwischen dem unwissenden Fragesteller und dem kompetenten Adressaten eine innere Spannung.²⁴ Aristo, den Plinius mit einem Glorienschein umgibt, ist der augenfällige Repräsentant einer Generation, die reiches Wissen und alte Bildungswerte über die düsteren Domitian-Jahre hinweg vor dem Vergessen gerettet hat. Zugleich wird gezeigt, wie sich durch Freundschaft mit fähigen Beratern Lücken schließen lassen. Die Darstellung soll die Botschaft vermitteln: Nach dem Ende der Unterdrückung durch ein totalitäres System können fehlende Kenntnisse nachgeholt und verkümmerte Fertigkeiten regeneriert werden. Der Bildungsprozess geht im Erwachsenenalter noch weiter. Das Werden der Persönlichkeit ist zu keiner Zeit abgeschlossen.

Die Interpretationsarbeit soll die Schüler dazu bewegen, sich abschließend mit folgenden aktuellen Problemfeldern zu beschäftigen:

1. Politisches Engagement: Lassen sich die Erfahrungen des jungen Plinius als Zuschauer bei Senatssitzungen mit Beobachtungen vergleichen, die Schüler bei Lehrfahrten zu Landtags- und Bundestagssitzungen machen? Die Schüler sollen hier von ihren Eindrücken berichten, die sie von der Arbeit der Abgeordneten und Minister/Senatoren gewonnen haben. Sie können sich dazu äußern, ob persönlicher Einsatz in der Politik für

sie ebenso wichtig (und schwierig) ist, wie dies bei dem jungen Plinius der Fall war.

2. Wehrdienst: Die Aussagen zum Militärdienst (§§ 5-7) können Impuls sein für ein Gespräch über die Einstellung der Jugendlichen zur allgemeinen Wehrpflicht, die in Rom als selbstverständliche patriotische Leistung galt, sodass man aus staatlicher Sicht gar nicht erst auf den Gedanken kam, jemandem ein Recht auf Wehrdienstverweigerung einzuräumen. Der einzige Ausweg, sich dem Kriegsdienst zu entziehen, bestand darin, sich zu verstecken oder zu verstümmeln.²⁵ Dass Väter ein solches Verhalten ihrer Söhne unterstützten, bezeugt PROPERZ (2,7,13): „Weshalb soll ich Söhne für vaterländische Triumphe hergeben. Aus meinem Blut wird keiner Soldat sein.“

Eine Diskussion über die von Plinius akzentuierte erzieherische Funktion des Militärdienstes kann mit Bezug auf das Schlagwort von der Bundeswehr als „Schule der Nation“ durch folgendes Zitat aus der Regierungserklärung von Bundeskanzler WILLY BRANDT vom 28. Oktober 1969 angeregt werden: Das Ziel der Bildungspolitik „ist die Erziehung eines kritischen, urteilsfähigen Bürgers, der imstande ist, durch einen permanenten Lernprozeß die Bedingungen seiner sozialen Existenz zu erkennen und sich ihnen entsprechend zu verhalten. Die Schule der Nation ist die Schule.“ – Ein weiterer Diskussionspunkt wäre die Zulassung von Frauen zum Dienst mit der Waffe, was im antiken Rom unvorstellbar war.

3. Generationenkonflikt: Plinius betont die große Bedeutung älterer Menschen bei der Erziehung und Ausbildung der Jugend (*maximus quisque et vetustissimus pro parente* §6). Von hier aus ergeben sich Überlegungen zu den gegenwärtigen Beziehungen zwischen den Generationen. Der Vergleich mit den römischen Verhältnissen verdeutlicht die Andersartigkeit der heutigen Situation: Während die Römer an der *auctoritas* und *potestas* von Familienvätern und Magistraten als tragende Elemente des Gemeinwesens über alle Wirren und Revolutionen hinweg nahezu uneingeschränkt festhielten, war man bei uns zeitweise „auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft“ (A. MITSCHERLICH). Die Jüngeren stören sich heute an den Machtpositionen der Älteren

in Wirtschaft, Ämtern (Stichwort „Gerontokratie“) und Politik („Rentner-Demokratie“). Sie opponieren gegen autoritäres Gehabe in Schule und Elternhaus und fürchten die künftigen finanziellen Belastungen durch die „Langlebigen“. Den Senioren missfällt der mangelnde Respekt vor dem Alter und der Jugendkult in Medien und Werbung. – Unter diesem Blickwinkel sei auf die Bemerkung des Plinius über die Jugend in Epistel 8,23,3 verwiesen: „*quotus quisque vel aetati alterius vel auctoritati ut minor cedit? statim sapiunt, statim sciunt omnia, neminem verentur, imitantur neminem atque ipsi sibi exempla sunt.*“ „Wie wenige fügen sich doch im Bewußtsein ihrer Unterlegenheit dem Alter oder der Autorität eines anderen? Gleich sind sie klug, gleich wissen sie alles, respektieren niemanden, streben niemandem nach und sind sich selbst Vorbild.“ (Ü: H. KASTEN). Solche Stoßseufzer kann man auch über die heutige Jugend hören. Hier soll den Schülern bewusst gemacht werden, dass das Zusammenleben von Alt und Jung zwar mitunter zu Spannungen und Kontroversen führt, aber im Grunde lebensnotwendig ist. Der Mensch ist von Natur aus lernbedürftig. Er kann nur leben mithilfe dessen, was er von anderen Menschen gelernt hat. Anders als zumeist in früheren Gesellschaften, wo nur den Älteren eine besondere Lehrkompetenz zugestanden wurde, ist es bei uns heute prinzipiell möglich, Lernprozesse zwischen den Generationen auf der Basis des Gebens und Nehmens stattfinden zu lassen. Der generationsübergreifende Wissensaustausch vermittelt vor allem in Familien, Verbänden, Vereinen und Betrieben nützliche Orientierung. Beim schulischen Lernen wird man die herkömmliche pädagogische Ausrichtung, dass die Jüngeren von den Älteren lernen, nicht tief greifend verändern können. Das gegenseitige Instruieren der Generationen muss sich überwiegend außerhalb des stundenplanmäßigen Unterrichts ereignen: Bei der Organisation von Schulveranstaltungen, der Teilnahme an Wettbewerben, der Gestaltung von Schülerzeitungen, in Theatergruppen und bei (gemeinnützigen) Projekten können sich aktuelles Informiertsein der Schüler und tradiertes Kultur- und Fachwissen der Lehrer fruchtbar ergänzen.

4. Wertvorstellungen: Plinius bedauert, dass sittlich gutes Handeln in Vergessenheit geraten ist und bewährte Tugenden nicht mehr ernst genommen werden (*optimarum artium ... oblivionem* §2). Auch bei uns spricht man häufig vom Werteverlust. Die Schüler sollen zu der Frage Stellung nehmen, ob die Diagnose „Werteverfall“ für unsere Gesellschaft und insbesondere auch für die junge Generation zutrifft oder ob es sich, bedingt durch den rasanten wissenschaftlich-technischen Fortschritt, eher um einen „Wertewandel“ handelt. Dabei wird man zunächst feststellen, dass es zu allen Zeiten Klagen über verloren gegangene Ideale und über die Missachtung moralischer Normen gegeben hat. Gegenwärtig sehen Eltern und Pädagogen, die eine wertmäßig fundierte Erziehung für wichtig halten, mit zunehmender Besorgnis den Bedeutungsverlust von Tugenden wie Höflichkeit, Pünktlichkeit, Fleiß und Sparsamkeit. Man ist beunruhigt darüber, dass Disziplin und Pflichterfüllung immer mehr abgelöst werden vom übermäßigen Streben nach individueller Freiheit und genussvoller Freizeitgestaltung.

Die Schüler sollen die von Plinius geschilderten gesellschaftlichen und politischen Zustände den heutigen Verhältnissen gegenüberstellen und dabei untersuchen, wie sich Verhalten und Wertvorstellungen der Menschen jeweils ähneln oder unterscheiden. Dabei wird deutlich, dass sich Werteverlust und Wertewandel nicht nur, wie von Plinius dargestellt, unter dem Druck einer allgegenwärtigen Diktatur ereignen, sondern sich auch unter den Bedingungen eines freiheitlichen Staatswesens vollziehen. Wenn Plinius beklagt, dass *auctoritas* und *virtus* nicht mehr geschätzt werden, *obsequium* und *verecundia* abhanden gekommen sind (§7), so lässt sich auch für unsere Zeit ausweisen, dass Gehorsam und Respekt gegenüber Vorgesetzten infrage gestellt und weltweit das Vertrauen in hoch dotierte Führungskräfte und Eliten schwindet. Gleichzeitig wird eine Rückbesinnung auf überlieferte Tugenden gefordert: „Die Werte, auf denen unser Erfolg fußt, sind alt. Diese Werte aber sind wahr.“²⁶

Anmerkungen:

- 1) Zu diesem „Selbstporträt eines Mannes, der nach Ruhm strebt“ vgl. Norbert Siemer: Das eigene Leben im Spiegel der Geschichte. Die Selbstdarstellung Sallusts als Ausgangspunkt der Sallust-Lektüre, in: AU 03/2004, S. 16. – Eine umfassende autobiographische Schilderung des Werdegangs eines jungen Menschen bietet erst ein Werk der Spätantike, Augustinus' *Confessiones*, wo der Autor einen schonungslosen Einblick in seine eigene Entwicklung gewährt.
- 2) Von den gängigen Schulausgaben der Plinius-Briefe enthält den (gekürzten) Text nur die Auswahl von U. Blank-Sangmeister in Aschendorffs Sammlung lat. und griech. Klassiker.
- 3) Gaius Plinius Caecilius Secundus, Briefe. Lateinisch-deutsch ed. H. Kasten, Zürich 1995, S. 686. – Auch in anderen Briefen besteht der Inhalt aus zwei Teilen. So folgt in epist. 3,7 dem Nachruf auf den Dichter Silius Italicus (1-9) eine Betrachtung über die menschliche Hinfälligkeit und die Kürze des Lebens (10-15).
- 4) Bruschi, Michaela: Selbstdarstellung in der Literatur der Antike, in: AU 03/2004, S.3.
- 5) Auch sonst (z. B. 3,21,3 *fuit moris antiquis*) lässt Plinius den Leser im Ungewissen, welchen Zeitabschnitt er meint, wenn er die von ihm gepriesene Vergangenheit erwähnt.
- 6) Mit Bezug auf dieses Enniuszitat prangert Cicero (rep. 5,1,2) die Preisgabe der Moralität der Vorfahren an: „Was bleibt denn noch von den alten Sitten, auf denen, wie jener sagte, der römische Staat stehe? Wir sehen, dass sie durch Vergessen abhanden gekommen sind, dass sie nicht nur ihre Geltung eingebüßt haben, sondern gar nicht mehr gewusst werden.“ Für Sallust (Catil.10) hat die *civitas* nach der Zerstörung Karthagos (146 v. Chr.) ihre ideale Beschaffenheit endgültig verloren: „Die Bürgerschaft wandelte sich völlig; aus der gerechtesten und besten Herrschaft wurde eine grausame und unerträgliche.“ Die von Plinius beschworene heile Welt der Ahnen ist also schon seit Jahrhunderten vorbei. Zum plinianschen Geschichtsbild vgl. H. P. Bütler, Die geistige Welt des jüngeren Plinius. Studien zur Thematik seiner Briefe, Heidelberg 1970, 146: „Begeisterung für die Vergangenheit meint bei ihm weitgehend romantische Schwärmerei, nur zum kleinsten Teil entspricht sie kritisch-historischem Denken.“
- 7) H. I. Marrou, Geschichte der Erziehung im klassischen Altertum, München (dtv) 1977, 425.
- 8) Im Kontext dieses Briefes gebraucht Plinius *adulescentulus* und *iuuenis* für männliche Jugendliche im Alter von ca. 15 bis 30 Jahren, d. h. vom Anlegen der *toga virilis* bis zur Übernahme der ersten Ämter bzw. bis zum Eintritt in den Senat. Seit Cicero werden *adulescentulus*, *adulescens* und *iuuenis* weitgehend synonym gebraucht. Nach der Einteilung von M. T. Varro reicht die Zeitspanne des *adulescens* vom 16. bis zum 30., die *iuuenis*-Phase vom 31. bis zum 45. Lebensjahr. Diese Einteilung, „bei der *iuuenis* auf den *adulescens* folgt, setzt sich erst in der Spätantike durch.“ (J. Christes: Jugend und Bildung im antiken Rom, Reihe Auxilia, Bamberg 1997, S.15. Anm. 33.) – Umstritten ist, ob sich die Jugendzeit im antiken Rom „auf das Alter von ca. 15-25 (maximal 30) Jahren eingrenzen“ lässt und „unverwechselbar jugendspezifische ... Verhaltensweisen“ vorweist oder ob der „Jugendliche ein Erwachsener en miniature“ ist (J. Christes, 6-7).
- 9) Im ersten Jahr mussten alle Rekruten eine Art „Grundausbildung“ durchlaufen. Angehörige der Oberschicht schieden danach bald aus dem gewöhnlichen Truppendienst aus, um als *tribuni militum* die Offizierslaufbahn einzuschlagen. (Vgl. Marrou, 1977, 433).
- 10) Politischer Lehrmeister eines jungen Römers war in der Regel nicht der eigene Vater, „sondern ein alter Freund der Familie, irgendein Staatsmann, der an Alter, Erfahrung und Ehren reich war.“ (Marrou, 1977, 432). Dies gilt besonders auch für Plinius, dessen Vater früh verstarb. – Die Bezeichnung „Rat der Alten“ trifft für den Senat nur bedingt zu, da die Aufnahme in den Senat nicht an ein bestimmtes Lebensalter, sondern an die Verwaltung eines Staatsamts gebunden war. Seit Sulla hatte der gewesene Quaestor mit 31 Jahren Anspruch auf einen Senatsitz. (Vgl. Ernst Meyer, Römischer Staat und Staatsgedanke, Zürich und Stuttgart 1964, 178).
- 11) In epist. 8,5,1 deutet Plinius an, dass für ihn die Historiographie als literarisches Betätigungsfeld durchaus verlockend wäre, weil man dadurch „den Ruhm anderer mit dem eigenen verbreiten“ könne.
- 12) Der Kaiser ernannte vor allem die Centurionen, die das militärische Rückgrat des Heeres bildeten (Vgl. E. Meyer, 1964, 383). – Die von Plinius beklagte Auflösung altrömischer Soldatenzucht gab es auch schon in früheren Zeiten: „Sulla hatte das Heer, das er in Asien befehligte [87-84 v. Chr.], um es sich ergeben zu machen, entgegen der Vätersitte in Ausschweifung und in allzu großer Zügellosigkeit leben lassen“ (Sal. Catil. 11,5).
- 13) Vgl. Tac. hist. 1,1,4 *rara temporum felicitate, ubi sentire quae velis et quae sentias dicere licet*. „Die glücklichen Zeiten sind selten, wo es möglich ist

zu denken, was man will, und zu sagen, was man denkt.“

- 14) Plinius wurde im Jahr 89 mit etwa 28 Jahren Senator, also gerade zu dem Zeitpunkt, als sich Domitian zum Wüterich zu entwickeln begann. (Vgl. Anm.16). – Als *ensor perpetuus* besaß der Kaiser die Befugnis der Senatsergänzung, die er dazu benutzte, ihm ergebene Männer, vorwiegend aus dem Ritterstand, einzusetzen. Auch Plinius, der als erster seines Geschlechts in den Senatorenstand aufstieg, verdankt seinen Senats-sitz und sein rasches Emporkommen Domitian, wie er selbst zugibt: „Calestrius Tiro schätze ich als engen Freund (...). Wir waren zusammen kaiserliche Quästoren. Er erreichte vor mir (...) das Tribunat, in der Prätur holte ich ihn wieder ein, da der Kaiser mir ein Jahr Wartefrist erlassen hatte“ (epist. 7, 16, 1-2). Bereits zu Beginn seiner Laufbahn war Plinius als *quaestor Caesaris* Verbindungsmann zwischen Kaiser und Senat. Aufgrund seiner Karriere erweckt er als junger Mann den Anschein des ehrgeizigen Opportunisten. Doch ging er zum Kaiser auf Distanz, als dieser zum rücksichtslosen Autokraten entartete. „So ist er denn auch kurz vor der Ermordung Domitians noch denunziert worden und, wie er meint, nur durch den Tod des Kaisers der Verfolgung entgangen“ (H. Kasten, 1995, 664.) Zu Plinius' Unterstützung der senatorischen Opposition und seine eigene Gefährdung vgl. epist. 3,11,2 und 7,27,14.
- 15) Ganz ähnlich beurteilt Tacitus die Schwierigkeiten bei der Umstellung auf die neue Freiheit: *Nunc demum redit animus ... natura tamen infirmitatis humanae tardiora sunt remedia quam mala* „Jetzt endlich kehrt der Mut zurück (...) es liegt aber in der Natur menschlicher Schwäche, dass die Heilmittel langsamer wirken als die Leiden“ (Agr. 1,3,1). – In epist. 3,20 und 4,25 empört sich Plinius über das Treiben mancher Senatoren, die mit den erneuerten Befugnissen nichts Besseres anzufangen wissen, als sie zu dummen Witzen und Flegeleien zu missbrauchen. Enttäuscht resümiert er: *Ubique vitia remediis fortia* (4,25,5). „Stets sind die Gebrechen stärker als die Heilmittel.“ Zur plinianischen Kritik an diesen Auswüchsen vgl. Lefèvre, Eckart: Plinius' Klage um die verlorengegangene Würde des Senats, in: Luigi Cartagna u.a. (Hg.), Plinius der Jüngere und seine Zeit, München/ Leipzig 2003, 189-200.
- 16) Der Brief kann auf das Jahr 105 datiert werden, weil in § 12 ein Afranius Dexter als (Suffekt-) Konsul dieses Jahres erwähnt wird.
- 17) Die Opposition der Senatsaristokratie, der Stoiker und Kyniker gegen den übersteigerten Machtan-

spruch des Kaisers verstärkte dessen Unterdrückungsmaßnahmen. Nach dem Aufstand des L. Antonius Saturninus, des Kommandeurs der Legionen in Obergermanien, im Winter 88/89 häuften sich die Majestätsprozesse, Justizmorde und Philosophenvertreibungen. „Seit dem Jahre 87 stand Domitian unter ständiger Furcht vor Verschwörungen (...). Die letzten Monate der domitianischen Regierung waren geradezu eine Schreckenszeit.“ (H. Bengtson, Römische Geschichte. Republik und Kaiserzeit bis 284, München 1984, 284).

- 18) Auch in epist. 1,22,2 würdigt Plinius den Juristen Titius Aristo als unersetzlichen Ratgeber und Lehrmeister von höchster Kompetenz: *nihil est quod dicere velis, quod ille docere non possit*.
- 19) Zu Bildung und Erziehung äußert sich Plinius in den Episteln 1,8; 2,18; 3,3; 4,11; 4,13; 9,12.
- 20) J. Radike, Die Selbstdarstellung des Plinius in seinen Briefen, Hermes 125, 1977 kommt bei der Analyse der Episteln des dritten Buches zu dem Ergebnis, dass Plinius „nie ein offenes Selbstlob“ äußert (S. 461). Dieses Fazit lässt sich, wie 8,14,12 zeigt, nicht generell für die Briefsammlung konstatieren.
- 21) Plinius sagt nicht ausdrücklich, welches Urteil das Gericht gefällt hat. Doch lässt sich seinem Prozessbericht entnehmen, dass sehr wahrscheinlich der Antrag auf Verbannung eine Mehrheit erhielt. Jedenfalls hat Plinius durch sein Verhandlungsgeschick die Angeklagten vor einer möglichen Verurteilung zum Tode bewahrt. Mit Genugtuung berichtet er (§24): „Der Antragsteller, der für die Todesstrafe plädierte, ließ vielleicht wegen der Rechtsnormen, aber sicherlich wegen der Angemessenheit meiner Forderung (*certe aequitate postulationis meae*) seinen Antrag fallen und trat dem auf Verbannung bei.“
- 22) C. Plinius Caecilius Secundus, Sämtliche Briefe. Eingel., übers. und erläutert von André Lambert, Zürich/Stuttgart 1969, 7. M. Ludolph, Epistolographie und Selbstdarstellung. Untersuchungen zu den ‚Paradebriefen‘ Plinius des Jüngeren, Tübingen 1997 zieht aus der Interpretation der Briefe des ersten Buches das Fazit, dass der real existierende Autor und das Selbstbildnis des Plinius erheblich divergieren. „Es zeigen sich markante Abweichungen zwischen dem, was Plinius in den Briefen über seine Rolle unter Domitian vermittelt, und dem, was historische Forschung darüber in Erfahrung bringt“ (S.46/47).
- 23) Dankbar und mit sichtlichem Wohlgefallen zitiert Plinius nach dem Tod des Freundes diese ihn rühmenden Verse in epist. 3,21,5ff.

24) Plinius will den Leser für die jeweilige Problematik empfänglich machen. „Um dies zu erreichen, muss der Autor auch spektakuläre (journalistische) Mittel einsetzen und sich der Vergrößerung und Simplifizierung bedienen.“ (Plinius der Jüngere, Briefe. Ausgewählt, übers. und hg. von R. Nickel, Studienausgabe (Tusculum) Düsseldorf/Zürich 2000,217).

25) Vgl. Th. Kissel, Kriegsdienstverweigerung im römischen Heer. In: Antike Welt 27,1996, 289-296.
26) Barack Obama in seiner Rede nach der Vereidigung zum Präsidenten der USA.

MANFRED GLOCK, Kaufbeuren

Das Problem der neuen Lebensgestaltung in der frühhellenistischen Geisteswelt und die Antwort der Philosophie

1) Der Polite in der klassischen Polis und in der frühhellenistischen Welt

Das Wesen der klassischen Polis bestand in der demokratischen Mitgestaltung des Staatslebens durch die Politen in Rat, Volksversammlung und Volksgericht. Der Rat mit seinen 500 Mitgliedern, dem Vorstand (Prytanie) und dem aus ihm hervorgehenden Präsidenten ermöglichte durch seine die Plebiszite vorberatende und vorlegende Tätigkeit die direkte Demokratie und erübrigte durch seine die Exekutive anweisende und kontrollierende Tätigkeit ein Kabinett aus Ministern. Die jährlich vom Volk gewählten Strategen hatten im Rat Sitz und Antragsrecht, konnten ihre im Rat gebilligten Anträge im eigenen Namen und dem des Rates vor der Volksversammlung vertreten. Nicht nur zu militärischen, sondern auch zu allen anderen Themen konnten sie aktiv werden. Es gab hier keine abgegrenzten Kompetenzbereiche, sondern allein wegweisende politische Inhalte und ihre Durchsetzbarkeit zählten. Darin lagen die verfassungsrechtlichen Voraussetzungen u. a. für die erfolgreiche Politik des PERIKLES. Täglich (außer an Festen) rief der Rat seine jährlich wechselnden Mitglieder zu Sitzungen zusammen. Diese Mitgestaltung des Staatslebens durch die Politen wurde zugleich zur Gestaltung ihres eigenen Lebens. Denn sie gab ihrem Leben Sinn und Orientierung und führte so zu höchster Einsatzbereitschaft, wie die Geschichte der Polis zeigt.

Diese Polis brauchte kein philosophisches System über die Staatsgemeinschaft, sie verwirklichte sie. Sie brauchte kein theologisches System über Weltimmanenz und Weltlenkung der Götter, sie glaubte an sie. Sie besaß eine ursprüngliche Kraft zu kulturellem Leben und Wachstum. Die

Polis Athen entwickelte sogar eine vielfältige schöpferische Kraft und wurde ein Gebilde geistig fruchtbar gestalteten Lebens bis zu einer einmaligen kulturellen Höhe. An dieser Lebensgestaltung wirkten persönliche und allgemeine Weltanschauungen ihrer Zeit kraftvoll mit. Und aus dieser Lebensgestaltung gingen schöpferische Gestaltung und Gestalt in Literatur und Kunst hervor, wieder fruchtbar rückwirkend auf das Leben und wieder vom Leben aus zur weiteren Neugestaltung anregend.

Mit der Aufhebung der Polisdemokratie durch die Makedonen ging dieses politisch-kulturelle Leben zu Ende. Die Polis bestanden zwar weiter, aber unter makedonischer Herrschaft. Es begann eine Zeit, die nun nicht nur die allgemein bekannte Ausbreitung der griechischen Kultur auf die ganze damalige Welt bedeutete, sondern nicht minder eine neue glückliche Lebensgestaltung zum dringenden Problem werden ließ. Der Polite stand vor einer neuen Lebenssituation, in der er von keiner Staatsgemeinschaft mehr getragen wurde, die ihm Lebensinhalt und Lebensinn gab. Die frühhellenistische Kultur konnte zu einer Lösung des Problems einer neuen Lebensgestaltung alleine nicht beitragen.

2) Die frühhellenistische Kultur

In der Frühzeit des Hellenismus betrachtet der Mensch seine Welt, die nun von allen Wert- und Sinnzusammenhängen mit der klassischen Polis gelöst ist, in einer neuen Weise. Man sieht jetzt die wahre Natur nicht mehr in ihrer Stilisierung, sondern in ihrem einfachen Dasein. Man will die direkte Nähe zur wahren Natur des Menschen, zur wahren Natur der Pflanzen- und Tierwelt, zur wahren Natur eines jeden Dinges. Man vergleiche

ein dorisches, ein klassisch-jonisches und ein hellenistisch-jonisches (korinthisches) Kapitell miteinander! Die Nähe zur wahren Natur wird zum Bestreben der Zeit.

Das bedeutet auf der anderen Seite: Diese Zeit will nicht mehr die Nähe zum geformten Menschen, zur gestalteten Pflanzen- und Tierwelt, zum bereits bewerteten Ding, sondern nur zur „wahren und unverfälschten“ Natur. (Mit diesen Attributen kritisiert natürlich jede anders wertende Epoche ihre Vorgänger.) „Stilisierung“ wird folglich als naturfremder Eingriff abgelehnt, weil das ihr zugrundeliegende Ziel, über das bloß Natürliche zu einem Idealbild hinauszugehen, nicht mehr als Wert empfunden wird.

Diese Zeit entfaltet daher Verständnis für den Nächsten, unabhängig davon, wie er ist und was er vorzuweisen hat. Die bisherige Geringschätzung der Frau, des Kindes, des Sklaven hat ihr Ende. Man sieht jetzt, was man bisher nicht für so sehenswert hielt, weil es noch Höheres, noch Wertvolleres gab. Man sah vorher zwar den Menschen, aber kaum den Einzelnen, man sah das Ideal, aber kaum die Realität.

In der hellenistischen Kunst gewinnt das Antlitz des einzelnen Menschen Bedeutung als Spiegel der Seele. Die Statue strahlt das rein Persönliche aus, das Individuelle. Klassische Skulptur wies über den einzelnen Menschen des Alltags hinaus, sie wollte seine Stilisierung, seine Idealisierung – hellenistische Skulptur weist auf den einzelnen Menschen des Alltags hin, sie will seine Individualisierung, seine Charakterisierung.

Die Geschichtsschreibung porträtiert jetzt den Einzelnen und stellt das Individuelle naturgetreu dar. Im Vordergrund stehen nicht so sehr die übergeordneten historischen Zusammenhänge und die leitenden Ideen, schon gar nicht ein Eingreifen der Götter, sondern die Einzelheiten des menschlichen Charakters. Man neigt dazu, historische Ereignisse sogar ausschließlich vom Individuum, seiner Veranlagung, seinem Erleben, seinem (blinden) Schicksal aus zu deuten. Der Roman ist ein Kind dieser Zeit. In dieses Denken passt keine Tragödie mehr hinein. (Leider erlaubt der zur Verfügung stehende Raum Vollständigkeit der Darlegung weder hier noch im Folgenden.)

3) Allgemeine und persönliche Weltanschauung

3a) Das Entstehen einer allgemeinen und einer persönlichen Weltanschauung

Diese individualisierende Betrachtung wird zunächst noch nicht systematisch reflektiert, sondern in der empfundenen Wertrichtung der Zeit schlicht vollzogen. Aber das neue geistige Leben bringt mit seiner Tendenz zur „wahren Natur“ eine neue Wertrangordnung hervor, deren anthropologische Funktion immer die Befähigung zur (selektiven) Anschauung der Welt ist. Eine solche Weltanschauung ist in der Regel die Gesamtweltanschauung einer Kulturepoche (auch oft „Geist der Zeit“ genannt). Erst aus dieser neuen allgemeinen Weltanschauung ging systematisches Reflektieren hervor, und daraus entwickelte sich z. B. in Alexandria die wissenschaftliche Forschung.

Von dieser „allgemeinen Weltanschauung“ ist zu unterscheiden die viel wirkmächtigere „persönliche Weltanschauung“, die zwar ebenfalls aus einer Wertrangordnung mit ihrer Funktion zur (selektiven) Anschauung der Welt erwächst, aber dann zusätzlich aus Überzeugungen und Schicksalen einer Person hervorgeht, die die Anschauung der Welt auf ihre Art einfärben können. Auch aus dieser Art der Weltanschauung ging systematisches Reflektieren hervor. Es entwickelte sich aus ihr, was für die hellenistische Kultur jetzt dringend war, die Philosophie der Lebensgestaltung (Epikureismus, Stoizismus u.a.). Beide Weltanschauungsarten und ihr Einwirken aufeinander werden wir zu beachten haben.

3b) Das Verhältnis von persönlicher Weltanschauung und philosophischem System

Nicht jede persönliche Weltanschauung wird zum philosophischen System. Wenn sich aber aus den Wertungen einer persönlichen Weltanschauung Begriffe, Begriffsgliederungen, Lehrsätze etc. ergeben und zusammen ein philosophisches System bilden, dann sollte eine Weltanschauung Gegenstand ganz besonderer Aufmerksamkeit sein. Denn es gibt Vertreter transzendental-philosophischer Richtung, die das entstandene philosophische System vom weltanschaulichen Hintergrund separieren und als das Wichtigere

verselbständigen (wollen), obwohl beide auf engste zusammengehören. Sie glauben darüber hinaus sogar, den weltanschaulichen Hintergrund übergehen zu können.

Dieser Fehler der Ungleichgewichtung rächt sich für den, der wirklich verstehen will, sogleich an der Sache selbst. So z. B. offenbaren die Wertvorstellungen einer Weltanschauung die Richtung und die Wege zu ihrem Ziel „Lebensgestaltung“, sowie seine inhaltliche Ausgestaltung. Das geben schon zwei Weltanschauungen schlagartig zu erkennen, wenn zwischen ihnen fundamentale Unterschiede bestehen, so z. B. Epikureismus und Stoizismus, wie wir später sehen werden. Für ein nicht nur wie üblich von der Kausalität, sondern unerlässlich auch von der Finalität her zu erarbeitendes Verstehen eines rationalen Begriffsystems ist die Wertrangordnung der Weltanschauung völlig unverzichtbar.

Bei den Vertretern transzendentalphilosophischer Richtung spielt ein eingeschränktes Interesse eine Rolle, etwa die Frage, was das System zur Lösung der durch die Tradition überkommenen Probleme beigetragen, wie es sich weiterentwickelt und was sich aus ihm herausentwickelt habe. Deshalb richtet sich ihr Blick lediglich auf die Definition der Begriffe und Formulierung der Lehrsätze eines Textes, nicht auf deren Hintergrund. Die klassische Philologie sucht bei einem Text aber nicht Einschränkung, sondern Ausschöpfung. Niemand bestreitet die selbstverständliche Bedeutung der aus den Begriffen rational entwickelten Ausgestaltung und Weiterführung des Systems, aber sein behaupteter Primat ist innerhalb der antiken Philosophie von unbegründbarer Einseitigkeit.

Wollen wir ein philosophisches System verstehen, dann ist also unumgänglicher Ausgangspunkt der Analyse immer, was ein Philosoph aufgrund seiner Veranlagung und seiner Bildung bereits für sein Verhältnis zur Welt mitbringt: Wertungen, eine Wertrangordnung, ein Vorverständnis, eine Weltsicht, eine Grundüberzeugung, ein Grundinteresse oder dergl. Die Grenzen zwischen diesen Begriffen sind fließend. Aber kein Dichter, kein Künstler und auch kein Philosoph tritt je mit einer Vernunft auf, die zunächst einer *tabula rasa* gleicht.

4) Historische Ereignisse und die Weltanschauungen des hellenistischen Denkens

4a) Einfluss historisch-politischer Ereignisse auf die Entstehung der Weltanschauungen?

Ereignisse liefern ihre Interpretation nicht mit, sie entwickelt aus ihnen der Mensch. Hat eine solche Interpretation Bedeutung für sein Leben, so kann sie Ursache einer Weltanschauung sein bzw. auf seine bereits bestehende Weltanschauung Einfluss ausüben.

M. HOSSENFELDER hat den Einfluss politisch-historischer Ereignisse auf Weltanschauungen bestritten. Er führt zwar (in: *Gesch. d. Phil. III, Phil. d. Antike*, München 1995, S. 26) aus der „üblichen Erklärung für die Entstehung des hellenistischen Denkens“ die Situation der Politen an, die sich in hellenistischer Zeit nicht mehr als wesentlichen Bestandteil der politischen Gemeinschaft betrachten konnten, durch die ihr Handeln mitbestimmt wurde und durch die sie ihre persönlichen Belange berücksichtigt fanden. Sie mussten sich als Individuen begreifen, die sich auf sich selbst zurückzogen und ihr Heil in ihrem Innern suchten.

Hossenfelder stimmt aber dieser aus der politischen Situation sich ergebenden Erklärung für die Entstehung des hellenistischen Denkens ausdrücklich nicht zu. Denn seine Absicht ist es, diesem politisch-historischen Ereignis des Verlustes der Polisgestaltung die Wirksamkeit auf das hellenistische Denken kategorisch zu versagen. So bestreitet er die historische Bedeutung des Verlustes der Polisgestaltung und die daraus folgende Entstehung des Problems einer neuen Lebensgestaltung mit der These, die Politen hätten für den Verlust der Polisgestaltung politische Ausgleichsmöglichkeiten gehabt. Er behauptet: „Dem Verlust der politischen Machtstellung“ habe „der Gewinn der kulturellen und zivilisatorischen Vorherrschaft“ (S. 26) gegenübergestanden. „Den Griechen waren also keineswegs alle Identifikationsmöglichkeiten mit dem Gemeinwesen genommen.“ (S. 26)

4b) Die historische Bedeutung des Verlustes der Polisgestaltung

Wenn diese politische Ausgleichsmöglichkeit so bestanden hätte, würde natürlich die historische

Voraussetzung zur Frage des Einflusses auf das hellenistische Denken entfallen. Aber zu der These einer politischen Ausgleichsmöglichkeit (s.o.) ist zu sagen:

(1) Der Machtentzug durch die Makedonen bedeutete keineswegs nur den Verlust „der politischen Machtstellung“ (s. o. Hossenfelder), sondern damit koinzidierend den Verlust der politischen Mitgestaltung an der innerhalb der Pentekontaëtie entwickelten und allgemein bekannten klassischen griechischen Kultur. Was jetzt der „Gewinn“ sein sollte (s. o.), war allenfalls ein machtpolitisch, aber keineswegs ein kulturpolitisch wirksamer Ausgleich. Hossenfelders Gegenüberstellung ist falsch, seine Ausgleichsthese hinfällig. Außerdem widerlegt diese Polis-kultur schon durch die Faktizität Hossenfelders Ansicht, die griechische Kultur und Zivilisation sei „erst in den Diadochenreichen zur eigentlichen lebensgestaltenden Kraft“ geworden.

(2) Ferner berücksichtigt Hossenfelder nicht, dass der „Gewinn der kulturellen und zivilisatorischen Vorherrschaft“ für eine „Identifikation mit dem Gemeinwesen“ nicht ausreichte. Denn es war vorausgegangen der Verlust eines Wesenszuges der Polis, durch den allein sich die Politen mit der Polis identifizierten: die Demokratie. Die neuen Diadochenreiche waren Monarchien. Damit stellte sich für den Politen das Problem einer neuen Lebensgestaltung, dessen Lösung nicht auf der Ebene machtpolitischer Entscheidungen schlagartig „machbar“ war, sondern erst aus dem Wachsen einer neuen Wertrangordnung und einer neuen Weltanschauung allmählich hervorgehen musste.

Hossenfelders geschichtliche Argumentation ist unhaltbar. Der Einfluss der politisch-historischen Ereignisse auf Weltanschauungen ist weiterhin unbestreitbar. Es gibt daher keinen Grund, nicht bei der obigen Erklärung zu bleiben, nach der sich das hellenistische Denken mit seinen Weltanschauungen und philosophischen Systemen aus dem Verlust der Polisgestaltung entwickelte. Hossenfelder spekuliert über „Identifikationsmöglichkeiten“, kann aber historisch keine sogleich gelungene „Identifikation mit dem Gemeinwesen“ anführen.

4c) Die formal-logische Interpretation des politisch-historischen Ereignisses

Nachdem Hossenfelder versucht hat, dem politisch-historischen Ereignis mit einer spekulativen These die historische Qualifikation für den Einfluss auf die Weltanschauungen zu nehmen (s. Kap. 4 a-b), will er jetzt durch eine ausschließlich formal-logische Interpretation dieses Ereignisses den Einfluss kategorisch ausschließen.

Denn Hossenfelder glaubt, gegen den Einfluss des historisch-politischen Ereignisses auf Weltanschauungen ein formal-logisches Hindernis entdeckt zu haben: „Sollen nämlich die politischen Ereignisse die geistesgeschichtlichen Veränderungen wirklich erklären, dann müssen diese als von ihnen abhängig gedacht werden, aber die Politik darf ihrerseits nicht von der geistesgeschichtlichen Entwicklung beeinflusst sein, weil sonst die Entwicklung zirkulär würde. ... (S. 26)“ D. h.: Da eine Beeinflussung der Politik durch Weltanschauungen nicht auszuschließen sei, sei jeder Versuch, dem Einfluss historisch-politischer Ereignisse auf das hellenistische Denken stattzugeben, wegen „logischer Zirkularität“ zum Scheitern verurteilt.

Sollte man meinen. Zeigt aber nicht der Vorwurf der „logischen Zirkularität“ eindeutig, dass Hossenfelder geistesgeschichtliche Entwicklungen in einer aus seiner Konzeption des reinen Vernunftdenkens fließenden rationalistischen Voreingenommenheit eingeleitet und ausschließlich nach dem Verhältnis von Grund und Folge, von Ursache und Wirkung betrachtet, so dass das Phänomen der „psychologischen Rückwirkung“ erst gar nicht ins Blickfeld kommt? Denn wäre nicht selbst dann, wenn wir mit Hossenfelder die Hypothese aufstellten, der Machtentzug der athenischen Polis durch die Makedonen sei von der Haltung Athens verursacht worden, dennoch eine Rückwirkung dieses Machtentzuges auf die Politen nicht nur nicht auszuschließen, sondern geradezu als selbstverständlich anzunehmen? Und würde nicht aus der Rückwirkung dieses Machtentzuges auf die Athener (als die hier einmal hypothetisch angenommenen Verursacher) bei diesen ein Umdenken in ihren Handlungsweisen eingesetzt haben, das auch auf ihre Weltanschauung seine Wirkung gehabt hätte?

Diese natürliche Reaktionsfähigkeit des ganzen Menschen entgeht der bereits erwähnten rationalistischen Voreingenommenheit natürlich völlig. Bestimmt die Methode das Objekt? Oder ist es nicht vielmehr umgekehrt?

In diesem kreativen Vorgang ist der Vorwurf „logischer Zirkularität“ gegenstandslos. Hossenfelder geht über die natürliche Reaktion des ganzen Menschen völlig hinweg, Seine unhistorische Methode wird von vornherein dem erst noch zu untersuchenden historischen Gegenstand gegen seine Struktur aufoktroziert – der zu untersuchende Gegenstand wird auf das Prokrustesbett der Methode des reinen Vernunftdenkens gelegt.

4d) Eignung der hier praktizierten Methode des reinen Vernunftdenkens ?

Diese Methode versuchte in den vorausgehenden Kapiteln nicht, was als ihre eigentliche Intention und Aufgabe zu erwarten war: die philosophische Bedeutung politisch-historischer Ereignisse für die reine Vernunft von dieser Vernunft her philosophisch zu widerlegen. Sie versuchte vielmehr, diese Aufgabe zu umgehen und sich stattdessen ersatzweise auf die historische Bedeutung dieser Ereignisse zu konzentrieren. Unverkennbar mit der Kalkulation, wenn sie die historische Bedeutung und Wirksamkeit der politisch-historischen Ereignisse widerlegt habe, stelle sich die eigentliche Aufgabe der Widerlegung der philosophischen Bedeutung dieser Ereignisse in der Frage der Wirksamkeit auf das hellenistische Denken von selbst nicht mehr. Sie erhob aber damit in zuversichtlicher Selbsteinschätzung den Anspruch, in der Lage zu sein, die Widerlegung der historischen Bedeutung politisch-historischer Ereignisse vorzunehmen.

Für diesen Anspruch hat sie sich nun in gar keiner Weise als geeignet erwiesen. Der zur Wahrung der Unabhängigkeit der Weltanschauungen, der philosophischen Systeme und schließlich des reinen Vernunftdenkens unternommene Versuch der Disqualifikation politisch-historischer Ereignisse erweist sich, wie wir gesehen haben, als vollkommen untauglich. Die hier angewandte Methode begibt sich in die Geschichte, nimmt aber in der Geschichte Bewegung und Entwicklung im Wachsen und Werden nicht wahr,

sondern nur das Statische. Sie erkennt an den Gegenständen ausschließlich das Formale, aber keineswegs deren Inhalte. Sie sieht immer wieder nur machtpolitische, aber keine kulturellen Sinnzusammenhänge.

Bei dieser Feststellung wollen wir nicht stehen bleiben, sondern wir stellen die Frage: Wo bleibt die Logodizee dieses von Hossenfelder so auf die Praxis angewandten reinen Vernunftdenkens der „philosophierenden Geschichte der Philosophie“? Diese Methode führt zu realitätsfernen Endergebnissen, die die Geschichte in den Schatten stellen und geschichtliches Denken liquidieren (sollen). Das nennen ihre Verfechter „Standpunkt“. Natürlich geht es nicht ohne Standpunkt, aber er sollte in ständigem revisionsoffenem Dialog mit dem zu untersuchenden historischen Gegenstande stehen. Erst das ist Erforschung der Geschichte der Philosophie.

4e) Ergebnis: Einfluss politisch-historischer Ereignisse auf das Denken des Hellenismus

Wir bleiben bei unserer Auffassung: An der Entstehung der Weltanschauungen und philosophischen Systeme haben die politisch-historischen Ereignisse ihren Anteil. Weltanschauungen und philosophische Systeme gehen zwar aus dem Geiste des Menschen hervor, aber das geschieht eben nicht ohne den ständigen Dialog zwischen dem menschlichen Geist und den aktuellen Ereignissen. Nicht „allein im Geiste“ (Hossenfelder), sondern vielmehr allein in diesem Dialog zwischen Geist und Ereignis haben sie ihr Fundament.

5) Die Wirkungsweise hellenistischer Weltanschauungen

5a) Die weltanschauliche Wirkungsweise des Epikureismus

Anders als Hossenfelder unterscheiden wir deutlich, dass für den Politen jetzt keineswegs das Problem der äußeren Machtgestaltung, sondern das der inneren Polisgestaltung dringend war, in der er früher durch seinen Einsatz Lebensinhalt und Lebenssinn gefunden hatte. Eigentlich gab es für das Problem seiner neuen Lebensgestaltung jetzt als einzige Lösung den Epikureismus. Er besaß die größte Affinität zum Geist dieser Zeit.

Wollen wir ein philosophisches System wie den Epikureismus daraufhin analysieren, dann ist, wie schon in Kap. 3) erörtert, unser unumgänglicher Ausgangspunkt Epikurs Weltsicht, die er von vornherein besitzt. Sie ist das Apriori des Verstehens. Epikur sieht und erlebt die Welt nicht als von Göttern oder irgendeinem geistigen Prinzip gelenkt, sondern als allein vom Zufall bestimmt, entsprechend dem hellenistischen Tyche-Glauben. Tiefere Sinnzusammenhänge vermag er daher im Weltgeschehen nicht zu erkennen und so auch nicht in dem, was sich Politik nennt. Sein daraus sich ergebender ethischer Imperativ kann folglich nur lauten: „Zieh dich zurück aus aller Öffentlichkeit! (Λάθε βιώσας)“. Aber nun keineswegs, wie immer wieder einmal in Publikationen behauptet wird, um sich der unbeständigen „sinnlichen Lust“ hinzugeben – Was für eine Art der Problemlösung! – sondern um die dauerhafte Lust der völligen Freiheit von jeder Belastung zu gewinnen. Schon die griech. Überlieferung charakterisiert diese Lust als Dauerzustand („καταστηματική“) im vollen Gegensatz zur Unbeständigkeit („ἐν κινήσει“) der sinnlichen Lust.

Eine Publikation dieses Jahres beruft sich für ihre Auffassung von der sinnlichen als der alleinigen Lust der epikureischen Lehre sogar auf CICERO und wählt in *De finibus* die Stelle I, 29f. aus, die so etwas gar nicht hergibt. In ihr wird nicht Epikurs Lustbegriff erläutert, sondern lediglich die Tatsache, dass das Streben nach Lust dem Menschen schon von Geburt an mitgegeben sei. Die völlige Explikation der Lustlehre Epikurs bringt vielmehr erst die Stelle in *De finibus* I, 38f.: „*non enim hanc solam sequimur, quae ..., sed maximam voluptatem illam habemus, quae percipitur omni dolore detracto.*“ Hier erklärt Cicero mit aller wünschenswerten und unübertrefflichen Deutlichkeit, dass der sinnlichen Lust die „Lust der Freiheit von jeder Belastung“ übergeordnet sei, sie sogar das höchste Gut sei und sich einzig und allein einstelle „*omni dolore detracto*“. Einen Zwischenzustand zwischen dieser *voluptas* und dem *dolor* gebe es nicht. Cicero verband mit dieser Darlegung die Absicht, „*ut tolleretur error omnis imperitorum*“ (I,38), was bis heute nicht ganz gelungen zu sein scheint.

Die höhere Lust allein ist also das Ziel des empfohlenen Rückzuges aus der Öffentlichkeit: die Lust

der Freiheit von jeder Belastung durch das Getue und Getöse des Epikur sinnlos erscheinenden politischen Lebens. Diese Lust ist die Konsequenz aus Epikurs Weltsicht und das höchste Gut der neuen Lebensgestaltung.

Aber in diese Freiheit von jeglicher Belastung kann die Tradition mit ihrer Götter- und ihrer Todesfurcht hereinbrechen und nun ihrerseits Belastung hervorrufen. Da macht Epikur auf eine weitere Konsequenz aus seiner Weltsicht aufmerksam: Man brauche vor den Göttern keine Furcht zu empfinden, da sie mit der Weltlenkung nicht befasst seien und uns nichts anhaben könnten. Und da es kein Weiterleben nach dem Tode gebe, brauche man auch keine Furcht vor dem Tode zu haben. Die epikureische Ethik ist ein aus der Weltsicht mit logischer Konsequenz entfaltetes System, keine additive Aneinanderreihung provokant in die Welt gesetzter Thesen, die niemals zu einem Verstehen führen würde.

Die entstandene existenzielle Notwendigkeit und Dringlichkeit einer neuen Lebensgestaltung kommt bei den Epikureern auch durch den therapeutischen Charakter ihrer Philosophie zum Ausdruck: Das beständige Einüben, Wiederholen und Beherzigen der wichtigsten Lehren ist von wesentlicher Bedeutung. Der „Katechismus“ stellt 40 der wichtigsten Lehrsätze (κύρια δόξαι) zusammen, die daraus wiederum erstellte Kurzfassung „Tetrapharmakos“ bringt zur besseren Einprägbarkeit vier der allerwichtigsten Lehrsätze (τὰ κυριώτατα) in kürzester Form: „Vor Gott braucht man sich nicht zu fürchten, dem Tod gegenüber keinen Argwohn zu hegen. Das Gute ist leicht zu beschaffen, das Schlimme leicht zu ertragen.“

Wie das Verstehen des Epikureismus durch einen einseitigen (weil ohne weltanschaulichen Hintergrund gebildeten) Philosophiebegriff misslingen kann, das offenbart die von einigen Interpreten gestellte Frage, was denn Therapie noch mit Philosophie zu tun habe.

5b) Die weltanschauliche Wirkungsweise des Stoizismus

Dann kommen die Stoiker mit einem für den Geist der hellenistischen Zeit völlig ungewöhnlichen Glauben an einen die Welt lenkenden Gott, der ihre ganze Lebensauffassung beherrscht. Die

Welt verstehen sie teleologisch, und ihre Theologie entwickelt einen konsequenten Pantheismus, mit dem es in Übereinstimmung (ὁμολογουμένως τῇ φύσει ζῆν, Chrysipp) zu leben gilt. Dadurch vermitteln sie den Menschen, die nicht von der allgemeinen Weltanschauung der Zeit, insbesondere vom Zufall (τύχη) als dem Lenker des Weltgeschehens überzeugt waren, Lebenshalt und Lebensorientierung.

Eine Vorstellung eines solchen Gottes blieb nicht ohne Anziehungskraft der Stoa auch auf solche, die dem epikureischen Kausalmechanismus des Weltgeschehens (M. POHLENZ betont: „dem Egoismus Epikurs“, Die Stoa I, 1992,) nichts abgewinnen konnten. Hinzu kam, dass die Stoiker den Menschen ausgestattet sahen durch einen engeren Zusammenhang mit diesem Gott: „Trotz seiner inneren Unabhängigkeit ist sich der Mensch seiner besonderen Würde erst dann voll bewusst, wenn er erkennt, dass seine menschlich begrenzte Vernunft mit einer höheren Vernunft zwar nicht identisch, ihr aber doch verwandt ist.“ (R. NICKEL, Stoa u. Stoiker, 2008, S. 1004). Die stoische Weltanschauung sah den Gott nicht in den Intermundien und predigte kein ἄφοβον ὁ θεός (Tetrapharmakos I), vielmehr war sie die erste, die den Gott dem Menschen wirklich nahezubringen vermochte.

Über den stoischen Begriff der Materie ist schon viel gestritten worden. Es gibt keine Rechtfertigung dafür, der Stoa schlechthin „Materialismus“ vorzuhalten. Der von ihr geprägte Begriff ist letztlich nicht der der „Materie“ schlechthin, sondern – im fundamentalen Unterschied dazu – der Begriff der „geistdurchwalteten Materie“. Er bedeutet: Verbindung der Materie mit dem Logos und vollständige Durchmischung beider (κρᾶσις δι' ὅλων), aber kein „Ineinsfallen“ beider. Denn der Logos formt die Materie. Klar formuliert P. STEINMETZ: „Aus der Analyse der Naturphilosophie Zenons folgt also, dass Zenon die Welt zugleich physikalisch als ein sich selbst steuerndes System, vitalistisch als einen lebendigen Organismus, pantheistisch als von Gott vollkommen durchdrungen und gesteuert und so letztlich als Gott gedeutet hat.“ (Neuer Ueberweg, Bd.4/2, S. 540)

Neben dem Glauben an einen weltimmanenten Gott brachten die Stoiker noch weitere weltanschauliche Überzeugungen mit, so z. B.

die fundamentale Überzeugung vom Urtrieb des Menschen zur Fürsorge für sich und die anderen (οἰκείωσις). Solche Überzeugungen sind in einem philosophierenden System – anders als in einem mathematisierenden System der Philosophie – durchaus üblich. Sie sind ebenso eine treibende Kraft. Aus der durch Gottesglaube, Oikeiosis und weitere Überzeugungen geformten persönlichen Weltanschauung haben die Stoiker ihre Philosophie der neuen Lebensgestaltung forschend entwickelt.

Der den Stoikern von Hossenfelder (a. a. O., S. 24f.) ohne jeden Anlass unterstellte Beginn ihrer Philosophie mit einem Prinzip der „Vergleichgültigung der Güter“ sieht dagegen eher nach einer modernen Konstruktion eines Philosophiehistorikers aus, die in gleicher Weise für die Herleitung sowohl des Stoizismus als auch des Epikureismus und schließlich auch noch des Skeptizismus brauchbar sein soll. Von einem solchen Prinzip als Ausgangsbasis kann die *ratio* natürlich theoretisch fein ableiten. So schreibt denn auch Hossenfelder zu diesem Prinzip der hellenistischen Philosophie: „... von dem her allein man sie richtig verstehen kann, weil von ihm alles Weitere bestimmt wird.“ (S. 24) Diesem Vorurteil widerspricht aber die Tatsache, dass sowohl in der klassischen als auch in der hellenistischen Philosophie immer wieder Überzeugungen auftreten, die nicht ableitbar sind (und auch nicht ableitbar zu machen sind). Bekanntestes Beispiel: Platons orphische Überzeugung von Seele und Unsterblichkeit. Ferner ist die Hoffnung, dass eine solche Ableitung auch immer ein gelungenes Bild des Lebens und der Welt sei, trügerisch. Die Historizität ist nicht allein von der Logizität bestimmt. Sie ist daher auch nie allein mit der Logizität zu verstehen, wie wir oben bereits mehrfach gezeigt haben.

6) Die stoische Philosophie und die neue Lebensgestaltung

Die stoische Philosophie steht im Gegensatz zur Philosophie des epikureischen Kepos und setzt sich neben ihm erfolgreich durch. Sie zeichnet sich dadurch aus, dass sie nicht den Menschen für einen apolitischen Individualisten, sondern für ein politisches Gemeinschaftswesen hält. Ihr Grundmotiv ist daher nicht die ausschließliche

Gestaltung des Einzel Lebens, sondern die umfassende Gestaltung des Gemeinschaftslebens.

Zu einer solchen Lebensgestaltung gegen den Geist der Zeit könne man nur durch stetige Einübung der Tugend und konsequente Meidung der Affekte handlungsfähig werden. Die Stoiker hielten jedoch im Prinzip den rationalen Bereich nicht für isolationsbedürftig, sondern erkannten in Zusammenhang mit ihm auch ‚gute Leidenschaften‘ (εὐπάθειαι) an: die reine Freude (χαρά), den guten Willen (βούλησις), die begründete Vorsicht (εὐλάβεια) (SVF 431; s. jetzt R. NICKEL, *Stoa u. Stoiker*, 2008, S. 878). Natürlich ist die umfassende Gestaltung des Gemeinschaftslebens nicht frei von Schwierigkeiten; aber anders als Epikur gewinnen die Stoiker aus ihrer teleologischen Weltbetrachtung und ihrem Gefühl für die Zusammengehörigkeit der Menschen untereinander die Kraft, Schwierigkeiten optimistisch zur dysteleologischen Bedeutungslosigkeit herabsinken zu lassen.

Die Stoiker erlebten in Athen, wo auch sie sich niederließen und auf der Agora in der „Bunten Halle“ lehrten, den unmittelbaren Vollzug der Politik, wenn auch die Fremden unter ihnen von der direkten Teilnahme ausgeschlossen waren. Den neuen geschichtlich-geographischen Gegebenheiten der hellenistischen Zeit entsprechend dehnten sie in ihrer Theorie die Grenzen der Polis in den Kosmos aus, so dass die Polis für sie zur Kosmopolis, erstmals zur Gemeinschaft aller Menschen wurde.

Diese Gemeinschaft aller Menschen sollte unter der Führung des stoischen Vernunftge-

setzes stehen, das allen einzelstaatlichen Gesetzen erst ihre letzte Legitimation verleihe oder versage. Dieses Vernunftgesetz ist identisch mit dem Logos. Gott ist das Vernunftgesetz. Damit gewinnt die stoische Philosophie die Eignung, gleichzeitig als neue Reichsideologie in positiver Bedeutung gelten zu können und die Lebensgestaltung im kosmopolitischen Sinne zu erweitern. Viele Schüler der Stoa traten in den Dienst dieser Staaten.

Die Auffassung von Gott, Mensch und Welt ließ die Stoiker innerhalb der hellenistischen Welt zu einer angesehenen Schule werden. Aus der durch eine Wertrangordnung und Überzeugungen hervorgegangenen Weltanschauung führte der Weg den Stoiker zur forschenden Entwicklung seiner Philosophie der neuen Lebensgestaltung im Einzelnen, was bei den Epikureern durch die Berufung auf das „αὐτὸς ἔφα“ („er selbst hat es gesagt“) kaum möglich war. Dagegen konnten sich im Stoizismus so unterschiedliche Persönlichkeiten wie ZENON, KLEANTHES und CHRYSIPP zum Ausdruck bringen, was seine Nachwirkung sicherte.

In der langen Zeit seines Bestehens suchten Menschen im Stoizismus daher immer wieder Orientierung für ihre praktische Lebensgestaltung. Das Ideelle und seine an den Widerständen des Lebens hart erkämpfte und in der Gestaltung des Daseins mühevoll erreichte Verwirklichung anstatt eines resignierenden Ausweichens sind ein weiteres Wesensmerkmal dieser hellenistischen Weltanschauung.

HERBERT ZIMMERMANN, Jülich

**Qualität
macht
Eindruck**

**BÖGL
DRUCK**

Am Schulfang 8
84172 Buch a. Erlbach
(Gewerbegebiet Niedererlbach)
Tel. 0 87 09/15 65 · Fax 33 19
eMail: info@boegl-druck.de
www.boegl-druck.de

Bernhard Zimmermann, *Spurensuche. Studien zur Rezeption antiker Literatur. Paradeigmata Bd. 5. Rombach Verlag: Freiburg 2009. 202 S. 58,- EUR (ISBN 978-3-7930-9557-6).*

Das zu besprechende Opus enthält 13 Beiträge zur Rezeption der griechisch-römischen Literatur, wobei nicht nur literarische Aspekte der Neuzeit, sondern auch solche auf den Gebieten der Musik, der Bildenden Kunst und des Films berücksichtigt werden. BERNHARD ZIMMERMANN, Ordinarius für Griechische Philologie an der Universität Freiburg/Br., konnte dabei auf bereits veröffentlichte Arbeiten zurückgreifen, die hier aber in überarbeiteter Form vorliegen. Den Auftakt bildet ein Aufsatz zu „Odysseus – Metamorphosen eines griechischen Helden“ (9-26). Am Beispiel des Odysseus lässt sich besonders eindrucksvoll der Beweis führen, dass die Mythen der Griechen „als Folie und Vehikel des Weltverständnisses und der Welterklärung zu den Grundlagen der Kultur gehören“ (26). Natürlich ist es nicht möglich, auf wenigen Seiten das gesamte Spektrum der Rezeption des Helden von Ithaka aufzuzeigen. Daher prüft Z. in Frage kommende Autoren und Stellen und zeichnet in knapper und konziser Art die wesentlichen Umprägungen des *O d y s s e u s* nach. Ausgangspunkt ist und bleibt erwartungsgemäß die Odyssee. Z. wählt einige exemplarische und für das Verständnis der Figur des Odysseus konstitutive Passagen aus (etwa Proömium; 1. Buch, Göttervortrag V. 28-43, Gespräch Odysseus und Athena (in der Figur des Mentos), V. 214-220). In der Vielgewandtheit des Odysseus (*Polytropia*) kann man den Schlüssel zum Verständnis seines Wesens erkennen. Im Gegensatz zu *Achilleus* „verkörpert er in geradezu idealer Weise Verhaltensweisen, die in der Zeit der aufkommenden Kolonisierung überlebensnotwendig waren: Gefahren auf sich zu nehmen, Strapazen auszuhalten, Erfindungsreichtum und Redegabe, sich von Neuem und Fremdem anziehen zu lassen“ (16). Da der Begriff der *Polytropia* ambivalent ist, bestimmen sowohl die negativen wie auch die positiven Aspekte die Rezeption bis in die heutige Zeit. Z. geht kurz auf die Rezeption durch OVID,

die Christen, BOCCACCIO, D'ANNUNZIO, HEINE und KAZANTZAKIS ein. Seit der Zeit der Epen HOMERS regte Odysseus Künstler aller Genres zu einer Auseinandersetzung an. Z. verweist in diesem Zusammenhang auf das zweibändige Werk „The Oxford Guide to Classical Mythology in the Arts, 1300-1990s“ (Oxford 1993), herausgegeben von JANE DAVIDSON REID.

Im nächsten Beitrag thematisiert Z. die Nachahmung des SOKRATES: „Imitatio Socratis. Der Philosophentod in Literatur, Kunst und Musik“ (27-54). Hierbei geht er einerseits auf bereits bekannte Textstellen (z. B. TACITUS) ein, prüft andererseits aber auch umsichtig Darstellungen in den bildenden Künsten (RUBENS) und in der Musik (MONTEVERDI). Der dritte Beitrag stellt das Thema des Exils in den Focus: „Poeta exul. Zur Bewältigung des Exils in der griechisch-römischen und deutschen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts“ (55-73). Auf der Folie der griechisch-römischen Exilliteratur kann die Antike große Aktualität gewinnen, da sie ein breites Spektrum an Modellen der Verarbeitung von Extremsituationen bietet. Während Z. in diesem Beitrag eine Reihe von Autoren vorstellt, die die Verbannung thematisieren, stellt er in einem anderen Aufsatz das Schicksal des Dichters OVID in den Mittelpunkt der Betrachtungen: „Abschied von Rom“ (133-148). Z. analysiert die bekannten Passagen aus den Tristien sowie weitere themenbezogene Stellen aus dem Werk Ovids und weist mit voller Berechtigung die These von H. HOFMANN (The unreality of Ovid's Tomian exile once again, Papers of the Liverpool Classical Monthly 12 (1987), 23) zurück, für den das Exil des Dichters reine Fiktion ist (135ff.). Wie wandelbar die Rezeption eines griechischen Dichters sein kann, illustriert Z. am Beispiel von AISCHYLOS (75-90). Vor allem im 18./19. Jahrhundert unterlag die Rezeption des Aischylos erheblichen Veränderungen. Der Dichter J. W. VON GOETHE hat sich intensiv mit der griechischen Tragödie (Götter, Helden und Wieland, 1773) und insbesondere mit dem Werk des EURIPIDES auseinandergesetzt. Z. weist in seinem Beitrag: Euripides' und Goethes Iphigenie (91-101) Verbindungslinien zwischen

dem jüngsten der griechischen Tragiker und dem wohl herausragendsten Vertreter der deutschen Klassik auf. Auch im folgenden Beitrag steht ein Werk GOETHES im Vordergrund: Goethes Novelle und der Hirtenroman des Longos (103-114). Während früher der griechische Roman in der Forschung ein Schattendasein führte, ist er ab den 90er Jahren des letzten Jahrhunderts zum wohl meist behandelten literarischen Genre avanciert – wie Z. eingangs seiner Überlegungen feststellt. Er gelangt zu dem Resultat, dass Goethe solche Elemente in seiner Novelle verwendete, die für den antiken Roman im Grunde untypisch waren, nämlich die Abgeschlossenheit und die Schaffung eines Mikrokosmos, in welchem der Mensch im Einklang mit der Natur lebt. Z. formuliert am Schluss seiner Betrachtungen die folgende Hypothese: „Es geht letztendlich darum (...), die Grenzen zwischen den mimetischen Künsten, zwischen Malerei und Musik, zwischen Architektur und Dichtung, aufzubrechen und in einem neuen Typus eines literarischen Kunstwerks zu vereinen, das Bilder vor dem inneren Auge des Lesers entstehen und Musik erklingen lassen kann“ (114). Der sich daran anschließende Beitrag befasst sich ebenfalls mit einem Werke Goethes, nämlich den Römischen Elegien (115-131). Z. erinnert zu Beginn seines Aufsatzes an die verschiedenen Rezeptionsmöglichkeiten von antiker Literatur. So kann ein Werk die Aufmerksamkeit der Nachwelt stets in seinen Bann ziehen, es kann aber auch die Persönlichkeit des Dichters spätere Generationen und Epochen fesseln. Ein komplexer Rezeptionsvorgang liegt allerdings dann vor, wenn ein Autor auf mehrere Dichter bzw. Schriftsteller und die durch sie repräsentierte Gattung oder Epoche Bezug nimmt (115). Für Z. stellt die Elegie einen solchen Fall dar. Er verweist zu Recht auf den Anfang dieser Rezeptionsart in der Zeit des Humanismus und führt einige Beispiele an (JOHANNES CAMERARIUS, JOHANNES SECUNDUS und LOTICHIUS SECUNDUS), die sich TIBULL, PROPERZ und OVID als Vorbilder aussuchten. Man könnte auch den französischen Dichter und Philologen MARCUS ANTONIUS MURETUS als Beispiel anführen (vgl. D. SCHMITZ, Marcus Antonius Muretus: Caesar/Juvenilia. Hrsg., übers., eingel. und komment. Frankf./M./Berlin/

New York 1995). Z. weist nach, dass die römischen Elegiker vielfältig in den Römischen Elegien Goethes durchscheinen, ohne dass man stets genaue Textstellen der antiken Vorbilder heranziehen könnte. Z. unterlässt es aber nicht, auf deutliche Differenzen zwischen Goethes Oeuvre und den römischen Elegikern hinzuweisen.

Auch dem zweiten großen Dichter der deutschen Klassik wendet Z. seine Aufmerksamkeit zu, und zwar in seinem Beitrag: Theorie und Praxis des Tragischen bei Friedrich Schiller (149-160). Zahlreiche literarische Genera haben ihren Ursprung in der Antike, und die griechischen und römischen Autoren haben die entsprechenden *termini technici* gleich mitgeliefert. In einigen Fällen jedoch gab es in der Antike bestimmte Begriffe oder Konzeptionen nicht, die die neuzeitliche bzw. moderne Literaturwissenschaft bei der Interpretation antiker Texte verwendet. Hier sieht Z. mit voller Berechtigung ein Gefährdungspotential, dem er folgendermaßen begegnen möchte: „Methodisch ist es (...) ratsam, in einem ersten Schritt die Elemente der antiken Texte, die man nach einer modernen Kategorie interpretiert, zu analysieren, um dann in einem zweiten Schritt diese Elemente, die die antiken Texte aufweisen, mit den modernen Erscheinungsformen und Theorien zu vergleichen“ (149). Dieses methodische Vorgehen illustriert Z. am Beispiel des Tragischen bei FRIEDRICH SCHILLER. Z. beschränkt seine Spurensuche nicht nur auf die deutsche Literatur, sondern wirft auch einen Blick auf Beispiele der französischen, amerikanischen und italienischen Literatur. So prüft er die bisher wenig beachtete „Präsenz der Antike in Marcel Prousts *A la recherche du temps perdu*“ (161-174). Dabei werden nicht nur rein literarische Aspekte berücksichtigt, sondern auch philosophische, mythologische und den bildenden Künsten entnommene Momente. Im Werke PROUSTS lassen sich zahlreiche Anspielungen auf griechische und römische Autoren nachweisen; aber vor allem die Werke HOMERS, insbesondere die Odyssee, finden die besondere Beachtung des französischen Romanciers. Am Schluss gelangt Z. zu folgender Erkenntnis: „Homers Epos insgesamt ist jedoch wie Prousts *Recherche* ein Rückblick auf die verlorene Zeit, die nur in der

erinnernden Erzählung wiedergewonnen werden kann“ (174). Im drittletzten Beitrag untersucht Z. EZRA POUNDS *Homage to Sextus Propertius* (175-178). Pound lässt sich offensichtlich als ein Vertreter jener Richtung charakterisieren, für die die Tradition der Antike allmählich abnimmt und die eine deutliche Distanz zwischen Antike und Moderne zu erkennen glaubt. Z. wendet sich noch einmal einem deutschen Literaten: „Das Land der Griechen mit der Seele suchend. Zu Erhart Kästners Ölberge, Weinberge“ (179-189). Den letzten Beitrag des Bandes stellt eine Analyse von P. P. PASOLINIS *Medea* dar und fragt nach der Fremdheit der Antike.

Ein zwei Seiten umfassendes Register versucht die Beiträge miteinander zu verknüpfen und gewährt einen Überblick über die behandelten Autoren, Dichter, Philosophen und Forscher.

Z. bietet bei seiner Spurensuche zahlreiche Aspekte der Rezeption antiker Autoren, Motive und Texte. Es gelingt ihm in knapper, gleichwohl prägnanter und gut lesbarer Form Anregungen für eine weitere Beschäftigung mit antiker Literatur und deren Rezeption zu liefern. Beachtenswert ist auch, dass Z. seine Leser nicht über seine methodische Vorgehensweise im Unklaren lässt. In den Eingangssätzen bereitet er die Leser jeweils behutsam auf die Thematik und auf die von ihm gewählte Interpretationsmethode vor und gewährt am Schluss eines jeden Beitrags einen konzisen Rückblick mit einer klaren Ergebnissicherung. Z. geht mit den von ihm behandelten Gegenständen souverän um und kleidet seine Gedanken und Überlegungen in einen angenehmen Sprachduktus.

DIETMAR SCHMITZ, Oberhausen

Eckard Lefèvre: Philosophie unter der Tyrannis. Ciceros Tusculanae Disputationes. Heidelberg (Universitätsverlag Winter) 2008, 353 S. (Schriften der Philosophisch-historischen Klasse der Heidelberger Akademie der Wissenschaften 46), EUR 40,- (ISBN 978-3-8253-5550-0).

Die *Tusculanae Disputationes* wurden von der philologischen Forschung vielfach insbesondere unter der Fragestellung betrachtet, ob und inwieweit sich die Nutzung griechischer Vorlagen durch CICERO in seinem Werk aus dem Jahre 45 nachwei-

sen ließ. Ging man von einer intensiven Bezugnahme Ciceros auf konkrete griechische Quellen aus, konnte u. a. darin einerseits die Erklärung dafür gefunden werden, dass die *Tusculanae Disputationes* (im Folgenden TD) einen Mangel an argumentativer Stringenz, philosophischer Durchdringung und formaler Durchgestaltung aufwiesen, ja dass sie vielmehr von zahlreichen Brüchen und dem weitgehenden Fehlen eines übergeordneten Bauplans im Ganzen wie auch von Ordnungsprinzipien in den Einzelausführungen gekennzeichnet seien, andererseits erblickte man darin einen Hinweis auf die fehlende Originalität Ciceros.

Auch der renommierte klassische Philologe ECKARD LEFÈVRE (L.) betont wiederholt die Hast, mit der Cicero bei der Abfassung der TD zugange gewesen sei, dass „mit heißer Nadel gestrickt sei“ (z. B. 131), eine Endredaktion fehle und vermisst dementsprechend oft deutlich erkennbare Zusammenhänge in der philosophischen Argumentation und Klarheit im Ausdruck (vgl. z. B. 134 und *passim*). Die Gründe dafür sieht er aber gerade nicht in umfänglicher, direkter Nutzung griechischer Quellen, sondern in dem spezifischen, sehr individuellen Charakter der TD. Zum besseren Verständnis bietet er eine vorbildlich klare Definition dessen, was er in diesem Kontext unter Quellen versteht.

Der individuelle Charakter und damit die Absicht wie auch die Originalität der TD erschlossen sich durch eine genaue Beachtung ihrer persönlichen Grundierung, der politischen Lage zur Zeit der Abfassung sowie des rhetorischen Aufbaus der Schrift.

Was den persönlichen Charakter des Buches betrifft, so deutet L. die TD insgesamt als ein einziges großes Trostbuch Ciceros mit diesem selbst als Adressaten, was einen weiteren Rezipientenkreis als Zielgruppe selbstredend nicht ausschließe. Als Ursachen des Selbsttrostes werden der Tod der Tochter TULLIA, „die Scheidungen von Terentia und Publilia ... sowie Schwierigkeiten mit dem Bruder, dem Neffen und dem Sohn ...“ (18) genannt. In diesem persönlichen Charakter werde zugleich Ciceros Menschlichkeit sichtbar (dazu u.).

Wie durch die persönlichen Schicksalsschläge sei Cicero nicht weniger durch die Entwicklung des Gemeinwesens hin zu einer Tyrannis gebrochen und gelähmt gewesen. Das habe ihn hektische Zuflucht

zur – insbes. stoischen – Philosophie suchen lassen. Auf diese Weise enthielten die TD zwar eine Darstellung der politischen Zustände, dies indes nicht als Ziel, sondern als Grund für die Abfassung der Schrift (vgl. 21). In ihrer anticäsarischen Tendenz stelle sie eine Widerstandsphilosophie dar, gleichsam eine Vorbereitung des „Individualismus der Kaiserzeit“ (20), Cicero könne als Wegbereiter SENECAS gesehen werden (vgl. auch das Unterkapitel „Auf dem Weg zur Individualphilosophie Senecas“, 260-266). Beides zusammen, ihr persönlicher wie ihr politischer Charakter, konstituierten die „Philosophie unter der Tyrannis“. (23).

Wenn man Ciceros philosophischen Werken häufig wenig gerecht werde, wie L. meint, so resultiere dies aus dem Umstand, dass bei der Beurteilung zu wenig beachtet werde, dass Cicero – zumal in den TD – keine zielgerichtete, philosophische Argumentation intendiere, vielmehr in der Weise des geübten Redners verfare, der sich zum einen eines genauen (rhetorischen) Konzeptes bediene und zum anderen strategische Ziele verfolge und häufig persuasiv auf bestimmte Wirkungen ziele. Zudem sei das im Proöm zum ersten Buch formulierte Ideal der Philosophie „die Verbindung von tiefsinnigen Fragen und reicher Rede“ (23).

Die hier skizzierten wesentlichen Thesen, sucht L. in 2 großen Blöcken zu untermauern. Er hat dabei zugleich den Anspruch, ein Desiderat der Forschung zu schließen, nämlich eine durchgängige Interpretation aller Bücher und eine Gesamtwürdigung zu leisten, die bislang noch nicht zur Verfügung stünden. Hauptteil A bietet zunächst eingehende Analysen aller einzelnen Bücher und folgt dabei immer dem Schema: 1. Einleitung, 2. Grundlegung, 3. Hauptteil, 4. Schluß, 5. Rückblick. Die Interpretationen sind, geleitet vom Wortlaut des Textes, detail- und aspektreich, spüren subtil zentrale Fragen, die an den Text zu stellen sind, auf und führen zu überzeugenden Ergebnissen im Sinne der formulierten Grundthesen.

Intention des zweiten Hauptteils B („Tableau“) ist die Verfung der gewonnenen Ergebnisse in größere Zusammenhänge (vgl. 179): „Situation“, „Persönliche Problematik“, „Politik“, „Philosophie“, „Rhetorik“, „Quellen“, „Genese“, „Ausblick: Die Entwicklung zu *De officiis*“. Die Untersuchungen bestätigen von verschiedenen Aspekten her zusätzlich die

Interpretationen des Hauptteils A. Zur Quellenfrage verweise ich v. a. exemplarisch auf das Unterkapitel „Imitator sui“ (311-323).

Ein Literaturverzeichnis (337-348) sowie ein Register (349-353) beschließen das Buch.

Auf vier Punkte sei noch kurz eingegangen: 1. Wenn L. mit seiner Deutung der TD auch Ciceros „Menschlichkeit“ sichtbar zu machen sucht (z. B. 19), so meint er damit nicht nur die Art und Weise, wie sich dieser aus konkreten Anlässen jeweils einer schwierigen persönlichen Lage stellt, sondern begreift dies als eine allgemein menschliche Problematik, also als paradigmatisch. 2. Ciceros philosophisches Programm, seine Vorstellung einer vollkommenen Philosophie sei, „die Weisheit mit der Beredsamkeit zu verbinden.“ (267). Dagegen akzentuiert L. immer wieder, dass Ciceros Darstellung der philosophische Charakter im eigentlichen Sinne fehle bzw. dass diese vom Rhetor dominiert werde, so dass sich die Frage stellt, ob diesem Befund Ciceros eigene Auffassung von philosophischer Darstellung oder eine andere als Kriterium zugrunde liege. 3. In diesem Zusammenhang müssen auch die zahlreichen sehr negativen Urteile L.s über einzelne Partien der TD betrachtet werden. Hier fallen Beschreibungen wie: „Schwarzweißmalerei“ (70), „unfair“ (77), „rabulistisch“ (78), „nicht sehr sorgfältig gearbeitet“ (84), „zusammengeflickt“ (98), „mit heißer Nadel gestrickt“ (131) – um nur Einiges anzuführen. Mag man auch L.s Auffassung teilen, die TD als Versuch der Bewältigung der persönlichen Situation zu deuten, so sei doch gefragt, ob dies angemessene Formulierungen sind, um Cicero gerecht zu werden, wie L. selbst postuliert, wenn gleichzeitig attestiert wird, dass Cicero, wenn nicht philosophisch, so doch rhetorisch stets überaus zielgerichtet agiert. Das Urteil sei der Leserschaft überlassen. 4. Etwas unklar bleibt m. E. der Titel „Philosophie unter der Tyrannis“, insofern er den Eindruck erwecken kann, dass die Art, wie Cicero im Jahre 45 philosophiert, überhaupt die Möglichkeiten von Philosophie in solchen Umständen beschreibt, worauf auch die von L. gezogenen Linien zur Kaiserzeit, bes. zu Seneca einen Hinweis geben.

Insgesamt ist L. ein ausnehmend anregendes Buch gelungen, das in philologisch überzeugender und intensiver Auseinandersetzung mit dem Text und stets spürbarem, großen Interesse an der Sache

zahlreiche Probleme der TD neu sehen lehrt und diese sehr einsichtigen Lösungen zuführt. Wer sich den TD zu nähern versucht, sollte nicht darauf verzichten, auf L.s Darstellung zurückzugreifen.

BURKARD CHWALEK, Bingen

Breuer, Johannes, *Der Mythos in den Oden des Horaz. Praetexte, Formen, Funktionen*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (*Hypomnemata* Bd. 178) 2008, 444 S., EUR 85,- (ISBN 078-3-525-25285-7).

Der Dichter der *celeris fuga ... relicta non bene parmula* (c. 2,7,9f.), der sich, statt zu kämpfen, lieber an der *rosa sera* (c. 1,38,3f.) und am Kelter des Weins (c. 1,11,6) erfreute, hat von jeher Stoff zu kontroverser Diskussion geboten. Denn mit dem so von sich entworfenen Bild eines Epikureers ist die an mancher Stelle seines Werkes in Erscheinung tretende Religiosität unvereinbar. Diesem Spannungsverhältnis widmet sich BREUER erneut mit der Untersuchung der Rolle des Mythos in den *carmina*.

Die grundsätzlichen Fragen, denen Verf. in den Prolegomena (S. 15-149) nachgeht, betreffen seinen Mythosbegriff, das Problem der horazischen Religiosität, die Anwendbarkeit der Intertextualitätstheorie auf die *carmina* und die Funktion des Mythos bei griechischen und römischen Vorgängern des Horaz.

In ausführlicher und sorgfältiger Aufarbeitung der wissenschaftlichen Literatur und der Problemkreise selbst legt Breuer das Fundament für seine Einzeluntersuchungen der *carmina* 1,1; 1,2; 1,6; 1,10; 1,15; 1,16; 1,27; 2,7 und 2,14.

Die für den Untersuchungsgegenstand zentrale Frage der Religiosität des Horaz führt den Verf. unweigerlich zur heftig umstrittenen so genannten Bekehrungsode 1,34 (S. 34ff.). Aufgrund der Forschungslage kommt Breuer zu dem Ergebnis, dass es „wohl geradezu kontraproduktiv“ (S. 38) wäre, den Mythosgebrauch in allen anderen *carmina* „von einer punktuellen Erkenntnis“ [sc. in 1,34] (S. 38) her bzw. mit „Prämissen“ (S. 40 und 381) zu deuten. Ja, es sei verfehlt, sich vorab ein Bild von horazischer Religiosität zu machen, da es an Informationen über die „Geisteshaltung des Autors“ (S. 40) außerhalb seines Werkes mangelt. Werkimmanent zu interpretieren, verbiete sich unter diesen Umständen, da „der Sprecher“ nicht

zwangsläufig mit seinem Autor zu identifizieren sei (S. 41). Aber auch andere Versuche, der Frage der religiösen Grundhaltung des Horaz nahe zu kommen, die ästhetisch-symbolische Interpretation und diejenige aufgrund der Gattungskonvention, hätten zu keinem verbindlichen „Konsens darüber“ geführt, „vor welchem religiösen Hintergrund die Gedichte des Horaz zu lesen seien“ (S. 42).

Vielmehr sei es gerade in dieser Situation geboten, bei der intendierten Untersuchung „Intertextualitätsphänomene zu berücksichtigen“ (S. 48). Denn ein „literarisierter Mythos“ stelle „immer ein intertextuelles Erzeugnis“ dar (S. 47). Allerdings müsse ein konkreter Bezug in einem Text auf einen anderen erkennbar sein (S.49). Aufgrund der Anwendung der Intertextualitätstheorie entscheidet sich Verf. auch für deren Terminologie Praetext bzw. Referenztext anstelle der traditionellen Begriffe Quelle oder Vorbild.

Zu diesem methodischen Vorgehen passt schließlich die Mythosdefinition, die Breuer zugrunde legt: „Mythen sind traditionelle Erzählungen über konkret benannte Götter oder Heroen oder Ursprünge von Gegebenheiten, Zuständen, Lebewesen und Dingen, auch Festen, die Sinnstrukturen bilden und eine komplexe, überindividuelle Wirklichkeitserfahrung verbalisieren; sie wollen verbindliche Aussagen über den Menschen und seine Lebenswelt treffen sowie Sinnangebote für das menschliche Dasein bereitstellen. Obgleich die Rezipienten Mythen zwar nicht unbedingt als historisch wahr oder real ansehen, betrachten sie diese aber doch als wahr im Sinne eines möglichen Wirklichkeitszuganges oder einer Wirklichkeitserklärung.“ (S. 32 und 381).

In der Anwendung dieser theoretischen Ansätze auf die ausgewählten neun *carmina* kommt Verf. zu dem nicht immer sicher belegten, oft nur wahrscheinlichen oder vermuteten, jedenfalls mit Unsicherheiten belasteten Ergebnis, dass für Horaz Praetexte in ALKAIOS, CATULL, HESIOD, HOMER, KALLIMACHOS, LUKREZ, PINDAR und VERGIL bestanden hätten.

Als Formen mythischer Elemente erkennt Breuer Einzelwortanspielungen, mythische Metonymien und Toponyme, daneben skizzenhafte Andeutungen oder detailverliebte Ausgestaltungen

gen bis hin zu vollständig aus Mythologemen bestehenden Oden. Diese Gestaltung wiederum sei nicht an bestimmte Aussageformen gebunden, sondern begegne in den verschiedensten literarischen Formen.

Die Funktion der Mythen in den untersuchten Oden beschreibt Verf. mit Hinweisen auf Örtlichkeiten durch mit ihnen identifizierte Mythen, mit Maßstäben für menschliche Verhaltensweisen, mit Mahnungen, mit Umschreibungen für literarische Genera, mit Ehrungen realer Personen und mit der Aretalogie eines Gottes.

Allerdings erscheint es dem Rez. widersprüchlich bzw. inkonsequent, wenn Breuer dem Mythos im eingangs zitierten *carmen* 2,7 eine die *celeris fuga* „kaschierende Funktion“ (S. 234, 237, 394) zuweist. Die Entrückung des Dichters durch Merkur nach homerischem Vorbild als Rechtfertigung für ein „»verstohlenes« Entkommen ... aus Philippi“ (S. 394) zu deuten, passt nach Ansicht des Rez. weder zur Selbstdarstellung des Horaz als Epikureer noch zur vom Verf. sonst präferierten Differenzierung zwischen autobiographischem Ich und Sprecher. Sollte die Entrückung durch Merkur nicht vielmehr ein Hinweis auf seine spätere Rolle als *vates* an der Seite des Kaisers sein, den er in c. 1,2,41ff mit genau diesem Gott identifiziert?

Bei aller Belesenheit und Gelehrsamkeit des Autors, die allenthalben greifbar ist, und trotz seiner methodisch tadellosen Arbeit ist der Rez. der Ansicht, dass die Abhandlung, obwohl sie 444 Seiten umfasst, keine wirklich neuen Ergebnisse präsentiert, sondern sich im erneuten Traktieren alter, vermutlich unlösbarer Probleme der Interpretation erschöpft. Außerdem ist die gewählte Materialbasis mit neun *carmina* eindeutig zu schmal, um Ergebnisse von der erstrebten Tragweite auf eine sichere Grundlage zu stellen, so dass sie zwangsläufig oft vage bleiben müssen; viel mehr aber fällt noch ins Gewicht, dass in der Erforschung des Horaz mittlerweile eine Endstufe der Erkenntnis erreicht sein dürfte, über die hinaus zu schreiten kaum mehr möglich sein wird.

MICHAEL WISSEMAN, Wuppertal

Freund, St. – Vielberg, M. (Hgg.), *Vergil und das antike Epos. Festschrift Hans Jürgen Tschiedel*, Stuttgart 2008 (Franz Steiner Verlag), *Altertumswissenschaftliches Kolloquium Bd. 20*, EUR 79,-, (ISBN 978-3-515-09160-2).

Umfang und thematische Breite einer Festschrift geben alleine einen ersten Eindruck von der Bedeutung eines Jubilars für sein Fach. Die Gabe für H. J. TSCHIEDEL umfasst 565 Seiten, vier Themenfelder und 31 Beiträge sowie eine stattliche *Tabula gratulatoria* mit 180 Einträgen – Rahmendaten, die die Schaffenskraft und wissenschaftliche Wirksamkeit des Geehrten schon vor der Lektüre spiegeln.

25 Jahre hatte er den Lehrstuhl für Klassische Philologie in Eichstätt inne; die Zahl seiner Schüler aus diesen zweieinhalb Dezennien repräsentiert in diesem Band STEFAN FREUND als Herausgeber. Im Jahr 1989 trat der Jubilar die Nachfolge von MARTIN SICHERL als Sektionsleiter der Altertumswissenschaft (Abt. für Klassische Philologie) in der Görres-Gesellschaft an und hatte dieses Amt bis zur Generalversammlung in Fulda fast vier Lustren lang inne. MEINOLF VIELBERG steht als Herausgeber für diese Seite des akademischen Lebens von Tschiedel.

Mit VERGIL und dem antiken Epos haben die Herausgeber nur einen seiner verschiedenen Forschungsschwerpunkte für die Festschrift ausgewählt, den sie in folgenden Kapiteln entfalten:

- I. Vergil und seine Vorbilder: Die Aeneis
- II. Zur literarischen Technik und Sprache Vergils
- III. Zur Wirkungsgeschichte Vergils in der Kaiserzeit und Spätantike
- IV. Die Wirkung der Aeneis in Mittelalter und Neuzeit.

Die einzelnen Beiträge setzen dabei einen klaren Akzent auf die Einbettung der *Aeneis* in den Kontext der abendländisch-europäischen Literatur, indem sie im Sinne der Intertextualitätsforschung, ohne diese allerdings immer beim Namen zu nennen, literarische Vorbilder Vergils und spätere Prägungen durch die Aeneis untersuchen.

SEVERIN KOSTER erkennt beispielsweise unter dem Titel: „Dichter und Sänger in den homerischen Epen“ (1-18) in ihr ein hohes Selbstbe-

wusstsein des römischen Dichters, das dieser gegenüber seinem Vorbild noch zu steigern verstanden habe.

ERNST VOGT zeigt mit „Didos Schweigen. Ein homerisches Motiv bei Vergil“ (31-40), wie Vergil das Schweigen der Dido (Aen. VI 450-476) nach dem Vorbild des schweigenden Aias (Od. XI 541-567) trotz der verschiedenen Motivierung (abgewiesenen Liebe vs. Ehrverletzung) gestaltet habe.

Didos Persönlichkeit aber ist nach den Darlegungen von CHRISTINE SCHMITZ („Ist Penelope ein Modell für Vergils Dido? Möglichkeiten und Grenzen einer intertextuellen Lektüre“, 85-103) nicht nach dem Vorbild der Odysseusgattin gestaltet, sondern eher nach Helena, wobei aber auch Züge von Kirke, Kalypso und Nausikaa im Vergleich erkennbar würden.

Mit der Tötung des Turnus durch Aeneas, einem insofern kontrovers diskutierten Problem, ob der Trojaner auch in dieser Situation als Archetyp des AUGUSTUS gelten kann, beschäftigen sich gleich drei Beiträge. WILHELM BLÜMER („Aeneas und die Griechen: Bemerkungen zur Heldendarstellung bei Vergil“, 105-126) deutet die Darstellung seines Todes nicht als zeitgenössische Kritik an Augustus, sondern als eine durch den homerischen Prätext bedingte Ausformung. Auch FREUND („Der Tod des Turnus und Homer. Überlegungen zum Schluß von Vergils Aeneis“, 67-84) kommt anlässlich dieses Ereignisses zu einer, allerdings anders begründeten, positiven Sicht des Aeneas und damit des Augustus. Denn dieser wie jener handle nicht aus persönlichen Motiven heraus wie Achill bei der Tötung Hektors und Odysseus beim Freiermord, sondern unter Gewissensabwägung und im Interesse ihm Anvertrauter. Schließlich VOLKER MICHAEL STROCKA: „Vergil und die Danaiden“ (41-66); er sieht im *saevus dolor* des Aeneas, der ihn beim Anblick von Pallas' Schwertgurt aufwühlt, nicht nur die Erinnerung an den *socius*, sondern auch an die vielen Opfer seines Kampfes. Die darauf folgende Tötung des Turnus deutet Strocka deshalb als eine berechnete *ultio* des Pallas und als Akt der *pietas* gegenüber Euander. Damit spricht er Augustus die gleich hohen Werte als Rächer im Bürgerkrieg und anschließendem Friedensbringer zu.

Die Beiträge im dritten Kapitel befassen sich mit Bezügen auf die Aeneis bei OVID, LUCAN, PETRON, STATIUS, AUSONIUS, IUVENCUS, PROBA, VICTORINUS VON PETTAU, SEDULIUS, AUGUSTINUS, AVITUS und CYPRIAN VON TOULON.

RABAN VON HAEHLING („Vergil als Gewährsmann für die römische Frühzeit in Augustins *De civitate Dei*“, 437-50) zeigt, dass AUGUSTINUS, als das Heidentum den Christen die Gefährdung des Reiches durch den Gotensturm 410 vorwarf, in der *civitas Dei* auf Vergil zurückgriff, um am Beispiel Trojas zu zeigen, dass auch die heidnischen Götter nicht immer Schutz gewährleisteten konnten. Vergil lasse Augustinus damit gleichsam als historischen Gewährsmann gelten, nicht aber LIVIUS, da die von ihm beschriebene Frühzeit nicht als moralisches Vorbild für seine Gegenwart dienen könne.

OTTO ZWIERLEIN („*Si mens non laeva fuisset*“, 339-354) spricht sich unter Hinweis auf Reminiszzenzen bei PETRON und AUGUSTINUS dafür aus, dass bei Vergil allein die *fata*, nicht aber Verblendung der Trojaner, der Grund für den Untergang ihrer Stadt gewesen seien.

Aus den acht weiteren Beiträgen dieses Kapitels seien noch die von SILKE DIEDERICH, „*Quid memorem infandas caedes? Krieg und Gewalt in der Aeneisrezeption spätantiker Biblepik*“ (401-414) und BARBARA FEICHTINGER, „*Ovids Metamorphosen oder Der totale Text*“ (295-320) angeführt. Diederich beobachtet, dass die Friedensbotschaft des Christentums in der Biblepik „an die Wertvorstellungen des vergilischen Epos angeglichen“ werde, weil sie vom konservativen Rezipientenkreis der Biblepik überwiegend geteilt worden seien. Aber zugleich werde die heidnische Grundhaltung gegenüber der Gewaltanwendung, wie sie Vergil repräsentiere, dahingehend modifiziert, dass „das ‚Gewaltmonopol‘ auf Gott übergeht und Christi Heldentum als ein gewaltfreies dargestellt wird“. Das bedeute eine gegenseitige Durchdringung von Heiden- und Christentum, die zweifelsohne für diese Epoche um den Preis einer gewissen Verfälschung der christlichen Botschaft typisch sei, damit aber Bruch und Kontinuität markiere. Feichtinger legt dar, dass Vergil zwar den großen Subtext für die Metamorphosen OVIDS geliefert, der später

Verbannte aber eine vollkommene Abkehr von der myth-historischen Teleologie der Aeneis vollzogen habe, sein Werk dadurch zum reinen Selbstzweck geworden sei. Mit dieser Beobachtung spricht sich F. auch dafür aus, dass das Spannungsverhältnis zwischen Kunst und Macht nicht typisch für die augusteische Epoche gewesen sei, sondern ein grundsätzliches darstelle.

Fünf Beiträge machen das vierte Kapitel des Bandes aus und demonstrieren das Fortleben Vergils in darstellender Kunst und Poesie bis ins 20. Jahrhundert.

Im zweiten Kapitel bejaht ULRICH SCHMITZER („Wann kam Tityrus nach Rom? Ein Versuch der Annäherung an Vergils Eklogen“, 149-177) die Frage einer Neuauflage der Eklogen in den 20er Jahren des 1. vorchristlichen Jhrdts. Zu diesem Ergebnis führt ihn die Feststellung, dass zentrale Begriffe des Einleitungsgedichts wie *iuvenis* und *libertas* erst nach der *restitutio rei publicae* ein Bestandteil des kaiserlichen Programms geworden seien, in den 40er Jahren aber eher noch als Kritik aufgefasst worden wären. Denn die *libertas* etwa sei besonders von BRUTUS und CASSIUS als von ihnen repräsentierter Wert reklamiert worden.

FRIEDRICH HEBERLEIN („Zeitbestimmung und Diskursorganisation: Temporalsätze bei Vergil“, 237-258) berichtet von einer überdurchschnittlichen Häufung des *cum inversivum* bei Vergil, eine Tatsache, die der Verf. als Merkmal für einen konservativen Sprachgebrauch deutet.

Die Besprechung einer Festschrift, besonders wenn sie den Rang dieser hat, kann nur einzelne Ausschnitte schlaglichtartig beleuchten, eigene Lektüre jedoch nicht ersetzen. Zu ihr aber möchte der Rez. aufgrund seiner wiedergegebenen Eindrücke anregen, ja sie allen an Vergil und seiner Rezeption Interessierten ausdrücklich empfehlen.

MICHAEL WISSEMAN, Wuppertal

Philip Matyszak & Joanne Berry: Who is Who im alten Rom. Kaiser, Bürger, Gladiatoren; aus den Englischen von H. Schareika, WBG Darmstadt Oktober 2009; Original: Lives of the Romans, London 2008; 304 S.; hard cover; Schutzumschlag, Format 26 x 21 cm.; ca. 200 meist farbige Abb., davon 58 ganzseitige; EUR 29,80.

Das von H. SCHAREIKA (Hrsg. der Unterrichtswerke OSTIA, OSTIA ALTERA und KANTHAROS sowie des PRIMA SACHBUCHES) ins Deutsche übertragene und auch druckfertig gemachte Buch liegt satt in der Hand. Es ist auf seidenmatt glänzendem Edel-Papier gedruckt und auf den ersten Blick eine Augenweide, Beweis für das Können seines „Machers“. Beim Durchblättern könnte man ins Schwärmen geraten und ums Nachdenken gebracht werden. Doch irgendwann kommt nach dem Augenschmaus die Frage nach der Funktionalität der Abbildungen, die man in fünf Gruppen einteilen kann:

- 1.) Historienmalerei der vergangenen drei Jahrhunderte (über 40 Abb.) nehmen einen breiten Raum ein und sind nicht authentisch, weder TIZIAN noch RUBENS helfen uns da weiter.
- 2.) Viele der abgebildeten antiken Kunstwerke sind nicht synchron zum Text und damit nicht authentisch; ein Mosaik aus dem 6. Jh. informiert nicht darüber, wie PILATUS (1. Jh.) aussah.
- 3.) Viele Abb. haben überhaupt keinen Textbezug; der „Tod eines jungen Mädchens“ z. B. wird mit dem ganzseitigen „Grabportrait eines jungen Mannes“ illustriert.
- 4.) Passende, aber kaum informative Abb. Auf S. 174 ist z. B. von VESPASIANs Lebensgefährtin die Rede; illustriert wird der Text mit einem ganzseitigen Portrait des Kaisers, das man bequem auf dem 6 cm. breiten Rand hätte unterbringen können; wie sah die Freundin aus?
- 5.) Nur eine Minderheit der Abb. steht in funktionalem Zusammenhang mit dem Text, z. B. S. 183, wo der Gedenkstein einer Gladiatorin gedeutet (besser: missdeutet) wird.

Der Text geht über die Seiten 9-293; ohne die Abb. bleiben noch ca. 170 S. reinen Textes übrig. Der Textkörper ist nur 11,5 cm breit und lässt links 2 cm – rechts 6 cm Rand für Notizen (in meinem Exemplar fast immer mit Kritik ausgefüllt). Die Schriftgröße 12 fördert zwar die Lesbarkeit, schränkt aber den Textumfang weiter ein. Es bleiben 47 Zeilen pro Seite übrig; anders: In einer schlichten Din-A4-Ausgabe mit Schriftgröße 11 bliebe ein Textbuch von ca. 200 S. übrig, und das sagt schon alles: Für jede der sage und schreibe

100 Biografien stehen je 2 Seiten zur Verfügung: CAESAR und AUGUSTUS auf jeweils 2 Seiten? Unmöglich! Das ist weniger als in einem Konversationslexikon; die meisten Biografien sind somit zur Oberflächlichkeit verdammt.

Hinzu kommt die groteske Auswahl: Zufallsfunde (z. B. Grabstein der Frau eines Verputzers) konkurrieren mit Giganten der Geschichte wie SULLA; andererseits werden viele der Größen einfach ausgelassen, wie z. B. MARIUS, OVID, TACITUS, VESPASIAN, TRAJAN, HADRIAN u. viele weitere. Die Auswahl stellt also ein rechtes Chaos dar und vermittelt ein irreführendes Bild vom antiken Rom: Die Römer von Romulus und Remus bis hin zu ROMULUS AUGUSTULUS samt einem 40seitigen Schnellkurs römischer Mythologie (9-44) in 100 Biografien?! Kann gar nicht gelingen.

Fast alle Texte werden in schlampiger Art präsentiert; es ist ein Marsch durch so ziemlich alle antiken und modernen Römerklischees und Plattitüden, durchsetzt mit einer Unzahl grober Schnitzer. Der Rezensent hat dutzende Male „Blödsinn“ usw. an den Rand geschrieben. Manchmal fühlt man sich als kompetenter Leser verhöhnt oder „veräppelt“ oder muss sich das Lachen verkneifen. Quellenangaben, die Nachprüfen und Studium ermöglichen sollen, werden peinlichst vermieden; Textarbeit gibt es nicht; Textkritik unterbleibt. Allüberall wissen die Autoren selbst nicht Bescheid und verwenden ständig ausweichend das Wörtchen „vielleicht“ und ähnliche Floskeln. Das Buch wimmelt daher von Spekulationen statt Informationen. Die meisten römischen Namen und Begriffe werden kommentarlos genannt, als ob das Buch für gewiefte Altphilologen der Uni gemacht wäre, die schon alles wissen. Der zudem von skurrilen Stilblüten wimmelnde Text schleppt sich auf dem Niveau eines mäßigen Schüler-Referats dahin, wie ein Auszug aus Wikipedia, und der Rezensent fragte sich angesichts dieses Desasters, ob etwa Dr. SCHAREIKA, der einst so brillante Übersetzer des Ben Hur (Arena-Verlag) keine gute Zeit hatte, doch seine telefonische Auskunft ließ aufhorchen: Das Original habe noch viel mehr Fehler aufgewiesen; er habe außerdem noch das Beste aus dem auch im Englischen nicht besonderen Stil gemacht, sei aber als Übersetzer an Grenzen gestoßen.

Auf den S. 298-301 folgt eine verräterische Bibliographie: Die Autoren können offenbar keine Fremdsprachen, schon gar kein Deutsch und zitieren nur englische Produkte; wenn man z. B. die Bücher und Filme JUNKELMANNs zur Gladiatur nicht kennt, kann man eben nicht aktuell darüber berichten, und so sind die beiden Gladiatoren-Portraits geradezu peinlich misslungen; Gladiator MATERNUS gehört z. B. keineswegs „einer unbekanntem Gladiatorengattung“ an, sondern den typischen „*equites*“!

Kurz: Der Rezensent hat noch nie ein so schlechtes Buch zum antiken Rom gelesen; er hat noch nie eine so miserable Caesar-Augustus-Biografie vorgefunden. Schade um die wunderbare Mühe, die Schareika und die WBG in dieses optisch so schöne Buch gesteckt haben. Es hat in keiner Schülerbücherei – wofür es scheinbar wie geschaffen ist – etwas verloren. Jedes Was-ist-Was-Buch (z. B. JUNKELMANN: Gladiatoren; oder: P. CONOLLY: Röm. Armee; bei Tessloff-Wissen) ist um Längen besser ...

Zum Schluss aus dem Reiche der Stilblüten wenige Beispiele: „Echos von Vergil lassen sich in einem Großteil der Dichtung der 20er Jahre finden (144)“ – „Sogar Augustus belästigte den Dichter mit dem Drängen nach neuen Fassungen (145)“ – „Antonia war eine gefürchtete Matrone der kaiserlichen Familie; ihr Sohn Germanicus wurde zur Machtübernahme aufgebaut (149)“ – „Fabius (sc. Fabius Pictor) ist ein primitiver Historiker (54)“ – „Sein Name reichte aus, um einen Hit zu garantieren (56)“ – „Mädchen aus der römischen Oberschicht heirateten oft, sobald sie viripotens waren (fähig zum Geschlechtsverkehr)“: Waren sie etwa Zwitter? – „Sogar wenn wir es nur als Fantasie betrachten, dass Augustus von seiner Frau Livia vergiftet wurde (147)“ – PLINIUS D. Ä. kam 69 n. Chr. beim Vesuv-Ausbruch ums Leben, verfasste aber lt. unserer allwissenden Autoren erst „während der frühen 70er Jahre“ seine *Naturalis Historia* – „Sein Vater war ein paar Jahre vor seiner Geburt verstorben (223)“, meinen die Autoren; vermutlich hat sich die Witwe auf einer antiken Samenbank bedient...

MEINHARD-WILHELM SCHULZ,
Seeheim-Jugenheim

THETIS. Mannheimer Beiträge zur Klassischen Archäologie und Geschichte Griechenlands und Zyperns (Hg. v. Reinhard Stupperich, Heinz A. Richter) Bd. 15. Mannheim 2008

Neben traditionsreichen Zeitschriften, die sich ‚nur‘ der griechisch-römischen Antike, der Antikerezeption, der Geschichte der Altertumswissenschaft widmen, gibt es in Deutschland mehrere Periodika, die außerdem in starkem Umfang Byzanz sowie das Griechenland und das Zypern der Neuzeit einbeziehen,¹ so *THETIS*, von dem Archäologen R. STUPPERICH und dem Griechenland- und Zypern-Historiker H. RICHTER herausgegeben. Beide betreuen auch die Buchreihe *PELEUS*, in der allein 2008/09 acht Bände herausgekommen sind, u. a. zur Göttermutter bei den antiken Griechen und zur Wiederbelebung der Olympischen Spiele 1896. Zur neueren Geschichte Zyperns legte H. Richter jetzt die Bände IV 1-2 vor; eine Zusammenfassung des Gesamtwerks, mit einem Ausblick auf die neueste Entwicklung, wird demnächst deutsch und englisch erscheinen.

Der neueste *THETIS*-Band behandelt u. a. die Außenkontakte der Ägäis bis zum 8. Jh. v. Chr., den KONSTANTIN-Bogen, eine Athener antikisierende Grabstele von 1903, den Militärputsch 1967 in Griechenland, das 1970er Attentat auf den zypriischen Erzbischof, Ethnarchen und Staatspräsidenten MAKARIOS. Im Beitrag über die deutschen Fallschirmjäger auf Kreta (1941) ist besonders interessant der Hinweis darauf, welche – später kriegsentscheidende – Bedeutung (U-Boot-Krieg!) das noch lange Jahre geheimgehaltene Knacken des deutschen Enigma-Codes durch die Engländer hatte. Zu STEFANOS SARAFIS (S. 171) könnte auf sein Buch „ELAS. Greek Resistance Army“, London 1980, hingewiesen werden; dazu s. *Deutsche Literaturzeitung* 107, 1986, 306ff. In „Deutschland und der Zypernkonflikt“ ist kurz auch von dem über längere Zeit recht intensiven Verhältnis Ostdeutschlands zu Zypern die Rede: Der dezidiert antibritische MAKARIOS war für die DDR nicht zuletzt als Chef der Bewegung der Nichtpaktgebundenen wichtig; man vergleiche hierzu Richters Standardwerk. – Alles in allem eine sehr informative Zeitschrift, deren Beiträge sich durchweg auch gut lesen.

Anmerkung:

- 1) Hier zu nennen auch: *Philia*/Würzburg; *Exantas*/Berlin (in Bd. 10 [2009] 92ff. sind die politischen Hintergründe der Leipziger Ehrenpromotion von Jannis Ritsos dargelegt); *Hellenika*/Münster, dazu *FC* 1/2007, 693f.

JÜRGEN WERNER, Berlin

KINDLERS LITERATUR LEXIKON, 3., völlig neu. Aufl., hg. v. Heinz Ludwig Arnold. Stuttgart, Weimar 2009 (J. B. Metzler). Bd. 1: A-Bak[unin]. XIV, 817 S.

„Der Kindler“ ist wieder da, völlig neu bearbeitet (hier kurz: KLL3). Zur Rezension lag lediglich Bd. 1 vor, nur er wird hier vorgestellt. Die 1. Auflage (8 Bde., 1965-74 u.ö.; hier: KLL1) begründete nach dem Vorbild entsprechender Lexika von BOMPIANI und BOMPIANI/LAFFONT überhaupt erst die Tradition von Werklexika im deutschen Sprachgebiet. Sie tragen dem Umstand Rechnung, dass Begegnung mit Literatur durchweg über das Bekanntwerden mit einzelnen Werken beginnt. Aus KLL1 erwachsen die „Hauptwerke der antiken Literatur“ (hg. v. E. SCHMALZRIEDT, 1976); s. *Gymn.* 84, 1977, 553-556. Zu dieser Art Wissensspeicher gehörte auch G. v. WILPERT, *Lexikon der Weltliteratur II* (1968); s. *DLZ* 90, 1969, 14-19, zu seinem „Lexikon der Weltliteratur“ 14 (2004) s. *FC* 2/08, 128f. Unter den KLL3 S. VII angeführten Qualitäten von KLL1 sollten nicht die 360 gut ausgewählten, meist farbigen, durchweg exzellent reproduzierten Illustrationen ungenannt bleiben, die in späteren Ausgaben Sparmaßnahmen zum Opfer fielen. – Die 2., neu konzipierte Auflage („Kindlers Neues Literatur Lexikon/KNLL“, hg. v. WALTER JENS: 22 Bde., 1988-98) ordnete das Material aus guten Gründen primär nicht mehr nach Werken, sondern nach Autoren. Schon diese Auflage war nicht europazentrisch und beschränkte sich nicht auf Belletristik (sie berücksichtigte z. B. ADORNO, GEORG AGRICOLA, LEON BATTISTA ALBERTI, BACHOFEN, BACHTIN, BACON); beide Aspekte spielen in KLL3 eine noch größere Rolle. Zu den sonstigen aus KNLL in KLL3 übernommenen Vorzügen s. *DLZ* 111, 1990, 532-536 und 112, 1991, 536-540 (diese Besprechungen hat bei der Pressekonferenz auf der Frankfurter Buchmesse anlässlich der Vollendung von KNLL sein Her-

ausgeber WALTER JENS ausführlich gewürdigt), ferner „Enge und Weite des Literaturbegriffs“, in: Sächs. Akad. d. Wiss., Arbeitsblätter 10, 1999, 25-31. Die Anwendung eines weiten Literaturbegriffs ist unabdingbar bei allen frühen Literaturen – das können auch außereuropäische Literaturen des 20. Jhs. sein –, ist doch bei der lückenhaften Tradierung alles vor GUTENBERG schriftlich fixierten mancher auf den ersten Blick unscheinbare Text nicht nur real- und sprachgeschichtlich, sondern auch literarhistorisch wichtig. Auch stehen viele Bereiche gesellschaftlichen Bewusstseins noch wenig differenziert nebeneinander, so die mehr oder weniger fabulose Reiseerzählung neben der ethnographisch-historiographischen Erkundung und Darlegung. Außerdem ist z. B. die griechisch-römische ‚Sachliteratur‘ (Geschichtsschreibung, Philosophie; Lehrgedichte über die verschiedensten Gegenstände) in hohem Maß kompositorisch, sprachlich-stilistisch, metrisch geformt. – Zahlreiche Änderungen in KLL3 ergaben sich aus der politischen und sonstigen Entwicklung seit 1989. Unter den Neuerungen seien hervorgehoben: 1. Die Eingliederung von (bei KNLL in die Supplementbände verwiesenen) Artikeln über Anonyma, Kollektivwerke, viel behandelte Stoffe und (Teil-)Literaturen in das Autorenalphabet (*Anthologia Latina*, *Anthologia Palatina*, Alexanderroman in der griechisch-römischen, orientalischen, mittel- und neugriechischen, osteuropäischen und sonstigen Literatur; Altägyptische Literatur; Altfranzösischer Antikenroman); 2. die Erweiterung der Sachliteratur-Artikel (aber warum fehlt BACHOFEN?); 3. 7700 Biogramme (Kurzviten mit grundlegender Literatur zu den Autoren); dies war schon DLZ 111, 1990, 535 gefordert worden.

Der Herausgeber HEINZ LUDWIG ARNOLD ist u. a. als Herausgeber des „Kritischen Lexikons zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur“ und „... zur fremdsprachigen Gegenwartsliteratur“ sowie der Zeitschrift „Text und Kritik“ bekannt; mehr zu seinen literaturkritischen und sonstigen Aktivitäten in „WER IST WER?“ 47 (2008/09). Er hat das Werk mit 75 Fachberatern und 1600 Mitarbeitern geschaffen, die 7900 Artikel aus KNLL übernommen bzw. aktualisiert und 5900 neu geschrieben haben; KNLL umfasste 1900 Artikel. Die altgriechische und die lateinische Literatur

sind gut berücksichtigt (auf die byzantinische und neugriechische sowie auf die mittel- und neulateinische gehe ich nicht ein): von ACHILLEUS TATIUS bis BACHYLIDES, von APULEIUS bis AUSONIUS. Oft sind alle nicht lediglich fragmentarisch überlieferten Werke eines Autors behandelt (z. B. 7 von AISCHYLOS, 11 von ARISTOPHANES). An griechischen Autoren ist gegenüber KNLL neu APPIAN, mit der wichtigen Darstellung der römischen Bürgerkriegsgeschichte (1861 schrieb MARX an ENGELS: „Abends zur Erholung Appians ‚Römische Bürgerkriege‘ im griechischen Original gelesen“, s. Helikon 11/12, 1971/1972, 604-608). Gegenüber KNLL vermisst man etwa die Lyrikerin ANYTE (s. Philol. 138, 1994, 252ff.), den für die römische und sonstige Novellistik wichtigen ARISTEIDES aus Milet (dazu CARL WERNER MÜLLER, *Legende Nouvelle Roman*, Göttingen 2006, 336ff.; oder kommt Aristeides unter dem Werktitel „Milesiaka“?), den Fabeldichter BABRIOS. Doch sei's drum: KLL3 umfasst in 17 Bdn. (Bd. 18 enthält Register usw.) knapp 14000 Artikel, KNLL enthielt in 20 ½ Textbänden 19000 Artikel; KNLL hat für den Buchstaben A 925, KLL3 nur 749 Seiten. Vor allem: Seit 1998 ist in zahlreichen Ländern bzw. Sprachen viel neue bemerkenswerte bis wichtige Literatur erschienen; da kann Älteres nicht mehr in demselben Umfang wie in KNLL berücksichtigt sein. Die bereits in der Antike beginnende Antikerezeption kommt in Artikeln über antike und/oder nachantike Autoren zu ihrem Recht, etwa bei ALKAIOS (→ HORAZ), AISCHYLOS (→ SOPHOKLES, EURIPIDES; HOFMANNSTHAL, O' NEILL, GIRAUDOUX, G. HAUPTMANN, SARTRE), bei ARISTOPHANES besonders im Hinblick auf die reiche Rezeption des „Plutos“ (frühe Neuzeit) und der „Wolken“ (Aufklärung), auf GOETHES Bearbeitung der „Vögel“, auf die „Lysistrate“-Nachdichtungen von KORTNER, HOCHHUTH, JENS (es fehlt der seit 1962 in Deutschland und im Ausland überaus erfolgreich gespielte „Frieden“ von HACKS). Berücksichtigt sind die Rückgriffe von APULEIUS auf LUKIOS aus Patrai, von ANOUILH auf SOPHOKLES und EURIPIDES, von ARETINO („Raggionamenti“) auf LUKIAN. Bei E. ARENDT ist generell von der starken Antikerezeption in der DDR-Literatur die Rede, vgl. FC 2/09, 154f. Einen Brücken-

schlag vermisst man bei ÄSOP wenn schon nicht zu BABRIOS, der kein Lemma hat, so doch zu PHAEDRUS, der hoffentlich in KLL3 vorkommt; zu ihm U. GÄRTNER, Latein und Griechisch in Berlin ... 1/07, 23ff. und A. FRITSCH, Äsop ... bei Phaedrus, ebd. 4/1990, 218ff. Zu Äsop/Phädrus könnte auf die noch heute benutzten Wendungen „äsopische Redeweise“ und vor allem „Sklavensprache“ hingewiesen werden, s. Die Weltbühne 85, 1990, 60., zu ARISTOTELES' „Organon“ auf BRECHTS „Kleines Organon für das Theater“, zur Frage eines 2. Buches von Aristoteles' „Poetik“ auf ECOS „Il nome della rosa“.

Zu den Lemmata: Wenn AISOPOS unter „Äsop“ steht, warum KLAUDIUS AILIANOS nicht unter „Älian“? – Die Reihung der Werke innerhalb der Autoren-Artikel erfolgt, wo es möglich ist, offensichtlich (im Vorwort ist nichts dazu gesagt) chronologisch nach Abfassung/Druck/Aufführung, wie die Durchsicht der Art. ARISTOPHANES und ANOUILH ergab. – Positiv zu werten ist, dass bei der Umschrift altgriechischer Werktitel (nicht: Autorennamen) Eta und Omega zur Unterscheidung von Epsilon und Omikron mit ē und ō wiedergegeben werden. Aber warum geschieht das nicht bei den ARISTOTELES-Titeln 563-577? (569 wird mit Dachakzent gearbeitet, warum so uneinheitlich?) Neugriechisches erscheint in der traditionellen Mischung aus phonetischer Transkription und bibliothekarischer Transliteration: η wird aussprachegerecht mit *i* wiedergegeben, aber υ, ει, οι, ebenfalls *i* ausgesprochen, mit *y*, *ei*, *oi*.

Ungeachtet der in FAZ.NET vorgetragene Einwände V. WEIDERMANN'S ist der neue Kindler die bedeutendste und umfangreichste deutschsprachige Darstellung der internationalen Literatur aller bis hin zur unmittelbaren Gegenwart. Darüber hinaus vermitteln – zumal in der Epoche von Wikipedia – Papier, Druck und Einband einen wahrhaft sinnlichen Genuss, so wie der Brockhaus in der 21. Auflage, s. FC 4/07, 324f.

JÜRGEN WERNER, Berlin

Friedrich Maier, Philosophie im Aufbruch, Die Geburt der Vernunft. Aus der Reihe „Antike und Gegenwart“. Bamberg: Buchners Verlag, EUR 15,10 (ISBN 978-3-7661-5987-8; Lehrerheft, EUR 23,50 (ISBN 978-3-7661-5997-8).

„Denken – ein Schlüssel zur Welt“ ist neben „Rede und Brief“ und „Mythos“ eines der drei Kapitel im nun auch gedruckt vorliegenden bayerischen Lehrplan für den Lateinunterricht der 10. Jahrgangsstufe, und im baden-württembergischen Lehrplan heißt es: „Im Lateinunterricht werden freilich nicht nur sprachliche und literarische Aspekte, sondern auch philosophische, politische, kultur- und kunsthistorische Inhalte behandelt. Dabei werden alle Lebensbereiche der Antike und deren Fortwirken in Mittelalter und Neuzeit mit einbezogen.“ Diese beiden Beispiele mögen als Belege dafür ausreichen, dass der Lehrplanbezug für die 10. Jahrgangsstufe gegeben ist.

Da erscheint nun FRIEDRICH MAIERS „Philosophie im Aufbruch“ zur rechten Zeit und – wie ich meine – in einem „machbaren“ Umfang und einer sehr ansprechenden Aufmachung. Gleichzeitig bietet der ausführliche Lehrerkommentar (mit CD) weit mehr als ein stützendes und hilfreiches Lösungsbuch.

Der Schülerband

Äußerlich attraktiv und handlich vermittelt das Heft sofort das Gefühl, dass man das „schaffen“ kann. Gleichwohl ist allen Unterrichtenden natürlich klar, dass in der 10. Jahrgangsstufe für das Philosophie-Projekt nur circa 10 Unterrichtswochen, also nicht mehr als 30 Unterrichtsstunden aufgewendet werden können und man somit auch hier wieder eine Auswahl treffen muss. Doch dazu später.

Man schlägt das Buch auf und bekommt sofort ein hilfreiches chronologisches Schaubild der im Textband vorkommenden griechischen Philosophen und Philosophenschulen geboten. Chronologisch ist zunächst auch der Textband aufgebaut: Auf den Seiten 9 - 27 werden die vorsokratischen Schulen von THALES bis DEMOKRIT behandelt, SOKRATES bildet das zweite Kapitel: S. 28 - 49. Im dritten Kapitel, Philosophische Schulen nach Sokrates, wird die chronologische Gliederung zu Recht zugunsten einer thematischen Ordnung verlassen. Unter Fragestellungen wie „Worin besteht das Glück des Menschen?“ oder „Wer oder was ist Gott?“ nehmen dann PLATON, ARISTOTELES, EPIKUR und ZENON Stellung. Die lateinischen Texte kommen natürlich zum

überwiegenden Teil aus der Hand CICEROS, aber auch SENECA, ERASMUS, VALERIUS MAXIMUS, GELLIUS, LAKTANZ oder AUGUSTINUS werden zitiert, ja sogar der nur schwer zugängliche anonyme ARISTOTELES LATINUS.

Latein im Zentrum

Überhaupt fällt beim ersten Durchblättern dem Lateinlehrer positiv auf, dass hier im Gegensatz zu manch anderen Lektüreprjekten Latein im Zentrum stehen. Den Schülerinnen und Schülern wird dabei positiv auffallen, dass die lateinischen Texte durchgehend kolometrisch gesetzt sind und dass der Umfang der Fußnoten nicht von vornherein ihre Hilflosigkeit gegenüber der lateinischen Lektüre dokumentiert. Wenn die Wortschatzarbeit in der von Friedrich Maier empfohlenen Weise betrieben wird, kann den Schülerinnen und Schülern wirklich das Gefühl von selbstständiger Lektüre vermittelt werden: Im alphabetischen Basiswortschatz werden auf sechseinhalb Seiten alle Wörter aufgelistet, die in den Texten mindestens dreimal vorkommen. Da es sich dabei nahezu ausschließlich um sog. Grundwortschatz aus der Lehrbucharbeit handelt, stellt das wiederholende Lernen dieser Liste keine lästige Aufgabe dar. Die Einzelwortschatzlisten zu den Textkapiteln können dann punktuell aufgegeben werden. Was dann noch bleibt, steht in den Fußnoten, und auch da werden die Schülerinnen und Schüler zu ihrer eigenen Zufriedenheit noch viel entdecken, was sie schon oder noch können. Insofern kann man sicher sagen, dass das Hauptproblem der Lektüreprhase, der lateinische Wortschatz weitgehend entschärft ist. Grammatische Phänomene werden im Kapitel „Syntax-Wiederholung“ exemplarisch behandelt. Auch darauf wird in den Fußnoten punktuell gezielt, aber diskret hingewiesen.

Aufgaben und Anregungen

Eindeutige Siglen bieten eine gute Orientierung: t = lateinischer Text, a = Aufgaben zur Texterschließung, z = Zusatztext, i = Sachinformation. Die lateinischen Texte sind – wo nötig – mit einem kurzen deutschen Hinführungstext versehen, kolometrisch gesetzt und mit einer Zeilenzählung versehen, welche die Orientierung in den Fußnoten erleichtert.

Die Aufgaben gehen in der Regel schrittweise vom reinen Textverständnis aus und führen über Transferleistungen zu persönlichen Stellungnahmen: Z. B.: „Was erwartet ... Sokrates von einem Politiker? Nehmen Sie dazu Stellung.“ (S. 40) Aber auch Anregungen zum eigenen „Forschen“ in Lexika oder im Internet werden gegeben, ebenso wie zum fächerübergreifenden Arbeiten („Sprechen Sie darüber auch mit Ihrem Physiklehrer.“ S. 23; „Zeichnen Sie Sokrates, wie er mit jungen Leuten auf dem Marktplatz von Athen diskutiert“ S. 47; „Gestalten Sie aus Bildern und Karikaturen zum metaphorischen Gebrauch des Damoklesschwertes eine Collage.“ S. 57) oder zum kreativen Schreiben („Entwerfen Sie einen Artikel über Sokrates' Bedeutung für die Menschen von heute, der im Feuilleton einer Zeitung abgedruckt werden soll.“ S. 47), um nur einige Beispiele zu nennen. Es ergeben sich genügend Ansatzpunkte für die vom Lehrplan geforderte Projektarbeit, bei der Inhalte des Lehrplans Latein im Mittelpunkt stehen können.

Die Zusatztexte öffnen den Blick auf das Wirken der antiken Philosophie bis in die Gegenwart, amüsieren auch mal mit Anekdotischem, vernetzen das Erarbeitete mit der gegenwärtigen Erlebniswelt der Jugendlichen und machen so allen, die sich mit diesem Buch und seinen Inhalten beschäftigen, klar, dass wir nicht mit dem Fernglas in eine längst vergessene Zeit zurückschauen, sondern im Sinne des „*tua res agitur*“ immer als Betroffene einbezogen, ja eigentlich gemeint sind. In diesem Sinne wirken auch die Illustrationen, die erklären, ergänzen, aktualisieren und anregen.

Auswahl

Bei der gerade angedeuteten Fülle der Aufgabenstellungen ist es offensichtlich, dass die Unterrichtenden auswählen müssen. Dabei werden sie sich sicher nach den Interessen der Schülerinnen und Schüler, ihren eigenen Vorlieben und dem schulischen Angebot richten. Gleiches gilt für die Zusatztexte. Bei den lateinischen Texten wäre natürlich wünschenswert, dass alle gelesen werden. Aber auch da werden je nach den Umständen Schwerpunktsetzungen nötig sein. Auch diesem Umstand kommt der Schülerband

entgegen: Bei Schülerinnen und Schülern eines naturwissenschaftlich-technologischen Gymnasiums werden vielleicht die Vorsokratiker breiteren Raum einnehmen; falls ein Großteil der Schülerinnen und Schüler in der neuen Oberstufe (Q 11 und Q 12) weiterhin Lateinunterricht bekommt (was ja vor Beginn dieses Lektüreblocks schon feststeht), könnte man im dritten Teil eklektisch vorgehen, da die nachsokratischen Philosophenschulen in der Oberstufe breiteren Raum einnehmen. Am Sokrates-Kapitel wird man jedoch nicht so leicht etwas „abknapsen“ wollen.

Grundwissen

In den neuen Lehrplänen wird zu Recht Wert darauf gelegt, dass Grundwissen „etikettiert“ wird. Waren Altphilologen früher meist der Meinung, dass alles, was sie vermitteln, Grundwissen ist, so ist doch mittlerweile deutlich geworden, dass in der Fülle der Informationen, die unsere Schülerinnen und Schüler geradezu überschwemmen, „Rettungsinseln“ des Wissens deklariert werden müssen, an die man sich vor Prüfungen halten kann, um ein Kondensat des Allerwichtigsten zu bekommen. Diesem berechtigten Wunsch der Lernenden versucht der Schülerband mit sechs zusammenfassenden deutschen Texten entgegen zu kommen, die immer mit „Die Leistung der ...“ beginnen und das bis dorthin Gelesene resümieren.

Mit Hilfe dieser Texte können die Schülerinnen und Schüler die fortschreitende Entwicklung der griechischen Philosophie sehr gut nachvollziehen. Die jeweils bis dahin gelesenen lateinischen Texte werden so einerseits in ihren geistesgeschichtlichen Zusammenhang eingebettet und andererseits in den Köpfen der Lernenden vernetzt. Gleichzeitig wird das in den notgedrungen oft kurzen Texten Gelesene erweitert und die Grundlage für das Verständnis des Folgenden gelegt. Ein besonderes Verdienst dieser Zusammenfassungen des Grundwissens ist die Beleuchtung der Rezeptionsgeschichte bis in die heutige Zeit: Es wird spätestens bei der Lektüre dieser Kapitel klar, dass im Lateinunterricht nicht irgendetwas aus einer fernen Zeit übersetzt und interpretiert wird, sondern dass es um Gedanken und Probleme geht, die uns heute noch genauso

betreffen wie vor über 2000 Jahren. Der Wert dieser Grundwissentexte ist nicht hoch genug anzusetzen: Selbst wenn aus Zeitmangel nicht die Erarbeitung aller lateinischen Texte möglich ist, sollten diese Abschnitte des Schülerbandes zur Pflichtlektüre erklärt werden.

Schülerinnen und Schüler, die dann vor einer Leistungserhebung noch mal „auf die Schnelle“ bereits Gelesenes und Gelerntes rekapitulieren wollen, können sich auf Seite 119 die Quintessenz zu Gemüte führen. Dort ist auf einer einzigen Seite das Allerwichtigste in kondensierter Form zu finden.

Zusammenfassung

Das vorliegende Lektürebändchen für die 10. Jahrgangsstufe des G 8 passt vorzüglich unter den Titel der Reihe: Antike und Gegenwart. Und es entspricht in allen Punkten den Lehrplänen der Zielgruppe. Die Schülerinnen und Schüler werden zu einer kritischen Auseinandersetzung mit menschlichen Verhaltensweisen und Weltanschauungen angeregt, was ihre Selbst- und Sozialkompetenz fördert. Sie lernen durch diese Auswahl von altersgemäßen Texten bedeutende Persönlichkeiten der europäischen Philosophie kennen und es wird ihnen bewusst, wie sehr das abendländische Denken von der Antike geprägt ist. Sie erfahren, dass sich durch die Auseinandersetzung mit bestehenden Positionen immer wieder neue Denkansätze entwickeln können. Dies alles leistet Friedrich Maiers Lektürebändchen „Philosophie im Aufbruch“ in ganz hervorragendem Maße. Es ist zu wünschen, dass möglichst vielen Schülerinnen und Schülern dieser Lektürebändchen an die Hand gegeben wird, denn er bietet die Gewähr, dass auch diejenigen, die das Fach Latein mit der 10. Jahrgangsstufe abschließen – und das werden wohl die meisten sein – fundierte Grundkenntnisse über die antike Philosophie mitbekommen, die ihnen sowohl beim Studium als auch im Privatleben nützlich und hilfreich sein können.

Der Lehrerkommentar

Mit 149 Seiten ist der Lehrerkommentar ca. 25 Prozent umfangreicher als das Schülerbuch. Das macht neugierig! Dabei werden sich zusätzli-

ches Bildmaterial und ergänzende Texte auf der beigegebenen CD befinden. Diese können – wie überhaupt der Lehrerkommentar – nur als Angebot verstanden werden, da die Schülers Ausgabe ja schon Material in Fülle bietet. Dennoch wird bei näherem Hinsehen sofort klar, dass hier mehr geboten wird als Lösungen der Aufgabenteile und Erleichterung der Unterrichtsvorbereitung. Schon bei einer ersten Durchsicht fällt auf, wie gewissenhaft und präzise alle Aussagen abgesichert werden. Die Fülle der herangezogenen Sekundärliteratur wird schon auf den ersten Seiten deutlich. Dabei ist es erfreulich, dass die entsprechenden Literaturhinweise nicht in einem ballastreichen Fußnotenapparat daher kommen, sondern in diskreter, die Lektüre nicht hemmender Form jeweils in Parenthese gesetzt sind. Und da haben wir auch schon das Stichwort: „Lektüre“. Kaum hat man diesen Lehrerkommentar in die Hand genommen und zu lesen begonnen, wird man regelrecht gefesselt und „liest sich fest“. Kenntnisreich und immer wieder spannend erzählend gelingt es Friedrich Maier, selbst altgediente Lehrkräfte wie den Autor dieser Rezension in seinen Bann, besser in den Bann der Philosophie zu ziehen. Auch diejenigen, die sich auf dem Gebiet der antiken Philosophie fit fühlen, werden viel erkennen, auch wiedererkennen und gleichzeitig neu sehen. Friedrich Maier ist es gelungen, eine Philosophie-Vorlesung, einen „Durchzieher“ durch die antike Philosophie in Form eines Lesebuchs zu gestalten, das sowohl den in der griechischen Philosophie nicht ganz Heimischen als auch den sog. alten Hasen sehr viel zu bieten hat. Dies gilt nicht nur für die die jeweiligen Kapitel einleitenden „Grundsatztexte“, sondern auch für die Einführungen zu den t-Stücken und sogar für die Erwartungshorizonte zu den Aufgaben. Auch wenn der Autor das sicherlich bescheiden zurückweisen wird: Man fühlt sich an „Sofies Welt“ erinnert, nur diesmal in einer Ausgabe für Erwachsene. Doch auch der eilige Lehrende, dem „in der Hetze des Schulalltags die umfassende Vorbereitung der Textinterpretation unmöglich ist“ (S. 10), wird „bestens bedient“: Die gleichen Siglen wie im Schülerband dienen der schnellen Orientierung und die klaren grafischen Analysen helfen bei der Erstellung von Tafelbildern.

Die Erwartungshorizonte der Fragen zum Text orientieren sich an möglichen Schülerleistungen und vermitteln so das Gefühl der Machbarkeit und problemlosen Nachvollziehbarkeit. Sieben Beispiele für „Große Leistungsnachweise“ und zwei Beispiele für „Kreative Projekte“ runden das Angebot ab.

Der Lehrerkommentar erfüllt also sowohl die zeitökonomisch-pragmatischen Bedürfnisse des leider allzu gestressten Lehreralltags als auch – und das in besonderem Maße – den Wissensdurst der philosophisch Interessierten. Denn eigentlich liegt hier ein Philosophie-Lesebuch vor, ein Compendium der antiken Philosophie, das in dieser Art einzigartig sein dürfte. Ich kann mir sehr gut vorstellen, dass sich viele Lehrkräfte diesen Lehrerkommentar auch dann kaufen, wenn sie gar nicht mit dem dazu passenden Schülerband arbeiten, einfach so, zur „erbaulichen Lektüre“. Dass dem so sein möge, wünsche ich dem Autor, Friedrich Maier, aus Überzeugung.

HANS DIETRICH UNGER, MÜNSTERSTADT

Gregor Bitto, Andreas Fuchs (Hrsg.), M. Tullius Cicero pro M. Caelio – Rede für M. Caelius. Kommentierte Cicerolektüre für die Vorbereitung auf das Latinum, Heidelberg 2009 (Universitätsverlag Winter). EUR 16,- (ISBN-10: 382535623X)

Wer sein *examen Latinum* erst anstrebt, nachdem er die Universität bezogen hat, ist vor eine gewaltige Aufgabe gestellt. Das gilt erst recht für alle, die nach den neuen Ordnungen studieren und zumindest in quantitativer Hinsicht riesige Pensen in kürzester Zeit bewältigen. Daher müssen die Arbeitsbedingungen und die Materialien in den Latinumskursen der Universitäten so gut sein, dass in knapp drei Semestern aus Anfängern *Ciceronianae/i* werden können. Der vorliegende Band will die letzten Abschnitte dieses beschwerlichen Weges begleiten. Der Ansatz der Autoren, der darin besteht, dass in einem Heft Einleitung, Text, Kommentar, Vokabeln, Begleittexte, Glossar und Probeklausuren in übersichtlicher und komprimierter Form Platz finden und sich ganz in den Dienst der *usability* stellen, ist sehr gut – seine Umsetzung ist an etlichen Stellen gescheitert. In der Einleitung steht folgendes Satzungenüm (S. 1): „In einer her-

ausragenden, nach *Pro Quinctio* (81 v. Chr.), der zweiten uns überlieferten Rede verteidigte Cicero 80 v. Chr. Sextus Roscius gegen den Vorwurf, er habe seinen Vater ermordet.“ So etwas erinnert den Rezensenten an verzeihliche Sprachhavarien in Proseminararbeiten, einem breiten Publikum ist es jedoch kaum zumutbar. Der eigentliche CAELIUS-Prozess wird erst ab S. 26 erklärt. Hier könnte vielleicht etwas stärker betont werden, wie sehr CICEROS suggestive Darstellung der *femme fatale* CLODIA und ihres angeblichen Liebhabers Caelius den Gesetzen der Rhetorik gehorcht und mit der Wirklichkeit vielleicht weniger als zunächst gedacht übereinstimmt. Die Ausschnitte aus der Rede sind gut gewählt, die Kommentare oft hilfreich. Etliche DONATSchnitzer bzw. Fehlinterpretationen des Textes trüben jedoch das Bild. Ich nenne nur einige Beispiele, die jedoch leider repräsentativ sind:

Cael. 33: das Wort *imago* ist nicht – wie der Kommentar will – m., sondern f.

Cael. 30: *omnia sunt alia non crimina, sed maledicta, iurgi petulantis magis quam publicae quaestionis*. Der Kommentar lautet: „Genitive mit zu ergänzendem *est* = es ist Zeichen, Eignart von etwas (genitivus possessoris)“ (sic!). Wie passt ein Singular in diesen Satz? „Alle anderen Punkte sind keine Anschuldigungen, sondern Schmähungen, sie passe eher zu einem dreisten Gezänk als zu einer öffentlichen Untersuchung.“

Cael. 50: Cicero hat in Cael. 49 (nicht in der Textauswahl) das Bild einer ruchlosen Person gezeichnet und sagt nun in Cael. 50 an Clodia gerichtet: *ne sint haec in te dicta quae dixi*. Der lapidare Kommentar „*ne* mit Konjunktiv Perfekt!“ führt einen Anfänger in die Irre. Es fehlen die Erklärung des Kontextes und der Hinweis, dass hier eben kein zeitstufenloser Prohibitiv vorliegt. Der (konzessive) Konjunktiv hat Vergangenheitsbedeutung: „Das, was ich gesagt habe, mag nicht gegen dich gesagt sein.“

Cael. 56: *Quae fuit enim causa, quam ob rem isti mulieri (sc. der Clodia) venenum vellet dare Caelius?* Der Hinweis, hier liege ein irrealer Satzmodus („hätte...wollen“) vor, ist nur für das Deutsche hilfreich, im Lateinischen findet sich normale konjunktivische *consecutio temporum* der Gleichzeitigkeit. Im folgenden Text stehen

dann – anders als der Kommentar meint – nirgendwo „abhängige“ Fragen. In der Frage am Ende des Paragraphen *et vos non videtis fingi sceleris maximi crimen ut alterius sceleris suscipiendi fuisse causa videatur?* kann *causa* nicht Ablativ sein. Der von BITTO und FUCHS abgedruckte Text vertauscht *fuisse* und *causa* miteinander, und ihr Kommentar – der leider auch hier den etwas komplizierten Kontext nicht erklärt – liest *causa* als Postposition. In dieser Form scheint mir der Satz jedoch unübersetzbar zu sein. Nimmt man *causa* einfach als Nominativ, heißt er: „Und seht ihr nicht, dass die Anschuldigung eines gewaltigen Verbrechens erdichtet wird, damit es einen Grund gegeben zu haben scheint, das andere Verbrechen zu begehen?“

Cael. 57: *et erat tam demens hic (sc. Caelius) cui vos ingenium certe tribuitis, etiam si cetera inimica oratione detrahitis, ut omnis suas fortunas alienis servis committeret?* Der Kommentar deutet *cetera* als Ablativ und bringt damit Ciceros Antithese *ingenium – cetera* durcheinander: „War der Mann hier, dem ihr wenigstens Gewitzheit zubilligt, auch wenn ihr seine anderen Eigenschaften durch eure gehässige Rede schmälert, so dumm, sein gesamtes Geschick den Sklaven fremder Leute anzuvertrauen?“

Cael. 59 sagt vom sterbenden Q. METELLUS: *cum iam ceteris ex partibus oppressa mens esset, extremum sensum ad memoriam rei publicae reservabat*. Die Angabe, dass *opprimi* hier ‚entweichen‘ heiße, führt meines Erachtens zu der seltsamen Aussage bzw. Vorstellung, dass der Geist des Metellus aus seinen anderen Körperteilen (*partes*) gewichen sei. Hier fehlt also der Hinweis darauf, dass *ceteris ex partibus* einfach etwa ‚ansonsten‘, ‚in anderer Hinsicht‘ bedeutet: „Auch wenn sein Geist ansonsten schon geschwächt war, sparte Metellus seine letzte Besinnung auf für den Gedanken an den Staat.“

Cael. 61: der Besitzer oder Pächter der *balneae Seniae* ist vermutlich kein Mann namens Senia, wie der Kommentar meint – hier wurde AUSTIN (Cicero, *Pro Caelio*, Oxford 1960) ad loc. gründlich missverstanden; vgl. D. PALOMBI, *balnea Seniae*, in: E.M Steinby (Hrsg.), *Lexicon Topographicum Urbis Romae*, Bd. 1, 163-4, Rom 1993.

Cael. 79: *constituitote ante oculos etiam huius miseri senectutem*. Wenn der Kommentar lautet: „Cicero denkt offensichtlich an den Vater Ciceros“, ist das komisch und traurig zugleich: hier geht es natürlich um Caelius' Vater.

Die Beispiele zeigen, dass der Kommentar mit großer Vorsicht zu benutzen ist. Neben etlichen *errata* stören zudem im Layout die falschen einfachen Ausführungszeichen, das Fehlen einer Kopfzeile zur schnelleren Orientierung, der etwas idiosynkratische Gebrauch des Zirkumflexes zum Kennzeichnen der Längen und die dreigliedrigen Angaben zu den Adjektiven zweier Endungen (z. B. *facilis, is, e*). Von der Benutzung des vorliegenden Bandes in Latinumskursen ist daher eher abzuraten, die Verwirrung ist größer als der Gewinn.

RODERICH KIRCHNER, Jena

Clara. Kurze lateinische Texte.

1. Ursula Blank-Sangmeister, *Vergil: Aeneas und Dido*, Heft 22, Vandenhoeck & Ruprecht: Göttingen 2007. 48 S. EUR 9,40. (ISBN 978-3-525-71721-9);
2. Stefan Kliemt, *Ciceros Philippische Reden. Eine Textauswahl*. Heft 23. Vandenhoeck & Ruprecht: Göttingen 2008. 48 S. EUR 9,40. (ISBN 978-3-525-71722-6);
3. Alexander Micha, *Senecas ‚De brevitae vitae‘ und ‚De Otio‘. Eine Textauswahl*. Heft 24. Vandenhoeck & Ruprecht: Göttingen 2008. 48 S. EUR 9,40. (ISBN 978-3-525-71723-3);
4. Stefan Kliemt, *Cicero, De finibus bonorum et malorum. Eine Textauswahl*. Heft 25. Vandenhoeck & Ruprecht: Göttingen 2008. 48 S. EUR 9,40. (ISBN 978-3-525-71724-0);
5. Ursula Blank-Sangmeister, *Die Atticus-Vita des Cornelius Nepos*, Heft 26, Vandenhoeck & Ruprecht: Göttingen 2009, 48 S. EUR 9,40. (ISBN 978-3-525-71725-7);
6. Ursula Blank-Sangmeister, *Wir und die anderen. Caesar und Tacitus über fremde Völker*, Heft 27, Vandenhoeck & Ruprecht: Göttingen 2009, 48 S. EUR 9,40. (ISBN 978-3-525-71729-5);
7. Stefan Kliemt, *Sallusts Bellum Iugurthinum*, Heft 28, Vandenhoeck & Ruprecht: Göttingen 2009, 32 S. EUR 9,40. (ISBN 978-3-525-71728-8);

8. Stefan Kliemt, *Augustus, Res gestae*. Heft 29 Vandenhoeck & Ruprecht: Göttingen 2009. 48 S. EUR 9,40. (ISBN 978-3-525-71727-2).

Die von VANDENHOECK & RUPRECHT publizierte Lektürereihe *Clara* umfasst zur Zeit fast 30 Ausgaben und enthält jeweils kurze lateinische Texte ganz unterschiedlicher Autoren der Antike, der Spätantike, des Mittelalters und der Neuzeit. Grundsätzlich ist es zu begrüßen, dass den Lehrkräften des Faches Latein eine große Bandbreite an Texten als Anfangs- und Übergangsektüre oder auch für den Einsatz in der Oberstufe zur Verfügung steht. PETER KUHLMANN schlägt in seinem jüngst erschienenen Buch: *Fachdidaktik Latein kompakt* (Vandenhoeck & Ruprecht: Göttingen 2009) unter anderem die *Historia Apollinii regis Tyrii*, Abschnitte aus der *Vulgata*, den Viten des CORNELIUS NEPOS oder auch einfache Passagen aus CICERO-Reden als Lektüre vor, verweist aber auch auf den sinnvollen Einsatz von Texten des Mittelalters und neulateinischer Texte, zum Beispiel: ENEA SILVIO PICCOLOMINI/Papst PIUS II., die Entdeckung Amerikas (AMERIGO VESPUCCI) oder Texte des dänischen Autors LUDVIG HOLBERG (*Nicolai Klimii iter subterraneum*) (Kuhlmann S. 30ff.). Nach Angabe des Verlages Vandenhoeck & Ruprecht wird großer Wert auf Übersichtlichkeit und Benutzerfreundlichkeit gelegt. Im Folgenden sollen die zuletzt erschienenen Hefte der Reihe (22-29) näher untersucht werden. Die meisten Lektürehefte enthalten ungefähr 20 Textabschnitte. Nach Aussagen der Bearbeiter bzw. des Reihenherausgebers HUBERT MÜLLER sind längere Sätze nach Sinneinheiten gesetzt. Rechts neben dem Text sind die Vokabeln angegeben, die nicht dem Grundwortschatz nach Klett zuzurechnen sind. Farblich hervorgehoben werden solche Lexeme, die dem Aufbauwortschatz angehören und die mehr als zweimal in der Textsammlung vorkommen. Die Herausgeber bieten Fragen und Aufgaben, die dazu beitragen sollen, die Texte zu verstehen und zu erschließen. Auch Abbildungen stellen eine weitere Zugangsmöglichkeit zu den Texten dar. Am Ende der Ausgaben findet der Nutzer einen Lernwortschatz, manchmal auch ein erklärendes Verzeichnis der Eigennamen (24, 26, 28). Hilfreich sind die Longa, damit die Schülerinnen und Schüler die langen Silben besser erkennen können.

Als erstes Beispiel möge Heft 23 dienen, das eine Auswahl aus Ciceros Philippischen Reden enthält. Der Bearbeiter STEFAN KLIEMT hat eine gelungene Auswahl aus den *orationes Philippicae* getroffen. Sein Ziel ist es, die „bewegte Zeit der ausgehenden römischen Republik von Caesars Tod bis zur Ermordung Ciceros näherzubringen“ (S. 2); das zweite Ziel besteht darin, dass die Leser „mit diesen Redeausschnitten Meisterwerke römischer Rhetorik“ kennen lernen (ebenda). Grundsätzlich soll den Schülerinnen und Schülern in der Phase der Übergangsektüre der Zugang zu Originaltexten erleichtert werden. Dies kann auf unterschiedliche Art und Weise geschehen, auch mit Hilfe verschiedener Dekodierungs- und Übersetzungsmethoden. Die in dieser Lektürereihe angewandte Methode, längere Sätze nach Sinneinheiten zu setzen, ist in der Fachdidaktik Latein eher unbekannt. Falls ein Satz syntaktische Schwierigkeiten aufweist, kann die Einrückmethode hilfreich sein. Auch das lineare Dekodieren nach H. J. GLÜCKLICH ist sehr gut praktikierbar. Die in dieser Reihe angewandte Methode muss sich fragen lassen, ob sie wirklich hilfreich ist. Satz 1 im Abschnitt 1 ist auf fünf Zeilen verteilt, ohne dass dem Schüler damit die Struktur der Periode wirklich einleuchtend erscheint:

*Antequam de re publica, patres conscripti,
dicam ea,
quae dicenda hoc tempore arbitror,
exponam vobis breviter
consilium et profectionis et reversionis meae.*

Der einleitende Temporalsatz verteilt sich auf zwei Zeilen, der Hauptsatz ebenfalls auf zwei Zeilen, obwohl kein syntaktischer Einschnitt vorliegt. Zeile 4 enthält das Prädikat, Zeile fünf das Akkusativobjekt, das am Ende des Hauptsatzes steht. Einleuchtend ist die Setzung von Satz 3, in dem die beiden negativen Hauptsatzteile auch zwei Zeilen umfassen, dem sich in der dritten Zeile der Nebensatz anschließt:

*Nec vero usquam discedebam
nec a re publica deiciebam oculos ex eo die,
quo in aedem Telluris convocati sumus.*

Problematisch ist wiederum die Gliederung von Satz 4, bei dem in ungewöhnlicher Diktion das Prädikat am Anfang der Zeile zwei steht und die beiden Objekte auf zwei Zeilen verteilt sind:

*In quo templo, quantum in me fuit,
ieci fundamenta pacis*

Atheniensiumque renovavi vetus exemplum.

Dass die Wort- und Sacherklärungen nicht unter, sondern neben dem Text stehen, ist sicherlich eine Hilfe, die Art der Setzung des Textes unserer Meinung eher nicht.

Ein Spezifikum dieses Heftes ist die Vorstellung zahlreicher Stilfiguren, wobei allerdings Tropen und Figuren nicht voneinander unterschieden werden. Arbeitet man alle Texte durch, kennen die Schülerinnen und Schüler die wichtigsten Stilmittel (auch selten vorkommende wie die Epimoné, die *correctio* oder das Epiphonem). Da die anderen Hefte solche Stilstika nicht bieten, wäre es ratsam, dieses Heft nicht als letztes zu bearbeiten, sondern an einer zentralen Stelle der Lektürephase zu benutzen, da Stilfiguren auch bei der Lektüre von Texten eines AUGUSTUS, SENECA, VERGIL usw. eine große Rolle spielen.

Pro Textpassage werden 4 bis 5 Aufgaben formuliert, entweder als Fragen oder als Arbeits- oder Rechercheaufträge. Auch Kurzreferate sind in dieser Lektürereihe eine beliebte Aufgabe. Hier ist die Lehrkraft bei der Beurteilung der Richtigkeit der Lösungen gefragt, denn anders als die von demselben Verlag herausgegebene Reihe *Exempla*, der jeweils ein „Lösungsband“ zur Seite gestellt ist (*Consilia*), fehlt diese Hilfe in der Reihe *Clara*. Da zur Zeit aufgrund des Lehrermangels in Latein auch fachfremd unterrichtet wird, stellt sich die Frage, ob solchen Lehrkräften nicht ein „Lösungsheft“ willkommen wäre. Die Auswahl des Bildmaterials ist insgesamt gelungen, da es Zusammenhänge zwischen Text und Bild gibt. Es werden bei den ausgewählten Bildern auch die Quellen angegeben, was bei den Übersetzungen zusätzlichen Materials häufig nicht der Fall ist. Offensichtlich hat der jeweilige Bearbeiter die Texte selbst aus dem lateinischen Original übersetzt.

Ein etwas anderes Konzept verfolgt das Seneca-Lektüre-Heft (Heft 24). Hier bietet der Herausgeber ALEXANDER MICHA neben meist recht kurzen lateinischen Texten einen längeren erklärenden Text zum Autor, zur Textstelle und zum Inhalt auf Deutsch. Das Bildmaterial ist hingegen recht knapp gehalten. Wie zu erwarten, ist das Bild

von RAFFAEL „Die Schule von Athen“ abgedruckt worden (S. 27), aber auch einige Abbildungen aus den Werken von HONORÉ DAUMIER (1808-1879) (S. 25 und S. 35) sowie aus den *Caprichos* von FRANCISCO DE GOYA (1746-1828) (S. 12).

In Heft 22 über die Aeneas und Dido-Geschichte aus VERGILS Aeneis beschränken sich die Hinweise über Autor und Werk, sieht man von den knappen eingestreuten Informationen auf S. 5 und S. 9 ab, auf das Versmaß des Epos und eine Vorstellung der beiden Protagonisten (S. 2f.). Hier werden vonseiten der Unterrichtenden mehr Details eingebracht werden müssen, um die Schülerinnen und Schüler die zu übersetzende Episode aus dem Rahmen des Individuell-Tragischen in den politischen Kontext einordnen lassen zu können. Denn er besteht doch neben der Skizzierung der von AUGUSTUS propagierten römischen Kardinaltugenden in der mythischen Begründung der Feindschaft zwischen Karthago und Rom, die lediglich im „moderne[n] Urteil“ und in Aufgabe 5 auf S. 45 recht zusammenhanglos angesprochen wird.

Als Fortsetzung dieser Linie hätte sich nach Ansicht der Rez. die HANNIBAL-Vita des CORNELIUS NEPOS eher angeboten als die ATTICUS-Vita, deren sich Heft 26 derselben Herausgeberin annimmt. Auch in ihm wäre eine über die kurzen Informationen zur politischen Situation in der zweiten Hälfte des 1. Jhts. v. Chr. auf S. 13 und S. 17 hinausgehende Kenntnisvermittlung wünschenswert, da es den Schülerinnen und Schülern in der Regel daran aus dem Geschichtsunterricht mangelt. Nach wissenschaftlichen Maßstäben inkonsequent ist schließlich die Anlage des Personenverzeichnisses (S. 42-44). Vorherrschendes Prinzip ist die Ordnung nach dem *nomen gentile*; dann aber gehört der Kaiser TIBERIUS nicht unter T, sondern unter CLAUDIUS und TAMPHILUS unter BAEBIUS (M. BAEBIUS TAMPHILUS); Tamphilus ist sein *cognomen*.

Heft 25 enthält eine Auswahl aus CICEROS Schrift *De finibus bonorum et malorum* und bietet eine Dreiteilung. Zuerst findet der Leser Textpassagen zur epikureischen Philosophie und der Kritik dazu; dann wird die Stoa vorgestellt und die Kritik an dieser in Rom weit verbreiteten philosophischen Strömung; als drittes folgen Texte zur peripateti-

schen Philosophie. Die Ausgabe enthält zahlreiche Bilder, nicht nur der antiken Philosophen, sondern auch solcher der Neuzeit, z. B. von J. J. ROUSSEAU, Th. HOBBS, G. W. F. HEGEL und J. G. FICHTE. Mit dieser Auswahl erhalten die Schülerinnen und Schüler einen guten Einblick in die verschiedenen philosophischen Richtungen der Antike.

Unter dem Titel: Wir und die anderen. CAESAR und TACITUS über fremde Völker (Heft 27) finden sich Textpassagen nicht nur zu den Galliern und Germanen, wie es das Buchcover vermuten lässt, sondern singuläre auch zu den antiken Griechen und den neuzeitlichen Einwohnern der von COLUMBUS entdeckten karibischen Inseln. Hier ist der Bogen der thematischen Lektüre eindeutig überspannt, da verbindende Elemente in Form der Arbeitsaufträge fehlen und logischerweise auch nicht existieren können. Im Sinne historischer Kommunikation, die immer epochegebunden sein muss, erscheint eine solche Konzeption nicht vertretbar, zumal sie auch noch um vier weitere Texte zur Frage der Berechtigung von Krieg im politischen Alltag erweitert wird (CICERO, SENECA, AUGUSTINUS und ISIDOR VON SEVILLA).

An Heft 28: SALLUSTS *Bellum Iugurthinum* erscheint die Prämisse, unter die die Textauswahl laut Klappentext gestellt ist, „de[r] politisch-moralische[n] Verfall Roms“, fragwürdig. Zwar relativiert der Herausgeber diese pauschale Aussage auf S. 3 unter Spiegelstrich drei: „... will sie Sallust als Beispiel für moralisierende Geschichtsschreibung vorstellen, ...“, aber eine wirkliche Problematisierung dieser Sichtweise bleibt aus. Im so genannten Parteienexkurs (S. 20f.) deutet sich zwar eine Fragestellung an, die Sallust als Parteigänger der Popularen und „beredte[n] Ankläger der Senatsaristokratie“ erkennbar werden lässt. Aber selbst wenn es ihm in seiner Zeit noch nicht möglich war, andere den Prozess der Geschichte bestimmende Faktoren auszumachen als die von ihm benannten, dürfen Schülerinnen und Schüler heute nicht seine moralisierende Betrachtung der späten römischen Republik als Ergebnis aus dem Unterricht mitnehmen. Die Abbildungen in der Ausgabe haben lediglich veranschaulichenden Wert, sind aber nicht in die Aufgaben zum jeweiligen Textabschnitt einbezogen.

Heft 29 bietet eine Auswahl aus den *Res gestae* des AUGUSTUS. Sie kann insgesamt als gelungen bezeichnet werden, zumal der Herausgeber STEFAN KLIEMT eine Reihe von Zusatztexten beisteuert. So wird eine einseitige Sicht des Augustus verhindert. Einerseits greift Kliemt auf einige Passagen aus der Biographie SÜETONS zu Augustus zurück, andererseits bezieht er auch neuere Forschungsergebnisse mit ein, indem er zum Beispiel aus dem Augustus-Buch von HEINRICH SCHLANGE-SCHÖNINGEN (Augustus. Darmstadt 2005) passende Passagen ausgesucht hat. Dieses Verfahren sollte bei modernen Schullektüren gängige Praxis werden. Auch Textauszüge aus RONALD SYMES berühmtem Buch: *The Roman Revolution* fehlen ebensowenig wie Textbeispiele aus der *Historia Romana* des VELLEIUS PATERCULUS.

Ein Wort zu den Übersetzungen aus der Biographie SÜETONS sei gestattet. In einigen Fällen sind die übersetzten Sätze nicht fehlerfrei; so lässt sich *neque* (Sueton, Divus Augustus 28,3) nicht mit weder übersetzen, da eine folgende Negation fehlt („Rom, das weder entsprechend der Würde des Reiches geschmückt war und das Überschwemmungen und Bränden ausgesetzt war, schmückt er so sehr“... (S. 28)); falsch ist auch folgende Übersetzung, ein Zitat aus ENNIUS (S. 43): „Nachdem das erhabene Rom aufgrund von erhabener Vogelschau gegründet worden war.“ (Sueton, Divus Augustus 7,2 *Augusto augurio postquam incluta condita Roma est*); eine passende Übersetzung wäre zum Beispiel: „Nachdem das berühmte Rom aufgrund erhabener Vogelschau gegründet war.“

Fazit: Die einzelnen Hefte sind als Reihe redaktionell nicht so sorgfältig vereinheitlicht wie etwa die Reihen *Transfer* und *Antike und Gegenwart* des Buchner-Verlags, die *Lateinlektüren* und *Lateinlektüre aktiv* des Klett-Verlags oder die *Unterrichts-Materialien Latein* des Stark-Verlags. Denn manche Hefte besitzen ein Personenverzeichnis, andere ein Eigennamenverzeichnis, das auch Orte einschließt, wieder andere verzichten ganz darauf. Einige nennen die Lernvokabeln mit diesem Namen, andere Lernwortschatz. Dessen ungeachtet handelt es sich in allen Fällen um die dankenswerte Bereitstellung von aufbereiteten

Texten und weiteren Zusatzmaterialien, die in dieser Form gut in den heutigen Unterricht passen. Aber sie erfordern eben, wie die angeführten Beispiele zeigen wollen und weil es an Lehrerbegleitbänden mangelt, kundige Lehrer.

Anmerkung:

- 1) M. Fuhrmann, *Geschichte der römischen Literatur*, Stuttgart 2005, 253.

DIETMAR SCHMITZ, Oberhausen
MICHAEL WISSEMAN, Wuppertal

Schlag nach!

1. REBELLO, Meryll, *Antike*, Göttingen 2009 (Vandenhoeck & Ruprecht), ISBN 978-3-525-71057-9, Eur. 9,90, 96 S., 2 Abb.;

2. HIRT, Annette, *Lateinische Literatur*, Göttingen 2009 (Vandenhoeck & Ruprecht), ISBN 978-3-525-71054-8, Eur. 9,90, 64 S., 1 Abb.

Knapp gefasste Nachschlagewerke, konzipiert für Schule, Studium und interessiertes Publikum, erleben neuerdings einen regelrechten Boom: *prima. Sachbuch* von 2008, *Die Welt der Römer* von 2008, *Res Romanae* von 2008, *Basiswissen Antike. Ein Lexikon* von 2006, *Metzler Lexikon Antike* von 2006 oder *Das antike Rom* von 2002, um nur einige wenige Beispiele aufzuzählen.

Mit einer Seitenzahl von unter 100 stellen die beiden vorzustellenden Werke diejenigen mit dem geringsten Umfang aus dieser Reihe und mit der eindeutigen Beschränkung auf die Schule dar. 78 Lemmata umfasst die *Antike* und 55 die *Lateinische Literatur* sowie 17 Einträge im Glossar. „Surfen“ wir nun also durch Schlag nach!, wie es HIRT in ihrem Vorwort rät, obwohl das Internet den Gewohnheiten gegenwärtiger Schülerinnen und Schüler vielleicht mehr entgegenkäme.

Der Band über die lateinische Literatur enthält die wesentlichen Autoren eines traditionellen Schullektürekanons. Aber seit sich der Blick des Faches über die Grenzen der goldenen und silbernen Latinität hinaus geöffnet hat, hat sich auch das Spektrum der Autoren erweitert. Zwar findet sich THOMAS MORUS als Lemma, aber man könnte sich auch gut vorstellen, dass ein HYGIN Erwähnung fände, AMBROSIUS, HIERONYMUS, die *Vulgata* oder CELSUS, EINHARD, ENEA SILVIO PICCOLOMINI, GIOVANNI PICO DELLA MIRANDOLA

oder AMERIGO VESPUCCI, um nur einige Beispiele zu nennen, die der Rezensent als Desiderate ansieht. Denn von diesen Autoren liegen schöne Schulausgaben z. T. im selben Verlag vor. Hier herrscht offenkundig eine konzeptionell nicht mehr zeitgemäße Zentrierung auf eine bestimmte Epoche vor. In sich unschlüssig erscheint es auch, dass Ambrosius und Hieronymus, die keine eigenen Lemmata erhalten haben, im Glossar s. v. Kirchenvater neben AUGUSTINUS aufgelistet werden. Der Benutzer hat also nicht die Möglichkeit, sein möglicherweise gewecktes Interesse in diesem Büchlein zu befriedigen. Gleiches gilt für SÜETON, der s. v. PLINIUS als Biograph angeführt wird, und AVIAN, der unter dem Stichwort „Fabel“ steht. Nicht recht nachvollziehbar bleibt weiterhin, dass CELSUS fehlt, aber der Band *Antike* der Medizin einen größeren Artikel widmet. Ebenso wenig einsichtig ist, warum „Volkstribun“ im Glossar der *lateinischen Literatur* singuläre Erwähnung findet, wo es im Band *Antike* ein Lemma „Beamte“ gibt. Es verwundert auch, dass der Artikel AUGUSTUS im Band *Antike* zu finden ist, aber das Lemma „Augusteische Zeit“ im Heft *Lateinische Literatur*; man würde es umgekehrt erwarten. Schließlich finden sich manche Artikel in beiden Bänden; etwa CAESAR, CICERO, Fabel, HORAZ u. a.. Alle diese Beispiele mögen verdeutlichen, dass eine genauere inhaltliche Abstimmung innerhalb der Bände, aber auch aufeinander und hinsichtlich der Anforderungen an den aktuellen Lateinunterricht von redaktioneller Seite vonnöten gewesen wäre.

Selbst inhaltlich hat der Rez. Bedenken vorzubringen. S. v. HORAZ heißt es beispielsweise im Band *Lateinische Literatur*, dass der Dichter „die Wertschätzung und Gunst des Augustus [genossen habe], in dessen Dienst er sich dennoch nicht stellen wollte“. In Anbetracht der Römeroden und des *carmen saeculare* scheint diese These fragwürdig,¹ aber auch weil Horaz in c.2,7 berichtet, Merkur habe ihn aus der Schlacht von Philippi entrückt, genau der Gott also, mit dem er später Augustus identifizierte, c.1,2. Differenzierter stellt hingegen der Band *Antike* das Verhältnis des Horaz zur politischen Macht mit dem Hinweis auf die Schenkung des Sabinums und auf die Auftragswerke dar.

Unter PHAEDRUS lesen wir, dass die Fabel neu in Rom gewesen sei und dass ihr Ursprung im 1. Jh. n. Chr. liege. Das ist so keinesfalls richtig, denn schon bei LIVIUS finden wir die Fabel vom Magen und den Gliedern aus der römischen Frühzeit, und HORAZ überliefert die Fabel von der Stadt- und der Landmaus; abgesehen davon zählt die Fabel zu den ältesten literarischen Genera der Weltliteratur überhaupt. Wir dürfen also annehmen, dass dieses Genre auch in Rom seit jeher bekannt war. PHAEDRUS ist demnach lediglich der erste, der eine Sammlung von Fabeln veranstaltet und den Begriff Fabel auf dieses Genre angewendet hat.²

Im Artikel über die Mahlzeiten vermisst der Rez. die Erwähnung des *garum*, der antiken Maggi-Würze, die im ganzen Reich verbreitet war und einen Grundbestandteil der Ernährung aller Bevölkerungsgruppen ausmachte.³

Diese wenigen Exempla mögen belegen, dass das offenkundige Bestreben, die Fülle an Informationen über die Antike und ihre Literatur auf einen geringen Umfang und ein vermeintlich niedriges Schülerniveau zu reduzieren, vielerorts, besonders im Band *Lateinische Literatur*, zu weit getrieben wurde. Auf diese Weise haben sich Fehler und Undifferenziertheiten eingestellt, die die beiden Bände nur bedingt empfehlenswert erscheinen lassen. Außerdem sind sie in weiten Teilen durch Doppelungen redundant, was ihre Titel nicht erwarten lassen. Hier müsste der Verlag bei einer Neuauflage deutlich nachbessern. Grundsätzlich aber bleibt die Frage, ob die Buchform für eine derartige Publikation überhaupt noch das geeignete Medium darstellt.

Anmerkungen:

- 1) Vgl. dazu auch R. Syme, *The Roman Revolution*, Oxford 1939, im Kapitel: *The Organisation of Opinion*.
- 2) Vgl. dazu M. Wissemann, *Fabel. Zur Entwicklung der Bezeichnung für eine Literaturgattung*, *Fabula* 33, 1992, 1-13.
- 3) Vgl. dazu M. Wissemann, *Essen und Trinken in neutestamentlicher Zeit*, *Mitteilungsblatt des deutschen Altphilologenverbandes NRW*, 55,3/4, 2007, 12-21.

MICHAEL WISSEMAN, Wuppertal

„Antike allerorten“ – vereint oder getrennt

In Heft 3/2009 des FORUM CLASSICUM liest man auf S. 244f. einen geradezu begeisterten und begeisternden Bericht über die FIEC-Tagung (*Conférence de la Fédération Internationale des Associations d'Études Classiques*), die vom 24. August 2009 an eine Woche lang in der Berliner Humboldt-Universität veranstaltet wurde. Unter den Organisatoren befand sich der DAV-Bundesvorsitzende, während die Erste Vorsitzende der Mommsen-Gesellschaft als Gastgeberin fungierte. Beteiligt waren offenbar weder der DAV noch die Mommsen-Gesellschaft *per se* an der Veranstaltung selbst. Im vorausgehenden Heft (2/2009) wurde auf S. 83 (1. Seite des Heftes) unter dem Titel „Antike allerorten“ auf den FIEC-Kongress und überdies auf den 12. internationalen Lateinkonvent der *Academia Latinitati Fovendae*, der im September 2009 in Regensburg stattfand, werbend hingewiesen. Ich weiß nicht, wie viele Organisationen im nationalen und internationalen Antike-Geschäft es noch gibt, auf deren Kongresse bzw. Konvente hätte verwiesen werden können. Im Heft 3/2009 wurde selbstverständlich zum DAV-Kongress 2010 in Freiburg eingeladen. Antike allerorten – wahrhaftig!

Das griffige Motto „Antike allerorten“ lädt ein zu ein paar Reflexionen und Reminiszenzen, die mir beim Blick zurück auf meine gut vierzig Jahre DAV in verschiedenen Rollen – Mitglied, Rechner, Bezirksvorsitzender, nunmehr beobachtender Ruheständler – in den Sinn kommen. Wenn es nach der Zahl der antikebezogenen Organisationen und ihrer Großveranstaltungen ginge, müsste einem um die Zukunft unserer Fächer Latein und Griechisch nicht bange sein. Da scheint geradezu eine Parallele zu den weltweiten großen – und kostspieligen – politischen Treffen der Großen dieser Welt vorzuliegen, – ob auch in deren häufiger Wirkungslosigkeit, sei dahingestellt. Entsprechend zu den immer aufwändigeren DAV-Versammlungen, die sich ursprünglich mit der bescheideneren Bezeichnung „Tagung“ begnügten, seit 1990 aber „Kongress“ genannt

werden, ist auch die publizistische Selbstdarstellung unseres Verbandes augenfälliger geworden: aus dem anfänglichen „Mitteilungsblatt“ – das älteste in meinem Besitz stammt von 1963 – hat sich seit 1997 das FORUM CLASSICUM gemausert. Kam man in den 1960er und 1970er Jahren auf selten mehr als 20 Seiten und schlechtem Papier bilderlos weitgehend mit Mitteilungen aus, so kann heutzutage unser publizistisches Organ, illustriert, mehrfarbig, auf Hochglanzpapier, mit seinen manchmal über 100 Seiten pro Ausgabe – im Jahr gegen 300 Seiten tendierend – nach Umfang und Inhalt durchaus mit den altherwürdigen Zeitschriften „Gymnasium“, „Hermes“, „Philologus“, „Gnomon“, „Rheinisches Museum“ – und wie sie alle heißen – konkurrieren (und will es vielleicht auch?). Parallel zur quantitativen und doch wohl auch qualitativen Steigerung der DAV-Hauszeitschrift sind die Einladungen zu den zweijährlichen Kongressen zu wahren kleinen, in der Tat einladenden, vielfarbigen, bis zu 32 Seiten umfassenden Werbeprospekten geraten – 1974, um ein Beispiel aus grauer Vorzeit zu nennen, kam man für denselben Zweck mit vier (4) Seiten aus, die dem Mitteilungsblatt beigelegt waren. Noch die Tübinger Tagung von 1986, in deren Organisationsteam ich selbst eingebunden war, benötigte für den erstmals mit einem Titelbild („Tübinger Waffenläufer“, schwarz-weiß) versehenen Einladungs-, Programm- und Informationsprospekt lediglich acht (8) Seiten. In welchem Verhältnis drucktechnischer Aufwand und Teilnehmerzahl stehen, kann ich nicht sagen, es interessiert mich auch nicht sonderlich. Auch will ich hier nicht ein Plädoyer für das vormalige „Einfache Leben“ des DAV halten, obwohl der bescheidenere Rahmen in überschaubarem Teilnehmerkreis an überschaubarem Ort schon seinen Reiz besaß: Bamberg, Marburg und Tübingen sind mir dafür in angenehmer Erinnerung. Ich komme vielmehr auf ein in der Überschrift „Antike allerorten“ angedeutetes Bedenken zu sprechen: auf die fast verwirrende Angebotsvielfalt.

In der Öffentlichkeit aufgewertet wurde der DAV-Kongress weniger durch die Umbenennung

von der „Tagung“ zum „Kongress“ (erstmalig 1990 in Hamburg), als vielmehr durch die Erfindung des „Humanismus-Preises“ und dessen erste Verleihung 1998 in Heidelberg: sowohl der Preisträger, Altbundespräsident RICHARD VON WEIZSÄCKER, als auch dessen Laudator, der ehemalige Oberbürgermeister von Stuttgart, MANFRED ROMMEL, verschafften dem Preis und der verleihenden Institution die gebührende öffentliche Wahrnehmung.

Eine andere Verstärkung ins öffentliche Bewusstsein hinein – und im Kontext des europäischen Zusammenwachsens meine ich damit eine über Deutschland hinausreichende Öffentlichkeit – sehe ich in der Einlösung des Mottos „Antike allerorten“ in der Form, dass die oben erwähnte Vielfalt mit mehr Gemeinsamkeit in Erscheinung treten sollte, dem Grundsatz folgend: *Multum, non multa*.

Einem langjährigen DAV-Mitglied mit gutem Gedächtnis mag bei der Lektüre der anfangs erwähnten, großzügig gesponserten FIEC-„Großveranstaltung“ (so der Bericht) einfallen, dass in ferner Vergangenheit einmal ein gemeinsamer Kongress – damals noch „Tagung“ genannt – von DAV und Mommsen-Gesellschaft stattfand, bei dem die geballte Kompetenz der Klassischen Philologie – einschließlich ihrer Didaktik – und ihrer Nachbargebiete sich ein Stelldichein gab: 1970 in Freiburg (wo 2010 der nächste DAV-Kongress zum zweiten Mal seit über 40 Jahren sein wird, was bisher m. W. nur Köln (1976 und 2004) und Göttingen (1980 und 2004) geschafft haben). Über dieses eine Mal hinaus allerdings sind die beiden Verbände, die doch weitgehend dieselben oder sich ergänzende Ziele verfolgen, in den letzten Jahrzehnten m. W. nicht in gemeinsamen Großveranstaltungen aufgetreten, haben es vielmehr bei gelegentlichen gegenseitigen Grußworten bewenden lassen. Die Zeiten, da der DAV von manchen Mitgliedern der Mommsen-Gesellschaft naserümpfend als *altphilologischer Lehrerverein* abgetan wurde, während die *Klassische Philologie* in der Mommsen-Gesellschaft – *scil. Universität* – zu Hause sei, sind ja wohl endgültig vorbei, und man konnte auch als Mitglied der Mommsen-Gesellschaft Vorsitzender des DAV werden (so Prof. LEFÈVRE, Freiburg, in den

1970er Jahren, von 2001 bis 2003 Vorsitzender der Mommsen-Gesellschaft); ob noch weitere DAV-Präsidenten auch der Mommsen-Gesellschaft angehörten, entzieht sich meiner Kenntnis. Längst sind sich beide Verbände darüber im Klaren, dass nur gemeinsam Erfolge in der Sicherung der klassischen Bildung an Universität und Gymnasium erreicht werden können. Warum aber sind die gemeinsamen Veranstaltungen so selten? Dasselbe gilt für das COLLOQUIUM DIDACTICUM CLASSICUM (CDC), das nur ein einziges Mal sich mit dem DAV zu einer Tagung zusammengetan hat (1986 in Tübingen). Von daher sind mir bis heute freundschaftliche private und fachliche Verbindungen zu Kollegen im Ausland geblieben, die ich nicht missen möchte. Auch mit der EUROCLASSICA gab es nur einen einzigen gemeinsamen Kongress: 1998 in Heidelberg. Liegen nur lokale bzw. terminliche Schwierigkeiten oder grundlegende Differenzen vor?

Die Rückbesinnung auf verbandsübergreifende Zusammenkünfte soll die von den Zeitumständen gebotene Anregung einschließen, darauf hinzuwirken, unserer Sache mehr Schlagkraft dadurch zu verleihen, dass die „Antike allerorten“ nicht allzu getrennt marschiert, sondern mit all ihren Kräften möglichst oft vereint auftritt. Was man schon 1970 – unter offensichtlich bescheideneren Bedingungen – schaffte, das sollte im neuen Jahrhundert erst recht möglich sein. Wünschenswert ist es auf jeden Fall: gemeinsame Präsenz zu zeigen, möglichst „allerorten“! Was unter den christlichen Konfessionen, wenn auch unter Wehen und unter schwierigeren Bedingungen, erstrebt und 2010 zum zweiten Mal realisiert wird, nämlich gemeinsame Kirchentage, das sollte auch machbar sein unter den „Konfessionen“, die sich zur Antike bekennen: „ökumenische“ Veranstaltungen.

GOTTFRIED KIEFNER, Tübingen

Zur Leipziger Universitätsgeschichte

In FC 3/2009, S. 243, äußert sich KURT SIER, mein Amtsnachfolger an der Universität Leipzig, zu meinem Beitrag über die „Geschichte der Universität Leipzig“ IV 1. Er bezeugt – „in freundschaftlicher Verbundenheit“ – „Respekt vor den

Verdiensten der späteren [nach DORNSEIFFS Tod tätigen] Fachvertreter und den wissenschaftlichen Leistungen, die sie in schwieriger Zeit erbracht haben“. Schade, dass dies nicht in der „Universitätsgeschichte“ erkennbar ist: da hieß es nur, dass „durch persönlichen Einsatz der Fachvertreter ... eine gewisse Kontinuität erhalten blieb“; aber worin bestand sie? Wenn weiter gesagt wurde, dass „1992/93 ... z u n ä c h s t ein Lehrstuhl für Lateinische Philologie eingerichtet“ wurde, so klingt das, als habe der Lehrstuhl für Griechische Philologie ebenfalls erst nach der Wende neu geschaffen werden müssen. Auch der von Kurt Sier apostrophierte „gutwillige Leser“ ahnt nicht, dass dieser Lehrstuhl bereits 1985, unter DDR-Bedingungen, wieder eingerichtet worden war, und das hatte etwas mit der Arbeit des darauf berufenen Wissenschaftlers zu tun: Schließlich wurden in der Leipziger Gräzistik auch nach Dornseiffs Tod (1960) im In- und Ausland bekannte und anerkannte wissenschaftliche Leistungen erbracht, über die das DDR-Hochschulministerium nicht hinwegsehen konnte, ungeachtet der Blockade des Leipziger Parteisekretärs, der gegenüber Parteilosen grundsätzlich misstrauisch war. Diese Sachverhalte hätten in der vermutlich für lange Zeit maßgeblichen „Universitätsgeschichte“ – ohne wesentlich mehr Platz zu beanspruchen – angemessener als mit der Wendung „blieb eine gewisse Kontinuität erhalten“ vermerkt werden können. Auf die Nennung von Namen und erst recht auf „Werturteile über lebende Personen“ kam es überhaupt nicht an.

Zu all dem musste Stellung genommen werden. Nach Lage der Dinge konnte dies – ich bedaure das – nur durch mich geschehen; ich tat und tue es ebenfalls in freundschaftlicher Verbundenheit.

JÜRGEN WERNER, Berlin

Europaflagge (FC 3/2009, S. 248)

Der kurze Bericht zur „Europaflagge“ von A. FRITSCH im FORUM CLASSICUM verdient höchste Anerkennung und sein Inhalt weitestmögliche Verbreitung. Dass die zwölf Sterne ‚unserer‘

europäischen Flagge übereinstimmen mit einer Schilderung in der Apokalypse – dieser Text wird gelegentlich in der Liturgie der Katholischen Kirche vorgetragen, z. B. an Mariä Himmelfahrt (15. August) – dies war mir bisher nur oberflächlich bewusst. Ihr Zitat des *Osservatore*-Artikels von PINZKA hat nun diese Hintergründe wieder bekannt gemacht. Somit gebührt Ihnen mein herzlichster Dank für diese Mitteilung, sollten doch wir Lehrer, aktive ebenso wie pensionierte, möglichst viel wissen und damit möglichst viel Wissen weitergeben können. Europa hat damit immerhin ein christliches Symbol, wenn auch erst auf den zweiten Blick zu erkennen, mit dem diese Vision aus der Geheimen Offenbarung verbunden ist. Ich werde auf diesen Zusammenhang zwischen Europaflagge und Apokalypse bei jeder sich bietenden Gelegenheit hinweisen, vor allem darauf, dass wir doch noch einen Hinweis auf unsere christlichen Wurzeln hier vorliegen haben.

ALFRED MEMMEL, Rannungen

Studien zu Tibull

Unser Mitglied und Leser Prof. Dr. GODO LIEBERG macht uns auf seine Studien zu TIBULL aufmerksam, die bei ihm direkt zu beziehen sind:

1) Godo Lieberg: *Tersus atque elegans maxime Tibullus*. Eine umfassende Sammlung der Urteile und Darstellungen von Dichtern und Gelehrten über den Stil Tibulls von der Antike bis zur Gegenwart. Mit einer Entwicklungsskizze seiner Beurteilung, auch im Vergleich mit Catull, Propertius und Ovid, zahlreichen Anmerkungen und einem Anhang über Tibull und die deutsche Dichtung. Bochum 2009, 85 Seiten, 18 Euro.

2) Godo Lieberg: *Tibulls Stil im Urteil der Jahrhunderte*. Von der Antike über den Humanismus bis zur Gegenwart. Bochum 2009, 13 Seiten; 5 Euro (Fotokopierter Umdruck. Zusammenfassung des obigen Titels).

Erhältlich beim Verfasser Professor Dr. Godo Lieberg, Cranachstr. 14a, D 44795 Bochum.

Attischseminar im Hellenikon Idyllion
Παρακαλοῦμεν εἰς τὸ συναττικίζειν καὶ τὸ
συμμελετᾶν τὸν τῶν ἀρχαίων Ἑλλήνων λόγον
8. – 22. Αὐγούστου 2010 ἐν τῷ Ἑλληνικῷ
Εἰδυλλίῳ.

Τίνα μὲν τῶν φιλελλήνων τὸ ἐν τῇ Ἑλλάδι ἀναπαύεσθαι καὶ ἅμα τὸ τὴν ἀττικὴν φωνὴν μελετᾶν καὶ ἀσκεῖν οὐκ ἂν ἐφέλκοιτο; οὐδαμοῦ δὲ γῆς ὁμοίον τι ἂν εὐρίσκοιτο διδασκαλικὸν ἐπιτήδευμα.

Ἐν μὲν οὖν μεγάλῳ καὶ ἐπισκίῳ καὶ παραθαλαττίῳ κήπῳ μαθηταὶ καὶ φοιτηταὶ καὶ πρεσβύτεροι πολλῶν χωρῶν συλλέγονται θαυμάζοντες, ὡς ῥαδίως ταῖς τῶν ἀρχαίων Ἑλλήνων λέξεις διαλεγόμεθα ἀλλήλοις καὶ ἀναγινώσκομεν συγγράμματα ἀξίας σοφίας τε μεστὰ καὶ φιλοσοφοῦμεν. Ἐν γὰρ τούτῳ τῷ ἔτει ἡ σπουδὴ περὶ τὰ τοῦ Πλουτάρχου φιλοσοφικὰ καὶ χαρίεντα ἔργα γενήσεται.

Ταύτη τῇ διδασκαλίᾳ ὁ τοῦ Ἑλληνικοῦ Εἰδυλλίου κτίστης, ὁ κύριος Ἀνδρέας Δρέκισ, βοηθεῖ ἤδη ἐκ ὀκτωκαίδεκα ἐτῶν μόνον ὀλίγα καὶ μέτρια αἰτῶν. Πολλάκις δὲ μουσικοὶ τε καὶ ἄλλοι τινὲς παιδεῖαν τιμώντες ἐν τῷ Ἑλληνικῷ Εἰδυλλίῳ διατρίβουσιν, ὥστε συναυλαὶ καὶ ἀκροάσεις τινὲς γίνονται ἐσπέρας. Καὶ οἷόν τ' ἂν εἴη ἄλλον τόπον θεάσασθαι καὶ δρᾶμά τι ἐν ἀρχαίῳ τινὶ θεάτρῳ.

Τὸ δ' Ἑλληνικὸν Εἰδυλλίον ἐπὶ τῇ πρὸς βορέαν ἀκτῇ ἐστὶν οὐ πολὺ ἀπέχον ἀπὸ τοῦ Αἰγίου τῆς Πελοποννήσου. Τοῦτο δὴ τὸ χωρίον διὰ τὴν ἰδίαν χάριν διαφερόντως Ἑλληνας ξένους ἐπάγεται. Τοῖς μέντοι μετέχουσι τρίκλινα καὶ τετράκλινα δωμάτια ὑπάρχει. Ἀλλὰ τοὺς μονόκλινον ἢ δίκλινον ζητοῦντας δεῖ πυνθάνεσθαι τιμῆς ἔνεκα. Μετὰ γε τὴν διδασκαλίαν τοῖς φοιτηταῖς, οἵπερ ἐφεξῆς τὰ ἀττικὰ σπουδάζειν μέλλουσιν, ἔξεστι καὶ τὸν σεπτέμβριον ἐν τῷ Ἑλληνικῷ Εἰδυλλίῳ δωρεὰν διατρίβειν (θεᾶσθε τὸ διαδύκτιον).

ἡ τιμὴ ἢ τῆς ἐν πολυκλίνοῖς δωματίοις διαμονῆς; διακόσια εὐρώ. ἢ τῆς διδασκαλίας τιμὴ; πεντήκοντα εὐρώ. ἐπιστείλατε τὴν κυρίαν εἰσαγγελίαν εἰς τὸν κύριον Helmut Quack, Eritstr. 23, D-25813 Husum, Τηλ. 04841-5429, e-mail: helquack@freenet.de – Hellenikon Idyllion, Andreas Drekiis, GR-25100 Selianitika/Egion, Τηλ. 0030/26910/72488 – Κινητόν 0030/6972/263/356, Ηλεκτρ. μήνυμα: hellenikon@idyllion.gr Διαδύκτιον: <http://www.idyllion.gr>

Klassisches Griechisch sprechen – 8. bis 22. August 2010 im Hellenikon Idyllion

Sich in Griechenland erholen und gleichzeitig seine altgriechischen Sprachkenntnisse erweitern und vertiefen – wen unter den Freunden von Hellas sollte das nicht verlocken? Es gibt dafür in der ganzen Welt nur diese eine Möglichkeit:

In einem großen, schattigen Garten dicht am Meer treffen sich Schüler, Studenten und Erwachsene aus vielen Ländern, entdecken zu ihrer eigenen Überraschung, daß sie sich in der antiken Sprache Griechenlands miteinander verständigen können, lesen gemeinsam wertvolle Texte und sprechen darüber. Im Sommer 2010 steht der Autor PLUTARCH mit philosophischen und musischen Texten im Mittelpunkt.

Das Seminar ist ein Förderprojekt von Hellenikon Idyllion, dessen Gründer ANDREAS DREKIS seit 18 Jahren dieses Seminar zu speziellen Konditionen anbietet. Seine Ferienanlage beherbergt öfters auch Musiker und andere Kulturinteressierte, deren Konzerte und Vorträge manche Abende beleben. Möglich sind ein Ausflug und der Besuch einer Aufführung in einem antiken Theater.

Das *Hellenikon Idyllion* liegt an der Nordküste der Peloponnes nahe Ägion in einem Ort, der wegen seines Charakters vor allem griechische Gäste anzieht. Den TeilnehmerInnen stehen Räume mit 3-4 Betten zur Verfügung. Erwachsene können auf Wunsch zu einem anderen Preis (auf Anfrage) in einem Doppel- oder Einzelzimmer untergebracht werden. StudentInnen, die sich im Anschluss an das Seminar noch mit besonderen Aufgaben zur attischen Sprache und Literatur beschäftigen möchten, können bis Ende September kostenlos im Hellenikon Idyllion wohnen (Näheres im Internet).

Der Preis für die Unterkunft in Mehrbetträumen beträgt 200 €. Der Preis für den Unterricht (4 Std. tgl.) durch den Kursleiter beträgt 50 €. – Verbindliche Anmeldung beim Leiter des Kurses: Helmut Quack, Eritstr. 23, D-25813 Husum, Tel. und Fax 04841/5429, E-mail: helquack@freenet.de. – Hellenikon Idyllion, Andreas Drekiis, GR-25100 Selianitika/Egion, Tel. 0030/26910/72488 – Mobil Tel. Nr. 0030/6972/263/356, e-mail: hellenikon@idyllion.gr – Internet: <http://www.idyllion.gr>

Aus den lateinischen Nachrichten des Finnischen Rundfunks

Anniversarium a muro Berolinensi deiecto vicesimum

Dies anniversarius vicesimus a muro Berolinensi deiecto die Lunae (9.11.2009) duce cancellaria Angela Merkel Berolini celebratus est. Aderant Mihail Gorbatschov, ultimus praesidens Unionis Sovieticae, Lech Walesa, pristinus praesidens Poloniae, qui consociationi Solidaritati praefuerat, Miklos Nemeth, pristinus praesidens Hungariae, qui primus fines patriae in occidentem aperuerat. Sollemnitas principalis apud Portam Brandenburgensem fiebat, quod velut symbolum liberationis Berolini orientalis factum est.

Circa proximam plateam murus symbolicus ex mille magnis tesseris domini ludi ductus erat. Tesserae erant duo metra et dimidium altae et murus ille longus sesquichilometrum. Prima ex illis tesseris a Lech Walesa inter sollemnitatem ita deiecta est, ut postea omnes tesserae singillatim caderent. Tessera cadentibus illustrabatur, quo modo regimina communistica autumno anni millesimi nongentesimi undenonagesimi (1989) aliud post aliud corruerent. Vespere facto spectaculum pyrotechnicum et concentus festivos sollemnitates clausurunt. (Tuomo Pekkanen, 13.11.2009)

Signa communistica vetita

Praesidens Poloniae Lech Kaczynski legi subscripsit, quae civibus usu omnium imaginum

et signorum ad communismum pertinentium interdicat. Censuit quidam senator novae legi favens communismum eodem modo tractandum esse ac nazismum, quod utraque doctrina aequae multis hominibus perniciosae fuisset. Polonos, qui e potestate nazistarum liberati sub ditionem communistarum venissent, bene scire, quales uni et alteri essent. (Reijo Pitkäranta, 4.12.2009)

Colloquia de climate Hafniensia

(Klimakonferenz in Kopenhagen)

Magnus de climate conventus Nationum Unitarum die Lunae (7.12.) Hafniae incepit. Adsunt quindecim milia repraesentatorum, qui ex centum nonaginta duabus nationibus venerunt. Spatio duarum fere septimanarum (7. – 18.12.) illi tractatum globale componere conantur, ex quo emissiones dioxydi carbonici ita deminuantur, ut calefactio climatis coerceatur. De emissionibus deminuendis nationes ditiores ante duodecim annos (1997) concordiam in urbe Kioto invenerunt, sed tractatus Kiotensis anno bis millesimo duodecimo valere desinet. Conventus Hafniensis ad id spectat, ut Kiotensi tractatui novus substituatur. Deliberatur praeterea, quibus modis nationes effectibus mutationis climaticae se accommodare possint.

(Tuomo Pekkanen, 11.12.2009)

Quelle: <http://www.yleradio1.fi/nuntii/id22632.shtml>

Antiquariat Kretzer kauft altphilologische Literatur

Wir suchen kritische Textausgaben, Kommentare,
Monographien, zweisprachige Ausgaben,
alte Drucke u. v. m.

**Gerne übernehmen wir auch größere
Sammlungen und Bibliotheken.**

Antiquariat Kretzer – Alter Kirchweg 23a – 35274 Kirchhain
Tel.: 06422/8981 19 ; www.antiquariat-kretzer.de

Autoren dieses Heftes (siehe Impressum, ferner):

Dr. Burkard C h w a l e k , Dromersheimer Chaussee 31 b, 55411 Bingen

Rupert F a r b o w s k i , Oppelner Str. 2, 31832 Springe, *rufar@freenet.de*

Manfred G l o c k , StD i.R., Mathildenstr. 13, 87600 Kaufbeuren

Dr. Gottfried K i e f n e r , Hauffstr. 7, 72074 Tübingen, *gottfried.kiefner@web.de*

Dr. Roderich K i r c h n e r , Friedrich-Schiller-Universität, Institut für Altertumswissenschaften,
Fürstengraben 1, 07743 Jena

Holger K o c h , StR, Steinachstr. 6, 69198 Schriesheim; Schule: Bunsen-Gymnasium Heidelberg,
koch@bg.hd.bw.schule.de

Reinhard L a m p , Feddersenstr. 15 A, 22607 Hamburg, *moreilamp@t-online.de*

Prof. Dr. Godo L i e b e r g , Cranachstr. 14a, 44795 Bochum

Alfred M e m m e l , StD i. R., Ludwig-Erhard-Str.2, 97517 Rannungen

Dr. Meinhard-Wilhelm S c h u l z , OStR, Gartenstraße 2 a, D-64342 Seeheim-Jugenheim,
Wolfhard.Schulz@lexware.de

Hans Dietrich U n g e r , Johann-Philipp-von-Schönborn-Gymnasium, 97702 Münnerstadt

Prof. Dr. Jürgen W e r n e r , Peter-Huchel-Str. 40, 12619 Berlin, *Juergen@werner-berlin.net*

PD Dr. Michael W i s s e m a n n , Siegersbusch 42, 42327 Wuppertal, *mwissemde@yahoo.de*

Herbert Z i m m e r m a n n , StD, Artilleriestraße 7 A, 52428 Jülich,
CHARPENTIER-JULIERS@t-online.de

FORUM CLASSICUM im Internet

Das FORUM CLASSICUM sowie sein Vorgänger, das Mitteilungsblatt des Deutschen Altphilologenverbandes, finden Sie seit Sommer 2009 auf der Homepage des DAV (*www.altphilologenverband.de*) unter dem Link „Veröffentlichungen“ / „Forum Classicum“ als PDF-Dateien bereitgestellt.

Bitte an die Verfasser von Rezensionen

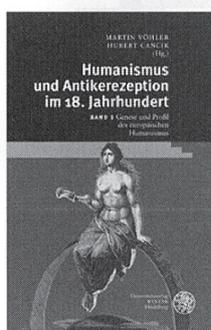
Besprechungen für das FORUM CLASSICUM sollen den Umfang von zwei (bis höchstens drei) DIN-A-4-Seiten nicht überschreiten und auf Fußnoten möglichst verzichten. Anmerkungen sollen nach Möglichkeit in den Text eingearbeitet werden. Zur besprochenen Publikation sind genaue Angaben erforderlich: Vor- und Nachname des Autors bzw. der Autoren oder Herausgeber, Titel des Werks, Erscheinungsort, Verlag, Erscheinungsjahr, Seitenzahl, Preis, ISBN-Nummer. Zum Verfasser der Rezension erbitten wir folgende Angaben (soweit möglich und sinnvoll): Vorname, Name, Titel, Funktion / Dienstbezeichnung, dienstliche und/oder private Postanschrift, Telefonnummer, E-Mail-Adresse.

Wichtiger Hinweis:

Mit allen Fragen, die die Mitgliedschaft im DAV oder das Abonnement dieser Zeitschrift betreffen, wende man sich bitte nicht an den Bundesvorsitzenden. Für Fragen der Mitgliedschaft sind die Vorsitzenden der 15 Landesverbände zuständig, deren Anschriften am Ende dieses Heftes abgedruckt sind. Für Institute und Abonnenten ohne Mitgliedschaft im DAV ist der Buchners Verlag zuständig (siehe Impressum).



CANCIK, HUBERT
VÖHLER, MARTIN (Hg.)
**Humanismus und
Antikerezeption im
18. Jahrhundert**



Band I
**Genese und
Profil des
europäischen
Humanismus**

herausgegeben von
MARTIN VÖHLER

und HUBERT CANCIK

2009. 216 Seiten, 35 Abbildungen.
(Bibliothek der klassischen Alter-
tumswissenschaften, Band 123)

Geb. € 55,-

ISBN 978-3-8253-5524-1

Band II
**Der Humanismus und
seine Künste im
18. Jahrhundert**

herausgegeben von MARTIN VÖHLER
ISBN 978-3-8253-5566-1

(In Vorbereitung für 2010)

KRUPP, JÓZSEF
Distanz und Bedeutung
Ovids Metamorphosen und
die Frage der Ironie

2009. 200 Seiten. (Bibliothek
der klassischen Altertumswissen-

schaften, Band 126)

Geb. € 40,-

ISBN 978-3-8253-5678-7

PATTEN, GLENN

Pindar's Metaphors

A Study in Rhetoric and Meaning

2009. x, 275 Seiten. (Bibliothek
der klassischen Altertumswissen-
schaften, Band 124)

Geb. € 35,-

ISBN 978-3-8253-5590-6

WITTCROW, FRANK

Ars Romana

List und Improvisation in der
augusteischen Literatur

2009. 397 Seiten. (Bibliothek
der klassischen Altertumswissen-
schaften, Band 122)

Leinen mit Schutzumschlag € 66,-

ISBN 978-3-8253-5476-3

BITTO, GREGOR

FUCHS, ANDREAS

**M. Tullius Cicero:
Oratio pro M. Caelio –
Rede für M. Caelius**

Kommentierte Cicerolektüre
für die Vorbereitung auf das
Latinum

2009. 127 Seiten. (Sprachwissen-
schaftliche Studienbücher)

Kart. € 16,-

ISBN 978-3-8253-5623-1

D-69051 Heidelberg · Postfach 10 61 40 · Tel. (49) 62 21/77 02 60 · Fax (49) 62 21/77 02 69
Internet <http://www.winter-verlag-hd.de> · E-mail: info@winter-verlag-hd.de

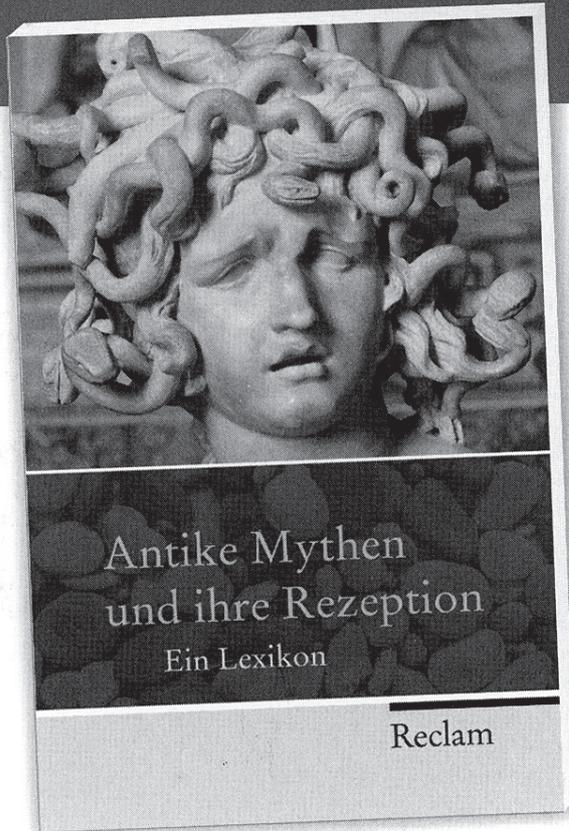
DEUTSCHER ALTPHILOLOGENVERBAND

Adressen der Landesvorsitzenden

- 1. Baden-Württemberg**
Prof. Dr. Bernhard Zimmermann
Am Pfarrgarten 10
79219 Staufen
Tel.: (0 76 33) 80 11 39
Bernhard.Zimmermann@altphil.uni-freiburg.de
- 2. Bayern**
StR Harald Kloiber
Pfalzgrafenstr. 1e
93128 Regenstauf (Oberpfalz)
Tel.: (0 94 02) 76 52
harald.kloiber@t-online.de
- 3. Berlin und Brandenburg**
StD Dr. Josef Rabl
Kühler Weg 6a
14055 Berlin
Tel.: (0 30) 3 01 98 97
Josef.Rabl@t-online.de
- 4. Bremen**
Imke Tschöpe
Rackelskamp 12
28777 Bremen
tschoepe@nord-com.net
- 5. Hamburg**
OStRin Ellen Pfohl
Baron-Voght-Str. 187
22607 Hamburg
Tel.: (0 40) 82 01 32
pfohl.rudolf@freenet.de
- 6. Hessen**
StDin Christa Palmié
Hünsteinstr. 16
34225 Baunatal
Tel.: (0 56 01) 96 50 66
chr.palmie@t-online.de
- 7. Mecklenburg-Vorpommern**
Christoph Roettig
Slüterufer. 15
19053 Schwerin
Tel.: (03 85) 73 45 78
ac.roettig@arcor.de
- 8. Niedersachsen**
StD Burghard Gieseler
Elritzenweg 35
26127 Oldenburg
Tel.: (04 41) 60 01 736
www.NAVonline.de
- 9. Nordrhein-Westfalen**
StDin Cornelia Lütke Börding
Eggeweg 46
33617 Bielefeld
Tel. (0521) 14 39 166
c.luetkeboerding@t-online.de
- 10. Rheinland-Pfalz**
StD Hartmut Loos
Am Roßsprung 83
67346 Speyer
Tel.: (0 62 32) 8 31 77
h.loos@gmx.net
- 11. Saarland**
OStR Walter Siewert
Sulzbachtalstr. 194
66280 Sulzbach
Tel.: (0 68 97) 6 45 51
wsiewert@arcor.de
- 12. Sachsen**
Dieter Meyer
Arltstr. 8
01189 Dresden
Tel.: (03 51) 3 10 27 61
ud-mey-dd@t-online.de
- 13. Sachsen-Anhalt**
Jörg Macke
Wülperoder Straße 31
38690 Vienenburg
Tel.: (0 53 24) 78 75 81
jrgmacke@aol.com
- 14. Schleswig-Holstein**
OStD Rainer Schöneich
Kieler Gelehrtenschule
Feldstr. 19
24105 Kiel
Tel. priv.: (04 31) 31 16 72
r.i.schoeneich@t-online.de
- 15. Thüringen**
StRin Bärbel Flaig
Anton-Sommer-Straße 41
07407 Rudolstadt
Tel. priv.: (0 36 72) 48 02 87
litterae26@aol.com

(Stand: Dezember 2009)

Neu in unserem Antike-Programm



Antike Mythen sind Geschichten ohne Ende: Seit über zweieinhalb Jahrtausenden werden sie weitererzählt. Dieses Lexikon stellt die oft sich wandelnden Interpretationen der wichtigsten Gestalten der griechisch-römischen Antike vor.

Nähere Informationen unter
www.reclam.de

**Antike Mythen und ihre
Rezeption**

Ein Lexikon · Hrsg.: L. Walther
255 S. · RT 20051 · € 12,90

**Klaus Held:
Treffpunkt Platon**

Philosophischer Reiseführer durch
die Länder des Mittelmeers
358 S. · 59 Abb. u. Pläne
RT 20186 · € 9,90

Die Sieben Weltwunder

Hrsg.: P. A. Clayton u. M. J. Price
Übers.: H.-C. Oeser
240 S. · 89 Abb. u. Pläne
21701 · € 8,90

Wir informieren Sie gerne über unsere speziellen
Bezugsbedingungen für Lehrer
Tel.: 07156-163155 Fax: 07156-163201
E-mail: lehrerservice@reclam.de

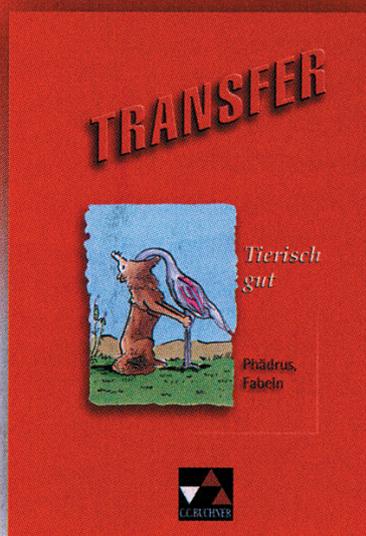
Reclam

B 4044

Postvertriebsstück
Gebühr bezahlt

Deutsche Post AG

C. C. Buchners Verlag
Postfach 1269
96003 Bamberg



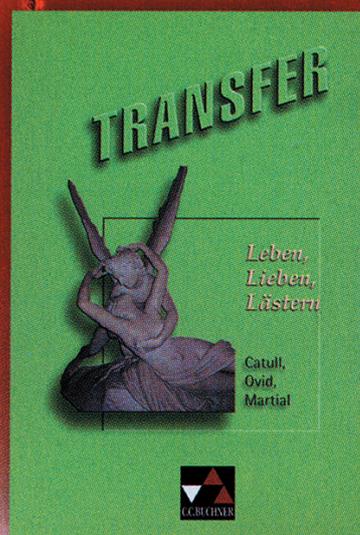
9. Tierisch gut
Phädrus, Fabeln.

Bearbeitet von Christian Zitzl
48 Seiten, Bestell-Nr. 5169, € 9,40

Die Ausgabe bietet 20 Fabeln mit gezeichneten Illustrationen und reichem Bildmaterial. Die Geschichten sind sprachlich nicht zu anspruchsvoll und für eine Lektüre ab dem 3. Lernjahr geeignet (8. Klasse).

Lehrerkommentare zu beiden Ausgaben befinden sich in Vorbereitung.

**Neu
in der
Reihe**



11. Leben, Lieben, Lästern
Catull, Ovid, Martial.

Bearbeitet von Andrea Kammerer
Bestell-Nr. 5171, € 9,40
Erscheint im Februar 2010

Unter dem Motto „Leben, Lieben, Lästern“ werden Texte von Catull, Ovid und Martial zu 15 thematischen Kapiteln gruppiert, die von der Lebenswelt und den Interessen der Schüler ausgehen.



C.C. Buchners Verlag

Postfach 12 69 • 96003 Bamberg • www.ccbuchner.de • E-Mail: Service@ccbuchner.de